Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 27 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 2. Juli 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost“.)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Der Grubenstreik in Westfalen so gut wie beendet? — Wieder ein Feldzug der Berliner Polizei gegen rothe Farben. — Neue deutsche Postmarken für den Jahrhunderts-Schluß. — Unsere Columbianischen Marken scheinen die Anregung dazu geliefert zu haben. — Neues vom Streit zwischen Ballestrem und Minister Brefeld. — Erfolg der kaiserlichen Bemühungen für die Hebung des deutschen Jacht-Sports — Vermischtes.

Berlin, 1. Juli. Kaiser Wilhelm vollendete heute die Jacht-Wettfahrten, und am Montag wird er Kiel verlassen, um eine lange Kreuzfahrt in den nordischen Gewässern zu unternehmen. Er ist hochbefriedigt von dem Ergebniß seiner Bemühungen zur Aufmunterung des Jacht-Sports in Deutschland. Eine unerwartet große Zahl ausländischer Boote nahm an der Kieler Regatta theil, und dieser internationale Charakter des Wettstreites wurde als ein weiteres Mittel, den Sport in Deutschland zu heben, willkommen geheißen. Auch eine Anzahl süddeutscher Bundesfürsten und Söhne reicher Familien, welche weit im Binnenland leben, kaufen dem Kaiser zuliebe jetzt Jachten und weihen sich ebenfalls in diesen Sport ein.

Für das Jahr 1900 ist eine neue Ausgabe deutscher Postmarken geplant. Die Zeichnungen für diese Marken stehen im Einklang mit der Idee des Kaisers, Deutschland als geeinigtes Reich recht auffallend hervortreten zu lassen. Sie werden groß und von länglicher Gestalt sein und ungefähr den Columbischen Weltausstellungs-Marken ähneln, welche in den Ver. Staaten ausgegeben wurden. Eine der betreffenden Zeichnungen stellt preußische und bairische Soldaten dar, welche sich die Hände reichen, während Germania segnend über ihnen schwebt. Andere Zeichnungen stellen den Kaiser dar, wie er den Reichstag eröffnet, oder zeigen berühmte nationale Denkmäler und allerlei denkwürdige Ereignisse, besonders im Leben der Hohenzollern.

Der Streit zwischen dem Reichstags-Präsidenten Grafen Ballestrem und dem preußischen Handelsminister Brefeld, resp. zwischen den betreffenden Zeitungsorganen, über die Frage der Erwähnung der Bielefelder Kaiserrede in einer Reichstags-Debatte ist noch immer nicht zu Ende! Ja er ist wieder in ein neues Stadium getreten. Erst hieß es bekanntlich, Graf Ballestrem habe einen „Rückzug“ angetreten, weil im amtlichen Stenogramm über jenen Wortwechsel zu lesen ist, Ballestrem gestatte die Erwähnung von Kaiserreden nur unter der Voraussetzung, daß dieselben im „amtlichen“ Theil des „Reichsanzeigers“ (nicht in diesem amtlichen Blatt schlechtweg) veröffentlicht seien. Im Reichstag selbst hatte Ballestrem diesen Ausdruck nicht gebraucht. Man nahm allgemein an, er selber habe diese nachträgliche Aenderung im amtlichen Stenogramm verfügt, — jetzt aber stellt er dies in der „Nordd. Allgemeinen Zeitung“ ganz entschieden in Abrede, und er nennt diese Aenderung eine ganz unbefugte!

Wie es scheint, wird jetzt irgend ein untergeordnetes Mitglied des Reichstags-Bureaus zum Sündenbock gemacht werden. Es wird bereits beschönigend gesagt, jener „Korrektor“ sei sich der Wichtigkeit der Aenderung nicht bewußt gewesen, und es würden ja noch gar manche Aenderungen im amtlichen Stenogramm über die Reichstags-Verhandlungen gemacht, besonders bezüglich der Schlußverhandlungen, bei denen es gewöhnlich etwas überhastet hergehe. Das ist jedoch eine ziemlich lahme Ausrede, wo es sich um einen Prinzipien-Streit zwischen dem Vorsitzer des Hauses und einem Minister handelte! Man hört auch die Ansicht äußern, daß Graf Ballestrem sich bei dieser Zwangskorrektur nicht beruhigen, sondern eher das Präsidentenamt niederlegen werde. Nun, es dauert noch lange, bis der Reichstag wieder zusammentritt, und bis dahin kann man über diese Geschichte tüchtig weiter kannegießern!

Ohne Zweifel wird im Reichstag selbst der ganze Rummel im November auf's Neue zur Sprache kommen. Der sozialistische „Vorwärts“ verdammt die Aenderung des amtlichen Stenogramms als eine ganz gewöhnliche Fälschung, welche ebenso verächtlich sei wie die Machinationen gegen Dreyfus in Frankreich.

Der, mit blutigen Unruhen verbunden gewesene Grubenarbeiter-Streik im Bochumer Distrikt, besonders in Herne, ist nach den letzten Nachrichten so gut wie beendet! Nach Allem, was in den letzten Tagen vorgefallen ist, muß man diese Angabe bis zum Eintreffen weiterer Aufklärung mit Vorbehalt aufnehmen. Bekanntlich hatten die Gewerkschaftler und die Sozialisten diesen Streik von allem Anfang an nicht begünstigt, aber sie hatten wenig Einfluß auf diese Streiker gehabt.

Die Berliner Polizei ist wieder eifrig damit beschäftigt, der Benutzung rother Schleifen bei Sozialisten-Begräbnissen ein Ende zu machen. Neuerdings beklagte sich der Präsident eines hiesigen Arbeiterverbandes — bekanntlich sind hier so ziemlich alle Arbeiterverbände sozialistischen Charakters — beim Polizeipräsidenten darüber, daß ein Schutzmann einen Leichenzug auf der Straße zum Anhalten zwang und mit Gewalt alle rothen Bänder von den Blumen abriß, welche von den Freunden des dahingeschiedenen Genossen getragen wurden. Es wurde ihm eine schriftliche Antwort zutheil, welche Obiges bestätigte und noch hinzufügte, daß die Polizei „im Interesse der Erhaltung des öffentlichen Friedens“ Ordre erhalten habe, keine demostrativen Abzeichen bei Leichen-Blumenschmuck zu gestatten, auch nicht rothe Bänder und Schleifen, und wenn die Leichengesellschaft diese anstößige Farbe nicht gutwillig abnehme, gewaltsam von den Schleifen und Bändern Besitz zu ergreifen.

Mit den bisherigen Entscheidungen der Gerichtshöfe steht dieses polizeiliche Vorgehen nicht im Einklang. Erst am 6. Juni war im Gericht eine Anzahl Arbeiter freigesprochen worden, welche „unordentlichen Betragens“ angeklagt waren, weil sie rothe Schleifen und Bänder bei einem Leichenzug benutzt hatten. Bekanntlich hat auch erst vor Kurzem im Reichstag die Frage der rothen Farbe zu einer Debatte geführt, und auch die jetzige Kampagne der Berliner Polizei dürfte bei erster Gelegenheit im Reichstag ihr Echo finden.

Jüngst hat der sozialistische „Vorwärts“ auch wieder ein geheimes Rundschreiben veröffentlicht, welches vom Grafen Wilhelm Bismarck als Provinzial-Statthalter unterzeichnet ist (sowie von noch etwa 20 anderen Beamten) und alle patriotischen Gesellschaften, Veteranen-Vereine und Landwirthe-Verbände dringend auffordert, gemeinschaftlich die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Der „Vorwärts“ macht darauf aufmerksam, daß darin eine doppelte Verletzung der Verfassung liege; denn dieselbe verbiete die Theilnahme öffentlicher Beamter als solcher an der Politik und untersage außerdem nicht-politischen Vereinigungen bei strenger Strafe, politische Angelegenheiten zu erörtern oder zu betreiben.

Eine Zeitung, welche nicht gerade zu den verantwortlichen gerechnet werden kann, bringt die Anwesenheit des Fürsten Herbert Bismarck beim Kaiser in Travemünde mit dem Gerücht in Verbindung, daß Herbert Bismarck der Nachfolger von Recke v. d. Horst als preußischer Minister des Innern werden solle, wenn die Kanalvorlage Schiffbruch erleiden, und der Landtag aufgelöst werde. Es ist indeß kaum wahrscheinlich, daß ein Agrarier (wenn auch einer der gemäßigteren) dazu ausgewählt wird, den Feldzug gegen die agrarische Partei zu führen, wie er alsdann nothwendig sein wird. Eher wäre es möglich, daß Herbert Bismarck wieder in den Dienst des Auswärtigen eintreten würde, und verschiedene Reden, welche er vor Kurzem im Reichstag gehalten hat, werden von mancher Seite als Einleitung hierzu gedeutet.

Die Kanal-Kommission des preußischen Landtages ist über alle hochgeschraubten Vergütungs-Forderungen (wegen Schaden, welcher durch die Anlegung des Rhein-Elbe-Kanals angeblich entstehen könnte) hinweggegangen, mit Ausnahme des schlesischen Antrages, 2 Millionen Mark für Vermessungen behufs Regulirung des oberen Laufes der Oder zu bewilligen. Dieser Antrag wurde mit sehr knapper Mehrheit, nämlich mit 14 gegen 13 Stimmen, von der Kommission abgelehnt, mag aber gleichwohl im Landtag Annahme finden. Die Freunde des Kanals sind übrigens sehr ermuthigt darüber, daß der Kaiser jede Gelegenheit benutzt, sein Verlangen nach einer großen Flotte auszusprechen, so auch jüngst wieder auf dem Bankett in Kiel, das in Verbindung mit den Jacht-Wettfahrten stattfand.

In der Nähe der Berliner Vorstadt Schöneberg wurde jüngst von militärischer Seite eine interessante Probe mit einer neuen Azetylen-Reflektor-Lampe vorgenommen, welche speziell für den Dienst des „Rothen Kreuzes“ bestimmt ist. Unter der Vorstellung, daß wenige Stunden vorher eine blutige Schlacht auf jenem, ziemlich unwirthsamen Gebiet geschlagen worden sei, wurden fünf Detachements mit solchen Reflektor-Lampen ausgesandt, um nach Verwundeten zu suchen, während ein Korps Aerzte und Pfleger in einem Zelt auf die Einbringung der Verwundeten wartete. Die freiwillige Sanitäts-Kolonne von Berlin, 182 Mann stark, leistete bei dieser Uebung Beistand, und wie es scheint, verlief das Experiment befriedigend. Diese Lampen, welche bis zu einem gewissen Grade an amerikanische Zweirad-Azetylen-Gaslampen erinnern, sind eine Erfindung des Leutnants v. Kries, vom Garde-Train-Bataillon, und sie sollen einen breiten Lichtstrahl auf 80 bis 100 Meter Entfernung werfen.

Leutnant v. Kries hat übrigens noch eine, mit demselben Gas beleuchtete Lampe erfunden, welche ausschließlich zum Gebrauch im Feld-Operationszelt bestimmt ist.

Die „Frankfurter Zeitung“ greift Deutschlands Haltung auf der internationalen Friedenskonferenz Im Haag an, besonders in der Schiedsgerichts-Frage. Von den deutschen Vertretern auf jener Konferenz war geltend gemacht worden, daß jeder solcher internationale „Vertrag“ das individuelle Vorgehen zu stark einschränke. Das Blatt weist darauf hin, daß Deutschland auch die Kongo-Akte, nebst der obligatorischen Schiedsgerichts-Klausel, unterzeichnet habe, und sagt, die Deutschen seien doch nicht das einzige souveräne Volk in der Welt, und was andere Völker ohne Verlust ihrer Selbstachtung annehmen könnten, das würde sicherlich auch Deutschland nicht zu nahe treten.

Amtliche Telegramme aus Deutsch-China melden, daß jetzt in der Provinz Shantung die Ordnung völlig wiederhergestellt sei, und der dortige chinesische Gouverneur eine Kommission ernannt habe, um den deutschen Behörden Beistand zu leisten.

Eine eindringliche Warnung vor Ueberspekulation enthält der Jahresbericht der Breslauer Handelskammer. Es wird in dem Bericht darauf hingewiesen, daß die Preise von Kohlen, Eisen, Kupfer, Holz, Zement und anderen Rohstoffen bereits gefährlich hoch speien.

In einer Versammlung der preußischen Akademien der Wissenschaften versicherte Professor Diels, daß das Englische dazu bestimmt sei, die künftige Weltsprache zu werden. Er sagte, diese Sprache sei auf einer glücklichen Vermischung der germanischen und der lateinischen Wortwurzeln aufgebaut, und schon der handelsgeschäftliche Vorrang der englischsprechenden Völker sichere ihr den Sieg.

Das Berliner Theater wird in der kommenden Spielzeit das ausscheidende Jahrhundert durch fünf einaktige Operetten launig darstellen. Bühnendichter, Musiker und Schauspieler sind jetzt eifrig mit diesbezüglichen Entwürfen beschäftigt, von denen man sich einen großartigen Erfolg verspricht. Wir werden wohl noch von vielen anderen „Jahrhunderts-Ende“-Unternehmungen zu hören bekommen.

Blut fließt in Spanien!

Drei Stadträthe in Barcelona erschossen und 9 verwundet.

Barcelona, Spanien, 2. Juli. Die vielen Krawalle, welche seit Kurzem in verschiedenen spanischen Städten wegen des hohen Budgets stattfanden (das der Landtag annahm) gestalteten sich am Samstag hier besonders bösartig: Unmittelbar vor dem Rathhaus wurden drei Stadträthe von einem tumutuarischen Volkshaufen erschossen, und 9 verwundet.

Madrid, 2. Juli. An verschiedenen Orten hat es wieder Krawalle gegen das neue Staatsbudget gegeben, doch waren dieselben anderswärts nicht so blutig, wie in Barcelona.

In Valencia halten alle Ladenbesitzer ihre Geschäftsplätze wegen der drohenden Haltung des Volkes geschlossen, und das ganze Geschäftsleben stockt.

Die jetzige Unzufriedenheit ist die bedenklichste in Spanien seit mehreren Jahren.

Königlein Malietoa

Soll nächstens die Samoa-Inseln verlassen.

Berlin, 1. Juli. Wie die „Kölnische Zeitung“ unter'm 16. Juni aus Apia meldet, wird Malietoa Tanus, der Günstling der Engländer und Amerikaner, nächstdem nach den Fidschi-Inseln „transportirt“ werden.

Näheres über diese interessante Nachricht ist bis jetzt nicht in Erfahrung zu bringen.

Die Krise in Belgien.

Brüssel, 1. Juli. Die Bürgermeister von Brüssel, Gent, Antwerpen und Lüttich wurden heute von König Leopold in Audienz empfangen. Sie setzten ihm auseinander, daß sie nicht länger für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich gehalten werden könnten, wenn das Ministerium nicht die Wahlvorlage zurückziehe.

Der König erwiderte blos, die Möglichkeit seiner Einmischung sei durch die Verfassung beschränkt.

Kann interessant werden.

London, 1. Juli. Signor Cesare Lombroso, der berühmte italienische Psycholog und besonderer Untersucher von Geisteskrankheiten und verbrecherischen Entartungen, arbeitet jetzt an einer ernsthaften wissenschaftlichen Abhandlung für ein englisches Magazin über Leutnant Hobsons vorjährige „Küß-Tour“ in den Ver. Staaten.

Er sagt es selber.

Berlin, 2. Juli. Paderewski, der weltbekannte löwenmähnige Klavier-Virtuose, hat seine Berliner Freunde und Freundinnen in Kenntniß gesetzt, daß er sich thatsächlich am 31. Mai in Warschau mit der Baroneß Helene v. Rosen verheirathet hat.

Norwegische Ministerkrise?

Christiania, 2. Juli. Es droht eine neue Ministerkrise, anläßlich eines Streites zwischen dem König Oskar und dem jetzigen Kabinet über die Ernennung eines Oberbefehlhabers der Armee. Das Kabinet will General Olffen, der König will General Lorange.

Frankreichs Drama.

Die Schluß-Szenen bei der Ankunft von Dreyfus. — Am Hals ihres Gatten weint sich die getreue Frau aus. — Der Gefangene in Rennes bis jetzt anständig behandelt. — Er scheint schrecklich gealtert zu sein. — Stürmische See als Ursache der Verzögerung von Dreyfus' Landung bezeichnet.

Brest, Frankreich, 1. Juli. Die Landung des Hauptmanns Dreyfus zu Quibiron war eine völlige Ueberraschung für die Admiral- und andere Behörden dahier, welche noch bis heute Nachmittag nicht amtlich von der Thatsache in Kenntniß gesetzt waren.

Als das Kreuzerboot „Sfax“ (nachdem Dreyfus vom Wachtboot „Caudan“ abgeholt worden war) hier im Hafen eintraf, gestattete der Admiral Barrera Niemandem, es zu besteigen, und gab auch Ordre, daß vor Sonntag Niemand sich auf dem Boot einschiffen oder dasselbe verlassen dürfe.

Nachdem man hier nun doch einmal um die Landung von Dreyfus „betrogen“ worden ist, erkaltet das Interesse an der Affäre rasch. Nur wenige Personen gruppen sich an den Promenaden und Quays, von denen man den Hafen überschaut.

London, 1. Juli. Die „Pall Mall Gazette“ läßt sich über Dreyfus nach seiner Landung zu Quibiron (um halb 2 Uhr Morgens) noch melden:

Er war durch einen Kapuzen-Mantel fast völlig verhüllt, und da kein Licht vorhanden war, als das matte, welches die Laternen gaben, so konnte man nur kaum etwas von seinem ungekämmten grauen Bart und seinen hageren und besorgten Zügen flüchtig erhaschen.

Einige riefen halblaut „Nieder mit Dreyfus“, wurden aber von den Gendarmen rasch zum Schweigen gebracht. Darauf bestieg Dreyfus mit seiner Begleitung eine Equipage, und dieselbe fuhr so schnell, wie die tiefe Finsterniß es gestattete, nach dem Bahnhof. Dreyfus sprach die ganze Zeit über kein Wort.

Stürmische See hatte die Verbringung von Dreyfus aus dem Kreuzerboot auf das Wachtboot ziemlich verzögert.

Der Extrazug, welcher Dreyfus nach Rennes brachte, bestand aus drei Waggons und einem Gepäckwagen und stand längst bereit. Dreyfus öffnete persönlich die Verschlagthüre des für ihn bestimmten Waggons. Gerade als der Zug abfahren wollte, machte der örtliche Gesundheitsbeamte noch Schwierigkeiten; er wollte Dreyfus nicht abfahren lassen, weil derselbe erst von den Kolonien gekommen sei. Doch wurde diese Angelegenheit rasch in's Reine gebracht. Die Zeitungsreporter konnten nur einen Augenblick Dreyfus sehen, aber nicht sprechen. Der Zug hielt in Rabelais, drei Kilometer von Rennes. Dort stieg die Partie wiederum aus und bestieg rasch eine Equipage, die von zwei feurigen Pferden gezogen wurde. Das war um halb 6 Uhr Morgens. Unterwegs schloß sich ein kleines Gefährt, in welchem sich der Präfekt des Departements, Hr. Vigue, und drei Inspektoren befanden, der Equipage an.

Sonst verlief die Fahrt von Rabelais nach Rennes ohne Zwischenfall. Infolge der ausgedehnten Vorsichtsmaßnahmen, welche man getroffen hatte, kam Dreyfus und seine Eskorte unbemerkt vor dem Arsenal vorbei. Arbeiter, welche die Mauer-Anschläge lasen, drehten sich nicht einmal um und hatten offenbar keine Ahnung davon, wer in diesem Augenblick vorbeifuhr.

Als man aber Schlag 6 Uhr das Gefängniß erreichte, traf man eine Menschenmenge, welche seit Mitternacht vor dem Gefängniß gewartet und schon geglaubt hatte, man habe sie gefoppt. Beim Anblick des Landauers, welcher von Gendarmen umgeben war, riefen sie Alle mit Einer Stimme: „Da ist er!“ Aber Gendarmen und Truppen hielten die Menge in Schach, und rasend schnell wie eine Feuerspritze fuhr der Landauer in's Gefängnißgebäude hinein.

Dreyfus wurde in aller Form der Obhut des Gefängniß-Gouverneurs übergeben und nach einer Zelle im zweiten Stockwerk gebracht. Es hatte die ganze Nacht stark geregnet, aber die Sonne schien hell, als Dreyfus seinen Gefängnißraum betrat. Der Gouverneur benachrichtigte die Gattin von Dreyfus, und diese erwirkte unverzüglich von ihm die Erlaubniß, ihren Gatten zu sehen. Beinahe unbemerkt erreichte sie das Gefängniß und wurde nach der Zelle Nr. 830 geführt, in Begleitung von Madame Havet.

Das Zusammentreffen zwischen Dreyfus und seiner Gattin läßt sich eher fühlen, als beschreiben! Die Beiden hielten sich lange in den Armen geschlossen und weinten vor Schmerz und Freude. Der Gendarm, welcher Weisung erhalten hatte, beim Zusammentreffen zugegen zu sein, führte zwar seine Instruktionen aus, hielt sich aber in anständiger Entfernung.

Als Mme. Dreyfus das Gefängniß verließ, war sie doch ziemlich niedergeschlagen, wenn auch glücklich! Denn sie hatte ihren Gatten stark gealtert gefunden, mit weißem Haar und Bart, eingefallen und gebeugt. Wie sie sagt, wußte ihr Mann gar nichts von den Ereignissen der letzten zwei Jahre.

Rennes, Frankreich, 1. Juli. Es wird aus glaubwürdiger Quelle bestätigt, daß das Kriegsgericht, welches den Hauptmann Dreyfus prozessiren soll, am 31. Juli hier zusammentreten wird. Die Regierung ist sehr darauf aus, daß die Prozeßverhandlungen beginnen, sobald alles in diesem Fall zu unterbreitetenden Beweismaterial vorbereitet ist.

Paris, 2. Juli. Die Beamte des Kriegsministeriums gratuliren sich zu dem Erfolg ihrer Pläne betreffs Verbringung von Dreyfus nach dem Militärgefängniß in Rennes mit fast absoluter Geheimhaltung. Diese Pläne waren sorgfältig vorbereitet und wurden auch mit buchstäblicher Genauigkeit ausgeführt.

Die widersprechenden Berichte in den Samstags-Morgenblättern über die nächtliche Landung des Gefangenen zu Quiberon (an der Küste der Bretagne) und die rasche Fahrt nach Rennes zeigen klar, wie gut es gelang, die Bewegungen von Dreyfus Allen vorzuenthalten, ausgenommen denjenigen, welche mit der Leitung der Fahrt betraut waren.

Ohne Zweifel hatte die Regierung Befürchtungenen einer tumultuarischen öffentlichen Kundgebung bei der Rückkehr von Dreyfus gehegt, und man kann sagen, daß diese Befürchtungen so lange nicht ganz verscheucht waren, bis sich Dreyfus wirklich hinter den Gefängnißmauern in Rennes befand. Das Kriegsdepartement nahm den Beistand der tüchtigsten und kundigsten Offiziere der Armee in Anspruch, um den Plan für die Fahrt bis nach Rennes zu entwerfen!

Die Thatsache von Dreyfus' Ankunft auf französischem Boden war sogut wie unbekannt, bis dieselbe in den Büchern des Militärgefängnisses in Rennes eingetragen war.

Paris, 2. Juli. Die Reporter der Pariser Bläter haben vergebliche Versuche gemacht, Auskunft über die Reise des Kreuzerbootes „Sfax“ von der Teufelsinsel aus zu erlangen. Alle Offiziere dieses Bootes weigern sich, jedenfalls auf ausdrücklichen Befehl hin, ganz entschieden, direkt darüber zu sprechen. Aus gewissen Andeutungen jedoch, welche sie immerhin fallen ließen, scheint hervorzugehen, daß die Verzögerung in der Fahrt des Bootes nur zu dem Zweck erfolgte, damit Dreyfus wenigstens so viel Kraft gewinne, um die Aufregung und Ermüdung in Verbindung mit der Heimkehr ertragen zu können! Dreyfus wird niemals wieder so kräftig werden, wie er früher war. Seine Gattin war auf Schlimmes gefaßt, war aber doch, wie man hört, bei dem Zusammentreffen ganz überwältigt von seinem gealterten Aussehen.

Neue explosive Gelüste?

Es soll auf das Arsenal von Lyon abgesehen sein.

Lyon, Frankreich, 2. Juli. Die Militärbehörden dahier haben eine annonyme Zuschrift erhalten, worin Einzelheiten eines Komplotts angegeben werden, das Arsenal von Lyon in die Luft zu sprengen. Das Komplott ist in vielen Beziehungen demjenigen ähnlich, welches vor mehreren Monaten ausgeheckt wurde und zur Zerstörung des Arsenals von Toulon führte. (Wenigstens wurden die Explosionen daselbst mit einem solchen Komplott in Verbindung gebracht.) Obiges Schreiben hat bedeutende Beunruhigung verursacht, und es sind Extra-Wachen auf den Arsenal-Anlagen postirt worden. Noch andere besondere Vorsichts-Maßnahmen wurden von den Militärbehörden getroffen.

Inland.

Der Streik in Pingrees Fabrik.

Detroit, 2. Juli. In der großen sechsstöckigen Schuhfabrik von Pingree & Smith stockte am Samstag der Betrieb völlig. Kein einziger der 600 Angestellten war an der Arbeit. Frank Pingree, der Bruder des Gouverneurs Hazen S. Pingree, und thatsächlicher Leiter der Gesellschaft äußerte in einem Interview, das Gewerkschaftswesen habe 15 große Schuhfabriken in Detroit während der letzten dreißig Jahre kaput gemacht, aber die ihrige sollte dieses Schicksal nicht erleiden. (Bis jetzt war die Pingree'sche Schuhfabrik ebenfalls eine Gewerkschaftsfabrik gewesen). Es heißt, daß Frank Pingree den jetzigen Kampf — Streik und Aussperrung — herbeigeführt habe, um seinen Bruder aus der Politik herauszureißen.

Hochfluthen in Texas.

Belton, Tex., 2. Juli. Der Leonfluß steigt noch immer und steht jetzt 10 Fuß höher, als je zuvor. Große eiserne Brücken wurden weggerissen, und die Fluthen haben die hiesige elektrische Beleuchungs-Anlage intermirnirt. Unermeßlich soll der Schaden an den Feldfrüchten sein. Die Bewohner der Niederungen flüchten.

Muthmaßliches Wetter.

Washington, D. C., 1. Juli. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag jedenfalls schön, und am Montag wahrscheinlich auch. Südliche Winde.

Das ausklingende Sängerfest.

Die Wahl der Sängerbund-Beamten.

Cincinnati, 1. Juli. Der Norddeutsche Sängerbund erledigte heute die Beamtenwahl, welche folgendes Ergebniß hatte:

J. Hanno Deiler von New Orleans, Präsident (wiedergewählt); Charles Schmidt von Cincinnati, Erster Vizepräsident. (Zum Zweiten Vizepräsident wird später ein Buffalo'er gemacht werden). J. P. Frenzel von Indianapolis, Schatzmeister; Jakob Willy von Cincinnati, korrespondirender Sekretär; Adam Link, Finanzsekretär.

Die Delegaten des Nordamerikanischen Sängerbundes erörterten heute auch die vorgeschlagenen Aenderungen der Statuten weiter. Man beschloß, künftighin die Festmusik auf Massenchöre zu beschränken und Solisten, wenigstens bezahlte, auszuschließen. Auch nahm man die Bestimmung an bezüglich der Organisirung von Staats- oder zwischenstaatlichen Sängerbünden, welche jährliche Sängerfeste abhalten sollen. Der Musik-Ausschuß des Nordamerikanischen Sängerbundes soll die Musik für das allgemeine Bundessängerfest auswählen, das Buch der Musikstücke veröffentlichen und verkaufen und den Profit dem Schatz des Nordamerikanischen Sängerbundes zuführen. Der Ortsausschuß der Städte, in denen künftig Bundessängerfeste abgehalten werden, soll für das Eröffnungs-Konzert kein Eintrittsgeld nehmen.

Nach der Annahme der Statuten als Ganzes beschlossen die Delegaten, den Louisviller Liederkranz, angesichts seiner verdienstvollen 50jährigen Mitgliedschaft, zur Ehrenmitgliedschaft zu erwählen. Ferner wurde beschlossen, daß künftighin alle Gesangvereine, welche dem Bund 50 Jahre lang angehört haben, Diplome erhalten sollen.

Ueber den finanziellen Stand des diesmaligen Bundessängerfestes läßt sich noch immer nichts Gewisses sagen.

Mit dem glänzenden Konzert am Samstag Abend — über das sich zur Stunde noch kein detaillirter Bericht geben läßt, das aber hinter den vorigen in keiner Weise zurückstand — kam der musikalische Theil des Bundes-Sängerfestes zum Abschluß. Das Volksfest am Sonntag, im Zologischen Garten, wird aber jedenfalls noch sehr stark besucht werden. Obwohl schon manche Festgäste abgereist sind, trafen auch viele andere eigens für dieses Volksfest ein.

Am Samstag fanden auch noch viele kurze Ausflüge der Sangesbrüder und ihrer Freunde nach interessanten Plätzen hier und in der Umgegend statt, und das wahre Kaiserwetter, welches den ganzen Tag über herrschte, machte dieselben in hohem Grade genußreich. Das hiesige Preßkomite veranstaltete für seine Kollegen von auswärts auch einen gelungenen „Cake Walk“ vor dem Hauptquartier des Blaine-Klubs, und unter dem Schutz der hohen Polizei.

Die Buffaloer Delegation, welcher es gelang, das nächste Sängerfest für jene Stadt zu sichern, versichert hoch und heilig, daß die Buffaloer eine große Festhalle rechtzeitig fertig haben und es sich auch angelegen sein lassen werden, viele Extra-Vergnügungen in ununterbrochener Kette zu veranstalten.

Kleine nächtliche Kämpfe.

Die Filipinos greifen die Amerikaner bei San Fernando an. — Rückkehr von Freiwilligen.

Manila, 1. Juli (8 Uhr Abends:) Die Insurgenten unternahmen, wie gemeldet wird, gestern Abend eine Kundgebung zu San Fernando (auf dem nördlichen Kriegsschauplatz). Sie zogen Vortheil aus der Dunkelheit und dem Regen, um die nördliche Truppenlinie der Amerikaner anzugreifen, offenbar aber nur zu dem Zweck, sie zu belästigen. Die Amerikaner hatten einen Todten (vom 17. Regulären-Regiment) und vier Verwundete zu verzeichnen. Das Feuern begann um 10 Uhr, und die Filipinos verbrauchten eine bedeutende Menge Munition.

In Erwartung eines allgemeinen Angriffs eilten alle amerikanischen Truppen nach den Schanzen. Das 17. Regiment, das 12. Regiment und das Jowa'er Freiwilligen-Regiment nahmen am Kampfe theil, rückten aber nicht über die Vorposten-Kette hinaus.

Nach einer Stunde ließen die Filipinos Raketen aufsteigen, jedenfalls als Signal für ihre Leute, das Feuern einzustellen. Doch wurden noch während der ganzen Nacht vereinzelte Schüsse abgefeuert, sodaß die Amerikaner beständig unter Waffen gehalten wurden. Der Verlust der Filipinos konnte nicht festgestellt werden, war aber wahrscheinlich gering. Die Amerikaner ließen sich bei ihrem Schießen nur durch die Feuerblitze von den Gewehren der Filipinos leiten.

Heute Abend ist das amerikanische Transportboot „Hancock“ mit 740 Mann vom Nebraska-Regiment und 250 Mann vom Utah-Regiment nach den Ver. Staaten abgefahren. Ungefähr 30 Mann der Nebraskaer und 25 Mann der Utah'er bleiben hier, und die meisten dieser lassen sich aufs Neue in Dienst stellen. (Also nur ein sehr kleines Häuflein). Die Nebraska'er Truppen hatten sich schon während dieser ganzen Woche an Bord des Schiffes im Hafen befunden und nur noch auf die Abfahrt-Bereitschaft der Utah'er gewartet.

Ministerkrise bei uns?

Eine Spaltung in McKinleys Kabinet soll unvermeidlich sein.

Washington, D. C., 2. Juli. Unter denjenigen, welche den Gang und die Richtung der Ereignisse sorgfältig verfolgt haben, herrscht die feste Ueberzeugung, daß eine Spaltung im Kabinet des Präsidenten McKinley unvermeidlich ist.

Die Haupt-Meinungsverschiedenheiten, soweit bekannt, betreffen die Führung des jetzigen Krieges auf den Philippinen-Inseln. Man wußte, daß der Präsident anfänglich dagegen war, eine neue große Streitmacht zu den Waffen zu rufen, und Generaladjutant Corbin, der herrschende Geist des Kriegs-Departements, stellte sich darin auf McKinleys Seite. Corbin überwog auch den Kriegssekretär Alger — neuerdings aber hat Alger (vielleicht unter dem Einfluß Pingrees?) begonnen, sich mehr zu emanzipiren, und er dringt jetzt darauf, daß der Feldzug kräftiger geführt werde.

Washington, 2. Juli. Zu den Kabinetsstreitigkeiten ist noch hinzuzufügen, daß der Schatzamtssekretär Gage, obwohl er selber geneigt ist, einen kräftigeren Feldzug auf den Philippinen-Inseln zu verlangen, dennoch in fast allen Punkten gegen die Politik des Kriegssekretärs Alger ist, da er eine offenbare Abneigung gegen Alger selbst hat. Gage war auch derjenige, welcher am entschiedensten auf Algers Ausscheiden aus dem Kabinet drang.

Dafür rächte sich Alger dadurch, daß er ein angebliches Interview mit Gage in die Oeffentlichkeit brachte, welches Gage in der Finanz-Politik als ganz vereinzelt unter den Kabinetsmitgliedern dastehend zeigt.

Es läßt sich unter solchen Umständen denken, daß zwischen den beiden Männern eine sehr bittere Stimmung herrscht, und dieselbe macht sich bei der Berathung aller Maßnahmen, an welchen der eine von Beiden interessirt ist, in zornigen Worten Luft. Man glaubt, daß eine Ministerkrise nicht mehr fern ist.

Vom Effektenmarkt.

Eisenbahn-Papiere stark, Industrie-Effekten meist vernachlässigt.

New York, 1. Juli. Die heutigen Transaktionen an der Effektenbörse bildeten einen angemessenen Abschluß der Geschäfte dieser Woche.

Besonders stark war die Liste der Eisenbahn-Effekten, während die industriellen Papiere vernachlässigt wurden. Unter den letzteren machten jedoch die Zucker-Raffinerie-Effekten eine entschiedene Ausnahme und zeigten sich fest. „Federal Steel“-Effekten wichen scharf zurück, wegen eines weiteren Einhaltsbefehles gegen die Dividenden-Zahlungen. Anaconda-Bergwerks-Papiere waren stark.

Die Nachricht, daß die New York-Zentralbahn die Boston- & Albany-Bahn gepachtet habe, verursachte lebhaftes Steigen in der New York-Zentral-, Union Pacific- und anderen Vanderbilt'schen Bahn-Effekten. Pennsylvania-Bahn zeigte ebenfalls ein merkliches Steigen, und die „Granger“ hatten Gewinne zu verzeichnen. Am bedeutendsten waren die Geschäfte in Rock Island-, Burlington & Quincy- und St. Paul-Bahneffekten.

In der örtlichen Straßenbahn-Gruppe waren die Geschäfte ruhig. Abgesehen von den Nachrichten aus Boston und Albany lag sonst wenig vor, was zur Belebung der Transaktionen häte beitragen können. Andererseits erwartete man beinahe allgemein, daß der örtliche Bankbericht einen bedeutenden Verlust in der Reserve aufweisen werde. Diese Erwartungen übten jedoch weiter keinen großen Einfluß, schränkten aber immerhin die Spekulation einigermaßen ein. Die Knappheit auf dem Geldmarkt wurde bei der starken Zins-Ausgabe von heute weiter nicht beachtet. Thatsächlich war die Wirkung des veröffentlichten Bankberichtes auf den Efefktenmarkt nur eine vorübergehende. Nach momentanem Zögern entwickelte der Markt neue Stärke, und einige der höchsten Preise des Tages waren bei den Schluß-Transaktionen zu verzeichnen. Es wurde eine Anzahl glänzender Berichte über Eisenbahn-Reineinnahmen bekannt gegeben, besonders von der Union-Pacific-, und von der Burlington- & Quincy-Bahngesellschaft.

Onkel Sams Schuldbuch.

Ueber 1155 Millionen beträgt derzeit die öffentliche Schuld.

Washington, D. C., 2. Juli. Dem neuesten offiziellen Bericht zufolge betrug die öffentliche Bundesschuld am Abschluß des Rechnungsjahres (30. Juni) $1,155,320,235. Sie hat sich immerhin im verflossenen Jahre um $13,571,172 vermindert.

Der Netto-Baarbestand im Schatzamt beträgt derzeit $281,380,460.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Etruria und Nomadic von Liverpool; La Champagne von Havre; British King von Antwerpen; Canadia von Stettin.

Abgegangen.

New York: Patria nach Hamburg; Bremerhaven nach Antwerpen; La Gascogne nach Havre; Maasdam nach Rotterdam; Werkendam nach Amsterdam; Lucania nach Liverpool; City of Rome nach Glasgow; Aller nach Genua u.s.w.

Aus der Stadthalle.

Der neue Gerichtshof für jugendliche Thunichtgute tritt morgen in Thätigkeit.

Polizeichef Kipley klopft bei den Straßenbahngesellschaften um Freikarten für seine Mannen an.

Straßen, die neu gepflastert werden sollen.

Kocht das Wasser ab!

Eine berechtigte Klage des Vorstehers vom Sanitätsamt.

Mayor Harrison hat die Mitglieder der neuen Flußverbesserungsbehörde auf den 6. Juli zu einer konstituirenden Versammlung einberufen, die im Zimmer No 1001 des „Bedford"-Gebäudes, an Adams und Dearborn Str., abgehalten werden soll.

Die gestern seitens des Gesundheitsamtes vorgenommene Analyse des städtischen Leitungswassers hat ergeben, daß dasselbe aus allen Pumpstationen wieder einmal „verdächtig" ist.

Louis C. Legner, der neu-gewählte Sekretär und Clerk der städtischen Schulbehörde, wird sein Amt erst am 13. Juli antreten, bis wohin das Finanz-Komite die Prüfung des Rechnungsabschlusses seines Vorgängers, W. A. S. Graham, beendet haben wird.

Sanitäts-Inspektor Andrew Young hat gestern in einem amtlichen Briefe den städtischen Gesundheits-Kommissär auf die so überaus ungesunden Bureauräumlichkeiten seines Departements aufmerksam gemacht und um schnelle Abhilfe ersucht. Er weist in seinem Schreiben unter Anderem darauf hin, daß die Luft in dem Bureau geradezu verpestet und daß Letzteres Tag wie Nacht mit Kloakengas angefüllt sei. Seinen Clerks und sonstigen Angestellten könne er nicht länger mehr zumuthen, dort zu arbeiten und ihre Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Die betreffenden Räumlichkeiten befinden sich im ersten Stockwerk des Rathhauses, direkt über dem nicht minder ungesunden Detektive-Bureau.

* * *

Die kürzlich vom Gemeinderath angenommene Ordinanz, wonach die Straßenbahn-Gesellschaften sämmtlichen Mitgliedern der Polizei-Force freie Fahrt gewähren müssen, ist gestern in Kraft getreten, und Polizeichef Kipley hat sofort Schritte unternommen, um die Bahngesellschaften an ihre neue Verpflichtung zu erinnern. Er sandte ihnen nämlich ein in grüner Farbe gehaltenes Probe-Freibillet, doch haben die Straßenbahn-Magnaten die Stadt noch nicht benachrichtigt, was sie in der Angelegenheit zu thun gedenken. Korporationsanwalt Walker ist der Meinung, daß sie die Ordinanz gerichtlich bekämpfen werden, und er hat vorläufig auch noch kein Gutachten in Bezug auf die Giltigkeit der Verordnung abgegeben. Herr Kipley sieht die Sache in folgender Beleuchtung an: „Wenn die Straßenbahngesellschaften in irgendwelche Unannehmlichkeiten kommen, an wen wenden sie sich dann zuerst um Hilfe? Natürlich an uns. Selbstredend ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, ihr Eigenthum zu beschützen und für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen. Und das ist bisher auch immer prompt und gerne geschehen. Ist es da nun etwa irgendwie zu viel verlangt, wenn wir die Straßenbahngesellschaften ersuchen, auch uns gegenüber ein wenig Entgegenkommen zu zeigen? Die Polizisten, auch wenn sie in Zivilkleidern die Straßenbahn benutzen, beschützen Leben und Eigenthum der anderen Fahrgäste, wie auch das Eigenthum der Straßenbahngesellschaften."

* * *

Die Lokalbehörde für Straßenverbesserungen wird am nächsten Donnerstag Angebote für die Neupflasterung nachgenannter Verkehrswege einfordern:

Chicago Ave., von Milwaukee Ave. bis Ashland Ave., Zederblockpflaster; Central Park Ave., von Lake Str. bis Carroll Ave., Steinpflaster; Central Park Ave., von Colorado Ave. bis Lexington Str., Asphaltpflaster; Desplaines Str., von Harrison Str. bis 12. Straße, Asphaltpflaster; 48. Str., von Indiana Ave. bis Grand Boulevard, MacAdam-Pflaster; 51. Str., v. Fulton Str. bis Park Ave., Asphaltpflaster; 43. Court, von Randolph Str. bis Park Ave.; Fulton Straße, von 44. Ave. bis 46. Ave., McAdam-Pflaster; Lake Str., von Ashland Ave. bis Western Ave., Steinpflaster; Leavitt Str., von Wilson Ave. bis Sunnyside Ave., McAdam-Pflaster; Madison Str., von Homan Ave. bis Central Park Ave., Asphaltpflaster; Paulina Str., von Lake Str. bis Carroll Ave., Zederblockpflaster; Pearson Str., von State Str. bis Lincoln Park Ave., Asphaltpflaster; South Park Ave., von 22.—24. Straße, Asphaltpflaster; 33. Straße, von Cottage Grove Avenue bis South Park Ave., Asphaltpflaster; 24. Straße, von Michigan Ave. bis South Park Ave., Asphaltpflaster; Rhodes Ave., von 35. Straße bis 39. Straße, Steinpflaster; Mather Str., von Desplaines Str. bis Halsted Str., Steinpflaster; Carpenter Str., von den Northwestern Eisenbahngeleisen bis Huron Straße, Steinpflaster; Grand Avenue, von Desplaines Str. bis Noble Straße, Zederblockpflaster; Halsted Str., von Van Buren Str. bis zum Südarm des Flusses, Steinpflaster; Madison Str., von Homan Ave. bis Western Ave., Asphaltpflaster; Kensington Ave., von Michigan Ave. bis zum Jll. Central-Bahngeleise, McAdam Pflaster; Front Str., von Kensington Ave. bis 106. Str., McAdam-Pflaster; Bowen Ave., von Ellis Ave. bis Lake Str., Asphaltpflaster.

Es sind insgesammt 16 Meilen Straßen, die gepflastert werden sollen, und man taxirt die Kosten dieser Arbeit auf etwa $600,000.

Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt gewöhnlich selbst hinein. Um sich lästige Konkurrenz vom Halse zu halten, hat der Schankwirth Charles Nottbom, dessen Lokal sich an Cottage Grove Ave., nahe der 51. Straße befindet, sich bisher hartnäckig geweigert, die Einwilligungs-Petition der Grundeigenthums-Besitzer zu unterzeichnen, welche der Besitzer der „Ye Tavern" benöthigt, um eine Schanklizens für seinen an der Ecke von Cottage Grove Ave. und 51. Boulevard befindlichen Platz zu erlangen. Gestern sprachen zwei Damen, die Eigenthümerinnen eines Grundstückes am 50. Pl. sind, das direkt an das Nottbom'sche Gartenlokal anstößt, bei Korporationsanwalt Walker vor und beschwerten sich darüber, daß Nottbom an der 50. Pl.-Seite in Verbindung mit seinem Resort eine „Bar" betreibe, während er doch nur Lizens für eine Wirthschaft an Cottage Grove Avenue besitze. Herr Walker rieth den Damen, sich vorerst einmal an Alderman Mavor zu wenden, damit die Angelegenheit ihm, dem Korporationsanwalt, in amtlicher Weise unterbreitet werde. „Jene Schankwirthe schneiden sich gegenseitig den Hals ab," meinte Herr Walker späterhin. „In diesem Jahre protestirt Nottbom gegen eine Lizensertheilung an „Ye Tavern", und im nächsten Jahre wird der Besitzer des letzteren Lokals sich weigern, die Einwilligungs-Petition der Grundeigenthumsbesitzer zu unterzeichnen, welche Nottbom zur Führung seines Geschäfts benöthigt. Und ganz ähnlich verhält es sich mit dem „Heidelberg" und dem „Germania-Garten". Das Ende von dem Brodneid-Liede wird sein, daß die Wirthe sich gegenseitig total ruiniren."

* * *

Morgen wird der neu geschaffene Gerichtshof, der ausschließlich jugendliche Thunichtgute aburtheilen soll, in Thätigkeit treten, und der Vorsitzer desselben, Richter Tuthill, hatte gestern Nachmittag die verschiedenen Polizei-Kapitäne zu einer näheren Besprechung über die wichtige Angelegenheit nach seinem Amtszimmer geladen. An dieser Konferenz betheiligten sich folgende Kapitäne: Lavin, 8. Distr., 48. und Halsted Str.; J. L. Revere, 38. Prez., Ost Chicago Ave. und Clark Str.; Peter M. Kelly, 32. Prez., 11. Distr., Chicago Ave. und May Str.; John J. Mahoney, 2. Distr., Harrison Str.-Station; Francis Neill, 3. Distr., 35. Str. Station; Geo. M. Shippy, 6. Distr., South Chicago; John Wheeler, 9. Distr., Maxwell Str. Station; Martin Hayes, 10. Distr., Desplaines Str. Station.

Richter Tuthill erklärte den Polizeibeamten genau die Idee des neuen Jugendgerichtshofs und betonte dann auch noch besonders, daß er von den Kapitänen sicher erwarte, daß sie ihm thunlichst an die Hand gehen und ihr Scherflein mit dazu beitragen würden, um die Jugend von der Bahn des Verbrechens fernzuhalten.

Vorab hat nun jeder Polizei-Kapitän einen besonders vertrauenswürdigen Blaurock unter seinen Mannen auszusuchen, der jedem in den betreffenden Distrikt vorkommenden Fall, welcher dem Gerichtshof unterbreitet wird, genau nachforschen soll. Diese Polizisten haben sich morgen bei Richter Tuthill zu melden, der ihnen dann weitere Instruktionen ertheilen wird.

Kam heil davon.

Die Baltimore & Ohio-Bahn glücklich aus der Bankerott-Mühle heraus.

Der Krieg, welchen Jay Gould bald nach dem Ableben des alten Garrett gegen die Baltimore & Ohio-Bahn begann, und in dessen Verlauf der jüngere Garrett todt auf der Wahlstatt blieb, führte vor drei Jahren bekanntlich zu einer Bankerott-Erklärung von Amerikas ältester Eisenbahn-Gesellschaft. Die Bundesgerichte setzten die Herren John R. Cowen und Oscar G. Murray zu Massenverwaltern für das Riesen-Unternehmen ein, und diese Beiden haben seither sowohl den Betrieb der Bahn geleitet als auch die Finanzverwaltung derselben geführt. In der Regel pflegt nun eine derartige Verweserschaft zur gänzlichen Verwesung der betreffenden Korporation zu führen. In diesem Falle ist das Ergebniß aber ein ungewöhnlich günstiges. Die schwebende Schuld der Bahn ist getilgt, das ungeheure Schienennetz ist während der drei Jahre ausgedehnt und verdichtet werden, der Bahnkörper ist gründlich in Stand gesetzt, und das rollende Betriebsmaterial befindet sich in besserer Verfassung als je zuvor. Dabei hat keine Enteignung der Aktionäre stattgefunden, und die Bahn geht jetzt, da die Massenverwaltung aufgehoben worden ist, einer neuen Glanzperiode entgegen. — Von den Massenverwaltern sind während der letzten drei Jahre zwanzig Millionen Dollars aus dem Einkommen der Bahn für Verbesserungen ausgegeben worden, die reorganisirte Gesellschaft beabsichtigt, noch einen Betrag von gleicher Höhe auf den Ausbau des Systems zu verwenden.

Das Baxter-Komite.

Senator Templeton, von Princeton, ein Mitglied des Senats-Untersuchungs-Ausschusses, weilte gestern besuchsweise in Chicago und erzählte, daß Vorsitzer Baxter in den nächsten Tagen schon eine längere Europareise antreten werde. Erst nach seiner Rückkehr würde Weiteres über die Wiederaufnahme der Untersuchung städtischer Verwaltungsmethoden beschlossen werden. Uebrigens neigt man in politischen Kreisen allgemein der Ansicht zu, daß Gouverneur Tanner die Sache ganz fallen lassen werde, da er bald wichtigere Aufgaben — die Vorkehrungen für die Wahlkampagne nämlich — zu erledigen habe, die seine Aufmerksamkeit genügend in Anspruch nehmen würden.

Der Becker-Prozeß.

Die Jury gestern von Neuem vollzählig geworden.

Nach längeren Bemühungen ist es gestern Nachmittag gelungen, die nöthigen zwölf „guten und gerechten" Männer zusammen zu bringen, welche über das Schicksal des der Ermordung seiner Gattin angeklagten August Albert Becker zu entscheiden haben werden. Die Jury setzt sich aus den folgenden Bürgern zusammen:

Charles Schaeffer, 5435 Princeton Ave.; Charles Kellner, 41 N. Tallman Ave.; Albert H. Mangold, 1326 Lexington Ave.; Adolph Schmuhl, 4850 Dearborn Ave.; Gustav Pulaski, 838 W. 81. Str.; Ole B. Douglas, 1412 Hamlin Ave.; John Forsberg, 6037 Aberdeen Str.; Owen Ahern, 670 Walnut Str.; Charles R. Barrett, 983 Warren Ave.; Louis M. File, 6237 Laflin Str.; Oscar F. Hennigs, 2926 N. 46. Avenue und Frank Fitzpatrick, 469 31. Straße.

Bei der Auswahl der Geschworenen verursachte der Nr. 5620 Butler Str. wohnhafte Samuel F. Harris, ein Angestellter der Firma Nelson Morris & Co., durch seine Antworten beträchtliche Heiterkeit. Befragt, ob er in dem vorliegenden Falle eventuell über den Angeklagten die Todesstrafe verhängen würde, antwortete er: „Nein! Ich habe schon Dinge zwischen Mann und Frau vorgehen sehen, die, wenn sie mir passirt wären, mich vielleicht auch zum Mörder gemacht hätten. Ich würde nicht einen Mann wegen Tödtung seiner Frau an den Galgen bringen, nachdem sie so lange zusammen gelebt haben." — Natürlich wurde dieser Jurykandidat sofort zurückgewiesen.

Nachdem die Jury vollzählig geworden war, stellte Richter Stein an die Geschworenen die Frage, ob sie es vorzögen, am 4. Juli im Gericht den Prozeßverhandlungen beizuwohnen, oder ob sie an diesem Tage lieber in ihrem Hotel eingeschlossen bleiben wollten. Nach kurzer Berathung entschieden sich die Geschworenen für das Erstere. Der Richter wandte sich dann mit derselben Frage an die Vertheidiger und den Vertreter der Anklage. Während die Ersteren erklärten, daß sie nicht geneigt seien, am National-Feiertage im Gericht thätig zu sein, verhielt sich der Hilfs-Staatsanwalt schweigend. Als die Vertheidiger infolge dessen ihren Einwand zurückzogen, kündigte Richter Stein an, daß die Verhandlungen übermorgen — am 4. Juli — ebenfalls fortgesetzt werden würden. Advokat Hornstein, Beckers Vertheidiger, erklärte später, er hätte gern zugestimmt, die Verhandlungen am 4. Juli auszusetzen, doch habe er sich gescheut, gegen den Wunsch der Geschworenen zu handeln.

Als Erste wird Frau Lillian Manthei, eine Nachbarin der Beckers, von der Anklage auf den Zeugenstand gerufen werden.

Postalisches.

Neuerungen, die gestern in Kraft getreten sind.

Das Personal des hiesigen Postamtes ist gestern um etwa 100 Mann vermehrt wurden. 50 bisher nur probeweise angestellt gewesene Postgehilfen und Briefträger sind in feste Stellungen vorgerückt, und eine gleiche Anzahl von Zivildienst-Anwärtern dient jetzt auf Probe. — Der Postdienst auf den Straßenbahnen, welcher bisher der Kontrolle des Superintendenten Troy vom Eisenbahn-Postdienst unterstellt war, ist jetzt in den Machtbereich des Postmeisters Gordon eingereiht worden, der ihn bedeutend zu erweitern beabsichtigt. Statt der acht Postwagen, die jetzt auf den vier Kabellinien verkehren, werden bis zum Herbst muthmaßlich zwei oder drei Mal so viele eingestellt werden; Hand in Hand damit würde natürlich eine entsprechende Personalvermehrung gehen. —

Der Briefträgerdienst ist nunmehr für das ganze Stadtgebiet eingeführt, mit alleiniger Ausnahme der Gemüsefelder von Bowmanville, die ihn aber am 1. Oktober auch erhalten sollen.

Die 190 Marken-Agenturen sind abgeschafft; von den 50 Unter-Stationen, welche an deren Stelle eröffnet werden sollen, sind bisher erst 14 eingerichtet worden, die anderen sollen aber in Bälde folgen.

Zweigstationen sind neu untergebracht worden, wie folgt: Edgewater, Ecke Evanston und Bryn Mawr Ave.; Douglas Park, Ecke 12. Str. und Ogden Ave.; Cragin; Irving Park.

Die neue Station für den Distrikt der Kommissions-Geschäfte an South Water Straße wird erst am 10. ds. Mts. eröffnet werden können. Dieselbe wird eine Menge von Angestellten benöthigen, da in dem Distrikt jährlich für etwa $600,000 Marken gebraucht werden.

Für den Wagenverkehr zwischen den Bahnhöfen und dem Postamt sind 43 neue Fuhrwerke in Dienst gestellt worden, und zwar von dem Unternehmer J. N. Proffit, mit dem sich der bisherige Kontraktor Travis künftig in den Profit der Arbeit theilen müssen wird. Travis behält nur die Besorgung des Transports der Postsachen zwischen dem Hauptpostamt und den Zweigstationen.

Sommerfrische für Lehrer.

Die „Chicago Teachers'Association", welche etwa 300 Mitglieder zählt, hat soeben am Sand Lake, nahe Fond du Lac, Wis., 300 Acker Land käuflich an sich gebracht, um dort eine „Sommerfrische" für ihre Mitglieder zu schaffen. Mit der Errichtung leichter Sommerhäuser soll sofort begonnen werden, sodaß dieselben noch in dieser Saison benutzt werden können. Die Gegend, in welcher die betreffenden Ländereien liegen, gilt für eine der anmuthigsten im Staate Wisconsin.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Das Ergebniß der Lohnbewegung im Schlachthaus-Revier.

Lohnaufbesserung für die Handlanger, für die „gelernten Schlächter" das Gegentheil.

Der Streik in Nortons Blechbüchsenfabrik zu Maywood.

Beamtenwahlen.

Die Lohnbewegung im Schlachthausbezirk, welche dort während der letzten zehn Tage viel Unruhe verursacht hat, kann als beendet betrachtet werden. Ihr Ergebniß gibt zu denken. Kurz zusammengefaßt lautet es: Lohnaufbesserungen für die Handlanger, für die „gelernten Schlächter" Lohnverkürzungen. — Und das ist so gekommen:

Die Masse der im Tagelohn arbeitenden Handlanger hatte sich in den letzten Jahren, dem allgemeinen ungünstigen Stande des Arbeitsmarktes gemäß mit sehr niedrigen Löhnen begnügen müssen. Neuerdings war aber hier wie überall im Lande die Nachfrage nach kräftigen Arbeitsleuten eine sehr große geworden. In der Eisen-Industrie, bei Bahnbauten, in der Bau-Industrie und auf zahlreichen anderen Gebieten werden Hunderttausende von arbeitswilligen Händen gebraucht, für die seit Jahren schon kaum mehr Verwendung gewesen. Mit der steigenden Nachfrage stiegen auch die Löhne. Die Schlachthausarbeiter haben das gewußt. Auch sie verlangten Zulage, und die Schlachthausfirmen haben ihnen diese bewilligt, fast ebenso rasch wie sie verlangt wurde. — Dann kamen die „gelernten Schlächter", denen der alte Stücklohn auch während der flauen Zeit weiter bezahlt worden war, und verlangten gleichfalls eine Aufbesserung. Diese aber haben die Schlachthausfirmen ihnen verweigert. Einige Hundert von den Leuten streikten, in der Erwartung, daß man sie unentbehrlich finden würde. Die Firmen stellten aber an ihrer Stelle „ungelernte" Leute an, denen man unr die Hälfte des Lohnes in Aussicht stellte, welchen die Ausständigen erhalten hatten — und siehe da, die Sache arbeitete. Die neuen Leute hatten sich die paar Hangriffe, auf die es ankommt, rasch zu eigen gemacht, und bald nahm das Massenschlachten seinen Gang, als wäre nichts vorgefallen. Von den Streikern sind die meisten noch rechtzeitig auf ihre Plätze zurückgekehrt. Ob es nun die Anderen fertig bringen werden, diese und besonders die nicht organisirten Tagelöhner zu einer nochmaligen Arbeits-Einstellung zu bewegen, das erscheint in hohem Grade zweifelhaft. In einer Versammlung die für heute Nachmittag nach Allens Halle an der 43. und Wallace Straße einberufen worden ist, soll aber der Versuch gemacht werden.

* * *

In Gadens Grove zu Harlem findet heute Nachmittag zum Besten der streikenden Angestellten von Nortons Blechbüchsen-Fabrik in Maywood ein großes Piknik statt. Um den Streik selber steht es offenbar nicht besonders günstig. Die Fabrik ist in Betrieb, wenn auch statt der früheren 1800 gegenwärtig nur 1000 Personen und darunter knapp 400 von den alten Angestellten darin arbeiten. Aber die Zahl der Angestellten wächst mit jedem Tage, und die der Streiker nimmt stetig ab. Von Letzteren haben bereits viele in anderen industriellen Betrieben Beschäftigung gefunden. Diese nun unterstützen vorläufig noch ihre im Kampf ausharrenden Kameraden, aber viel können sie in dieser Hinsicht nicht thun, und da die Streiker auch von anderer Seite keine nennenswerthe Hilfe zu erwarten haben, so läßt sich der Ausgang des ungleichen Ringens voraussehen.

* * *

Die Setzmaschinen-Reparateure — gegenwärtig als Linotype Machinists' eigene Lokal-Organisationen bildend, die zur International Machinists' Union gehören — bezeigen wenig Lust, dem Verlangen der Schriftsetzer-Union nachzugeben und dieser beizutreten. Die Machinists' Union ermuntert sie in ihrem Widerstand, und der Streit, welcher wegen der Frage zwischen den beiden Organisationen entbrannt ist, droht zu offenen Feindseligkeiten führen zu wollen. Präsident Gompers hat sich vergeblich bemüht, Frieden zu stiften. Er erklärt nun, daß er sich in dem Kampfe neutral verhalten, aber unter allen Umständen zu verhindern suchen werde, daß die feindlichen Brüder einander nicht wieder gut zu machenden Schaden zufügen.

* * *

Geschäfts-Agent Strub vom Distriktsrath der Anstreicher hat gestern seine an dem McCormick'schen Neubau an Michigan Ave. beschäftigten Fachgenossen zum Streik beordert. Architekt Schreiber, der als Angestellter der Fuller Construction Co. die Aufsicht bei der Errichtung jenes Baues führt, hat sich geweigert, für die Anstreicher Sicherheitsgerüste anbringen zu lassen, und da neulich schon ein Anstreicher abgestürzt ist und schweren Schaden genommen hat, so hat diese Weigerung zu der Arbeits-Einstellung geführt.

* * *

Aus der jüngsten Beamtenwahl der Brückenbauer- und Bauschmiede-Union sind die nachgenannten Mitglieder als Sieger hervorgegangen:

F. Buchanan, Präsident und Geschäfts-Agent; T. J. Teheen und C. Bailey, Vize-Präsidenten; Richard Gillen, Schriftführer; Michael Darrow, Finanz-Sekretär; Thomas Peterson, Schatzmeister; A. McKay, Ordnungshüter; Michael Hogan, Führer.

Der neue Vorstand der Union von Bedienern an Windemaschinen setzt sich zusammen wie folgt: Präsident, E. A. Davis; Vize-Präsident, Wm. Hurin; Protokollführer, S. H. Kasser; Finanz-Sekretär, Charles Sandberg; Schatzmeister, John Dixon; Geschäfts-Agent, Wm. Martin; Mitglieder des Aufsichtsrathes — Jas. Flynn, John Woodwille, und Michael Terrill.

Die Brüderschaft der „Electrical Mechanics" (Einrichter elektrischer Leitungen) ist in zwei feindliche Fraktionen zerspalten, die sich neuerdings sogar gerichtlich bekämpfen. Auf der einen Seite stehen der Präsident der Union, Edward Swinburne, und sein Anhang, auf der andern sind der Finanz-Sekretär Frank J. Brenan und seine Freunde zu finden. Die Swineburne-Fraktion hat am 17. Juni den Brenan seines Amtes enthoben und will ihn jetzt gerichtlich an der ferneren Ausübung der Befugnisse des Finanz-Sekretärs verhindern. Brenan aber ist den Andern zuvorgekommen und hat von Richter Gibbons einen vorläufigen Einhaltsbefehl erwirkt, der ihnen verbietet, den Mitgliedern Arbeitskarten auszustellen. Die Swineburne-Fraktion wird vor Gericht von dem Anwalt John F. Geeting vertreten, Brenan läßt seine Sache von O. W. McConoughey führen.

Wieder flott?

Die „Staatszeitung Publishing Comp." arrangirt sich.

Die Herren Halle und Brucker an der Spitze.

Der Chicago National Bank und der jungen Frau Pietsch sind gestern, mit zusammen $45,000, die Wechselforderungen bezahlt worden, welche dieselben gegen die „Illinois Staatszeitung Co." gehabt haben. Die anderen eingeklagten Guthaben an die Gesellschaft sollen im Laufe dieser Woche ebenfalls beglichen werden. In Folge dieses Arrangements hat die Equitable Trust Co., welcher vom Kreisgericht die Verwaltung des alten Zeitungs-Unternehmens übertragen worden war, Herrn Chas. F. Pietsch, den sie zu ihrem Statthalter eingesetzt hatte, welcher sich aber der Mehrheit der Aktionäre mißliebig gemacht, zurückgezogen und zeitweilig Herrn Edward G. Halle mit der Geschäftsleitung betraut.

Herr Halle und andere vermögende Leute haben nämlich, auf Ersuchen der Herren Harry Rubens und John F. Richberg, welche bezw. die Interessen der Familie Raster und der Wittwe Henrietta Hesing vertreten, tief in die Tasche gegriffen, um die Mittel zusammen zu bringen, welche erforderlich sind, um die „Staatszeitung Co." aus ihrer Bedrängniß zu erretten.

Der Kurs, welchen die Zeitung jetzt segeln wird, wurde gestern deutlich markirt. Herr Emil Mannhardt, der langjährige zweite Redakteur des Blattes, welcher als Direktions-Mitglied stets zu dem Geschäftsführer Pietsch gehalten hatte, reichte unverweilt sein Entlassungsgesuch ein. Der zeitweilig unbesetzt gewesene Posten des „Managing Editor" oder maßgebenden Schriftleiters wurde von Neuem mit Herrn Joseph Brucker besetzt, der nun wohl der Leserschaft des Blattes „alles Nähere" mittheilen wird.

Es geht los!

Ein gewisser Emil Rossi hatte sich an der Ecke von State und Congreß Straße einen kleinen Verkaufsstand errichtet, auf dem er Feuerwerk aller Art für den „glorreichen Vierten" feilbot. Gestern Abend nun ließ irgend ein junger Thunichtgut ein brennendes Streichhölzchen unter die Feuerwerkskörper fallen, und im nächsten Moment zischte und puffte es auch schon an allen Ecken lustig drauf los. „Frösche" und „Kanonenschläge" „bengalisches Feuer" und „Raketen" vereinigten sich zu einem hübschen pyrotechnischen Schauspiel, das dem armen Rossi, der übrigens schleunigst Reißaus nahm, einen Schaden von etwa $300 zufügte.

Eine der Raketen setzte das früher von der „Putnam"-Kleiderfirma benutzte und zur Zeit leerstehende Ladenlokal in Brand und verursachte hier einen Schaden von mehreren hundert Dollars.

Auf dem Wege nach der Brandstätte stürzte der zur Haken- und Leiterkompagnie Nr. 6 gehörige Feuerwehrmann Benjamin Hebet an der Ecke von Monroe Str. und Michigan Ave. von dem Leiterwagen herab und gerieth unter die Räder der dicht hinterher folgenden chemischen Spritze. Er trug eine klaffende Kopfwunde und schmerzhafte Hautabschürfungen davon.

Rannte gegen die Brücke.

Das mit Holz beladene Segelschiff „D. R. Martin" fuhr gestern im Schlepptau eines Dampfers den Fluß hinab, um in See zu stechen. Als das Schiff sich der Hochbahnbrücke am Jackson Boulevard näherte, ließ der Kapitän des Schleppdampfers die Signalpfeife ertönen, worauf die Brücke sich langsam zu drehen begann. Aus irgend einem Grunde stockte die Drehung, sodaß der vordere Mast des Segelschiffes mit großer Gewalt gegen das Brückengerüst stieß und entzweibrach. Der Kapitän sah, daß eine Kollision unvermeidlich war, und warnte seine Leute, sodaß diese sich rechtzeitig auf einen sicheren Platz flüchten konnten. Seine Gattin, welche ahnungslos aus der Kabine auf das Deck trat, wäre wahrscheinlich von dem niederstürzenden Mastbaume erschlagen worden, hätte man sie nicht im letzten Augenblick zurückgerissen.

* Unter der Anklage, dem auf der Westseite wohnhaften Otto Hack einen Diamantknopf im Werthe von $80 in einer Wirthschaft an State Str. gestohlen zu haben, ist gestern eine gewisse Mabel Raymond ans Kriminalgericht verwiesen worden.

Schuldig befunden.

Frau Ingersoll und John Collins zu Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer verurtheilt.

Die Jury in dem Prozeßverfahren gegen Frau Ann Elizabeth Ingersoll und John Collins hat gestern Abend, nach einer Berathung von nahezu sechsstündiger Dauer, die beiden alten Leute des Kindesraubes schuldig befunden und zu Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer verurtheilt.

Der kleine Gerald Lapiner, damals 2½ Jahre alt, hatte am 30. Mai vorigen Jahres in der Prairie Avenue nahe 49. Straße vor dem Hause seiner Eltern auf der Straße gespielt. Da kam eine alte Frau des Weges, faßte ihn bei der Hand und nahm ihn mit. Nahezu zehn Monate lang blieb das Kind spurlos verschwunden. Dann stellte es sich heraus, daß eine Muthmaßung, welche der Schullehrer Ferris bei Painesville, O., und seine Schwester Olive schon längst gehegt, richtig war, daß ein Kind, welches die für geistesgestört gehaltene Wittwe Ann Elizabeth Ingersoll im vorigen Frühjahr von einer Reise mitgebracht hatte und das nun in Mädchenkleidern auf der verschuldeten Farm der Alten herumsprang, der kleine Gerald war. — Frau Ingersoll war im Frühjahr 1898 an der Pacific-Küste gewesen. Aus der Invaliden-Heimath in Los Angeles hatte sie den fast siebzigjährigen Veteranen John Collins als Gesellschafter mit sich genommen. In Chicago waren die Beiden zweck- und ziellos umhergewandert. Als die Frau dann am Gräberschmückungstage mit dem Kinde zu Collins kam, breuhigte dieser sich bei ihrer Erklärung, sie habe den Kleinen auf der Straße aufgelesen.

Die Staatsanwaltschaft hatte versprochen, den Nachweis erbringen zu wollen, daß Frau Ingersoll von den Eltern des Kindes ein Lösegeld zu erpressen versucht habe, das ist ihr jedoch nicht gelungen.

Die Vertheidiger der beiden alten Leute, Ex-Hilfs-Staatsanwalt Elliott und Anwalt Muir, haben ihre Klienten offenbar aufgegeben. Sie stellten nach der Urtheils-Verkündigung nicht einmal den üblichen formellen Antrag auf Bewilligung eines neuen Verfahrens.

Zur Feldübung.

Das Erste Miliz-Regiment, welches seit seiner Heimkehr aus Cuba nicht annähernd mehr vollzählig ist, sucht seine Reihen gegenwärtig durch Rekrutirung schleunigst aufzufüllen. Nächsten Samstag soll nämlich ausgerückt werden, aber nicht in den Krieg wider den bösen unmanierlichen Aguinaldo, sondern nur zu einer einwöchentlichen friedlichen Felddienst-Uebung im Camp Lincoln bei Springfiled. Der Staat liefert dem Regiment für diese Gelegenheit neue Uniformen, und der Colonel Sanborn, der neue Regiments-Kommandeur, will Alles daran setzen, um wenigstens mit 900 Mann nach der Staats-Hauptstadt ziehen zu können. — Gestern Abend hat das Erste Regiment im Washington Rennpark seine Illustrirung des Sturmes auf den San Juan-Hügel noch ein Mal wiederholt, wieder unter den jubelnden Zurufen einer für Geknall und Pulverdampf begeisterten, viel Tausend Köpfe zählenden Menge.

Am 15. Juli beginnt die Felddienst-Uebung des Zweiten Regiments und später kommt auch das Siebente an die Reihe. Von den Mitgliedern des Siebenten kommen übrigens gegenwärtig viele um ihre Entlassung aus dem Militärdienst des Staates ein. Sie geben als Grund hierfür an, daß sie ihre Stellungen zu verlieren befürchten, wenn sie eine Woche lang auf ihren Arbeitsplätzen fehlen.

Unsere schlaue Polizei.

Als gestern die Detektives Healy und Bonner den Washington Blvd. entlang gingen, hörten sie an Sangamon Straße den Knall eines Schusses. Sie begaben sich in das Gebäude, in welchem der Schuß muthmaßlich gefallen war, und trafen dort in einem Zimmer zwei Männer, Namens William Seith und George Anderson. Der Erstere war durch zufälliges Entladen seines Revolvers an der linken Hand leicht verwundet worden. Die Detektives bemerkten im Zimmer eine sehr werthvolle Waage, wie sie Chemiker benutzen, nebst drei Revolvern, was ihren Verdach erregte. Da die Beiden sich nicht über den rechtmäßigen Besitz jener Gegenstände ausweisen konnten, so wurden sie von den Detektives verhaftet und in der Desplaines Str.-Polizeistation hinter Schloß und Riegel gebracht. Später stellte es sich heraus, daß die aufgefundene Waage dem Nr. 141 Lake Straße wohnhaften Dr. R. Wheeler mittels Einbruchs aus dessen Officie gestohlen worden war. Detektive Healy wurde nun, als Landstreicher verkleidet, in eine Zelle gesteckt, sodaß er überhören konnte, was die beiden Arrestanten mit einander sprachen. Er will gehört haben, wie die Beiden über einen Einbruch sprachen, den sie angeblich am letzten Mittwoch in Elgin, Jll., verübt hatten, und wie sie dabei erwähnten, daß sie das gestohlene Gut, Messer, Revolver, Kleidungsstücke nahe den Eisenbahngeleisen versteckt hätten. Anderson wird der Polizeibehörde von Elgin ausgeliefert werden, während Seith hier wegen Einbruchs prozessirt werden soll.

* In seinem Kosthause No. 302 Desplaines Str. glitt gestern Nachmittag der 66jährige Steinhauer Frank Lee beim Versuch, ein Feuer im Küchenherd anzuzünden, aus und fiel auf den Ofen. Da die Deckel entfernt waren, so schlugen die Flammen des Holzfeuers in die Höhe, wobei der bejahrte Mann schwere Brandwunden im Gesicht, sowie an den Armen und Schultern erlitt. Der Verletzte fand Aufnahme im County-Hospital.

Auf einem Raubzug erschossen.

Ein tollkühner Angriff auf den Schankwirth Peter Loftus.

Dan Doyle büßt hierbei sein Leben ein.

Der Schankwirth Peter Loftus, von Nr. 159 Division Str., stand gestern Abend, gegen 11 Uhr, nichts Böses ahnend, hinter seiner „Bar", als plötzlich die Thür aufgestoßen wurde und ein halbes Dutzend Kerle mit schußbereiten Revolvern in das Schankzimmer stürzten. Im nächsten Moment eröffneten die Banditen ohne irgendwelchen Anlaß eine regelrechte Füsilade auf Loftus, dieser erwiderte sofort das Feuer, und mitten durch den Kopf getroffen sank ein gewisser Dan Doyle todt zu Boden. Seine Spitzgesellen gaben schleunigst Fersengeld, und alle nur eben verfügbaren Detektives der O. Chicago Ave.-Revierwache wurden ihnen sofort nachgehetzt.

Loftus, der wunderbarer Weise gänzlich unversehrt davonkam, befindet sich vorläufig in polizeilichem Gewahrsam.

Der erschossene Doyle, ein Bruder des verstorbenen Preiskämpfers „Con" Doyle, war der Rädelsführer der Bande.

Das Spiegelglas hinter dem Schanktisch der Loftus'schen Wirthschaft ist von den Revolverkugeln gänzlich zerschmettert worden.

Loftus gibt an, nicht zu wissen, was die Kerle eigentlich veranlaßt hat, den mörderischen Angriff auf ihn zu machen.

Straßenbahn-Karambolage.

Neun Fahrgäste mehr oder weniger schwer verletzt.

Bei einer Kollision eines elektrischen Straßenbahnzuges mit einem Ablieferungswagen der Materialwaaren-Firma Meine & Snyder, vor dem Hause Nr. 599 W. 12. Str., wurden gestern Abend neun Fahrgäste mehr oder weniger schwer verletzt.

Ihre Namen sind:

J. B. Nolan, von Nr. 7 S. Kedzie Ave.; Thomas Eagan, ein Park-Polizist; August Koch, von Nr. 863 Union Straße; W. J. McMahon, von Nr. 2050 Grenshaw Ave.; Joh. Hagon, von Nr. 848 Garfield Ave.; Wm. Meyer, von Nr. 660 Center Ave.; Paul Swanson, von Nr. 512 W. Taylor Str.; Louis Baker, von Nr. 645 Marshfield Ave., und Paul Horwich, von Nr. 617 W. 17. Str..

Für den Parkpolizisten Eagan, der nach dem County Hospitale geschafft werden mußte, werden ernste Besorgnisse gehegt. Er ist schwer am Rückgrat verletzt. Von den übrigen zu Schaden gekommenen Passagieren fanden August Koch und Wm. Meyer ebenfalls Aufnahme im County-Hospital.

Der Motorführer des Trolleyzuges, James Fahey mit Namen, und der Kondukteur James Finley wurden in Haft genommen.

Folgenschwere Durchbrennerei.

William H. Collins, ein Reisender in Diensten der Firma Wanamaker & Brown, in Philadelphia, wurde gestern Nachmittag an Walton Place und dem Lake Shore Drive beim Durchbrennen seines Gauls aus dem Wagen geschleudert und blieb todt auf dem Platze liegen. Er hatte sich das Genick gebrochen! Fred Rommel, Stall-Aufseher für die „A. K. Howard Transfer Co.", von Nr. 44 River Str., der mit Collins in dem Buggy saß, sprang aus demselben und trug hierbei so schwere Verletzungen davon, daß er dem Polyclinic Hospital überwiesen werden mußte. Die Aerzte daselbst glauben, ihm das Leben erhalten zu können.

Collins' Leiche wurde vorläufig in Gavins Bestattungsgeschäft, Nr. 226 N. Clark Str., aufgebahrt. Der Verunglückte war erst 32 Jahre alt; er wohnte mit seiner Gattin in dem „Lincoln Park Palace Hotel", an Diversey und Pine Grove Ave. Rommels Heim befindet sich Nr. 367 W. Fulton Str.

Einige Knaben, die an Walton Place Feuerwerkskörper abbrannten, tragen die Schuld an dem Durchgehen des Gauls, welch' Letzterer erst nach langer Jagd wieder eingefangen werden konnte.

Vor den Richter zitirt.

Geo. L. Magill, ehemals Präsident und Besitzer der „Avenue Savings Bank", welche am 26. August 1896 Bankerott machte, ist auf morgen vor Richter Burke vorgeladen, um das Strafurtheil in Empfang zu nehmen. Der frühere Bankier ist bekanntlich von einer Jury schuldig befunden worden, von einer Frau Hattie Manlove am 21. August 1896 eine Einlage in Höhe von $2,250 angenommen zu haben, obwohl er damals schon zahlungsunfähig war. — Die Passiva der Bank beliefen sich auf $186,175, während aus den Beständen nur $15,844 herausgeschlagen werden konnten.

* Der 51 Jahre alte Nicholas Rose wurde gestern Abend an der Clifton Park Ave.-Kreuzung von einer Lokomotive der C. B. & Q.-Bahn erfaßt und tödtlich verletzt. Er fand Aufnahme im County-Hospital.

* Im Hotel Norwood, Nr. 1250 Michigan Ave., gerieth gestern Nachmittag plötzlich die Maschinerie des Fahrstuhls außer Ordnung und derselbe sauste aus dem zweiten Stockwerk in das Erdgeschoß hinab. Der Fahrstuhlführer Perry Graham, von Nr. 6313 Evans Ave., wurde hierbei schwer verletzt. Er mußte dem County-Hospital überwiesen werden.

— Kasernenhofblüthe. — „He, Sie Einjähriger — den Komponisten meine ich — wenn Sie jetzt nicht gleich die Beine besser werfen, dann werd' ich Ihnen einmal einen Marsch machen!"

Feste und Vergnügungen.

Das heutige Piknik und der „Derkemer Worschtmarkt" des Pfälzer-Vereins. — Großes Kriegerfest in Oswalds Grove. — Eine fidele Landpartie der Körner-Loge O. M. P. — Der T.-V. „Garfield" veranstaltet heute im Schützenpark sein Schulfest. — Pikniks des „Arbeiter-Unterst.-Vereins" und der „Plattdütschen Gilde Lake View". — Nächsten Sonntag: Thüringer Volksfest! — Andere in Aussicht stehende Vereins-Vergnügungen.

Pfälzer-Verein.

Das zweite große Piknik, welches der bestens bekannte Pfälzer-Verein am heutigen Sonntage in Ogdens Grove abhalten wird, dürfte das vorjährige in jeder Beziehung weit übertreffen. Den mit den Vorbereitungen betrauten Mitgliedern kommen die Erfahrungen zu Gute, die sie im Vorjahre gesammelt haben; vieles konnten sie noch besser gestalten, obschon auch das vorjährige Fest allen Theilnehmern Freuden die Hülle und Fülle brachte. Für Volksbelustigungen aller Art ist reichliche Vorsorge getroffen worden. Der jedem Pfälzer bekannte „Derkemer Worschtmarkt" wird in naturgetreuer Wiedergabe auf dem Festplatze erstehen, und auch an anderen frohen Erinnerungen an die Pfälzer Heimath wird es nicht fehlen. Ungetaufter Pfälzer Wein wird in Strömen fließen. Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!

Deutscher Kriegerverein „Town of Lake".

Ein großes Piknik und Sommernachtsfest hat der Kriegerverein „Town of Lake" für seine zahlreichen Freunde vorbereitet. Dasselbe wird heute in Oswalds Grove, an der 52. und Halsted Straße, abgehalten werden. Ein aus erfahrenen und rührigen Mitgliedern bestehendes Komite ist eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen. Ein Preiskegeln, für welches Geldpreise und als erster Gewinn eine Jersey Kuh nebst Kalb ausgesetzt worden sind, dürfte große Betheiligung finden. Die Konzertmusik wird von der Schimmeyerschen Kapelle geliefert, deren Mitglieder nach dem Muster der ersten Garde-Grenadier-Kapelle uniformirt sein werden, welche während der Weltausstellung im „Deutschen Dorfe" konzertirte. Die 140 Mitglieder des Vereins versammeln sich zum Abmarsch, der punkt 1 Uhr stattfindet, in Schumachers Halle, Nr. 4650 Ashland Ave. Chicagoer Militär-Vereine werden sich betheiligen; es wird heute ohne Zweifel vergnügt zugehen in Oswalds Garten.

Eine Landpartie.

Die Koerner Loge No. 54 vom „Order of Mutual Protection" wird heute einen Ausflug nach dem schön gelegenen Eckert'schen Wäldchen am Desplaines Fluß veranstalten, und zwar mit der Northwestern-Bahn. Die Züge verlassen den Bahnhof, Ecke Kinzie und Wells Str., um halb 10 Uhr Vormittags und um halb 2 Uhr Nachmittags. Die Rückfahrt wird um halb 8 Uhr Abends angetreten. Der Preis der Fahrt, 50 Cents die Person, schließt auch die Berechtigung zum Betreten des Festplatzes ein. — Die Vorkehrungen für den Ausflug sind von einem sachkundigen Komite auf's Umsichtigste getroffen worden, sodaß den Theilnehmern vergnügte Stunden in Aussicht stehen.

Schulfest des „Garfield".

Der „Garfield"-Turnverein hält heute sein diesjähriges Piknik und Schulfest im Nord-Chicago Schützenpark ab. Der Abmarsch der Aktiven und der Zöglinge von der Garfield-Turnhalle aus, an Larrabee, nahe der Garfield Ave., erfolgt punkt 10 Uhr 30 Min. Vormittags. Von Seiten der Mitglieder des Arrangements-Komites ist Alles aufgeboten worden, um dem Fest einen genußbringenden und allbefriedigenden Verlauf zu sichern. Eintrittskarten sind im Vorverkauf beim Verwalter der Turnhalle für 15 Cents, an der Kasse für 25 Cents, zu haben.

Ordens-Piknik A. U. V. O.

Die Chicagoer Zweige No. 1, 2 und 3 vom Orden des „Arbeiter-Unterstützungs-Vereins" begehen heute in Ertls Grove, Ashland und Addison Avenue, ihr jährliches Sommerfest. Die Vorbereitungen sind von dem, aus erfahrenen und rührigen Mitgliedern bestehenden Komite derartig getroffen worden, daß jedem Besucher Freuden in Hülle und Fülle geboten werden können. Für Erfrischungen und gemüthliche, anregende Unterhaltung ist auf's Beste gesorgt worden. Gute Musik wird die Tanzlustigen fröhlich stimmen und zur Betheiligung am lustigen Reigen anregen, kurzum, den Besuchern steht ein Sommerfest in Aussicht, an das sie noch lange mit Freuden sich erinnern werden.

Plattdeutsche Gilde Lake View No. 2.

Heute wird im Belmont Grove, Belmont und Western Ave., Nachmittags und Abends frohes Leben herrschen. Man weiß allgemein, daß die Plattdeutschen es vortrefflich verstehen, Feste zu arrangiren und ihren Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Gilde „Lake View No. 2" steht aber ganz besonders in dem Rufe, in der Vorbereitung und Durchführung von genußbringenden Festlichkeiten Meisterin zu sein. Es ist demnach mit voller Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß ihr heute im Belmont Grove stattfindendes „Grotes Piknik, verbunnen mit Preiskegeln" nicht nur sehr zahlreich besucht sein, sondern auch einen prächtigen Verlauf nehmen wird.

Thüringer-Volksfest.

Der Thüringer-Verein veranstaltet am nächsten Sonntag, den 9. Juli, im Nord Chicago-Schützenpark sein jährliches Volksfest, das als Quelle frohen Genusses in weiteren Kreisen des hiesigen Deutschthums bekannt geworden ist. Hat der Verein doch schon neunzehn derartige Feste, verbunden mit Vogelschießen und belustigenden Spielen für Frauen und Kinder, abgehalten. Für sein zwanzigstes Fest werden ganz besondere Vorkehrungen getroffen, um es im Charakter der, in der schönen Thüringer Heimath gegebenen Volksfeste zu halten und für die Theilnehmer überaus genußbringend zu gestalten. Der Anfang ist auf zwei Uhr Nachmittags festgesetzt. Bemerkt sei noch, daß die Festlichkeit in dem zweiten Parke des herrlich bewaldeten Grundstückes des Nord Chicago-Schützenvereins an Clybourn und Belmont Ave., stattfinden wird.

Frauenverein des Altenheim.

Am nächsten Mittwoch findet im Deutschen Altenheim die regelmäßige Sitzung des Vorstandes statt, woran sich ein gemüthliches Beisammensein anschließen wird, zu dem alle Vereinsmitglieder und Freunde der Anstalt eingeladen sind. Die Anlagen und die ganze Umgebung des Altenheim stehen jetzt in voller Sommerpracht. Die Allee der blühenden Linden, die Gruppe der hohen, in Blüthenschmuck prangenden Katalpen, die Blumenbeete mitten im grünen Rasen, die reiche Fülle und das kräftige Wachsthum der mannigfaltigen Zierpflanzen — alle diese prächtigen Erzeugnisse der Baumkultur wie der Gartenbaukunst bieten eine prächtige Augenweide für jeden Besucher, der ein Herz für Naturschönheiten hat. Noch eindrucksvoller und belebter wird dieses Bild aber durch die Anwesenheit fröhlicher Besucher gestaltet werden, die sich in großer Anzahl dort am nächsten Mittwoch zusammenfinden dürften. Altenheim ist durch die Eisenbahn wie mittels der Hochbahnen und Kabelbahnen, in Verbindung mit den elektrischen Bahnlinien, bequem zu erreichen.

Schwäbischer Frauenverein.

Am Sonntag, den 16. Juli, begeht der Schwäbische Frauenverein in Ertels Grove, Ashland Ave. und Addison Straße, sein erstes Piknik. An gediegener Unterhaltung und belustigenden Vergnügungen wird es nicht fehlen. Für Kegler und Keglerinnen werden hübsche und werthvolle Preise ausgesetzt, aber auch für die Erquickung des „inneren Menschen" wird in ausreichendster Weise gesorgt sein. Schwabenmädle im Nationalkostüm werden echt schwäbischen Kirchweih-Kuchen und „ebbes Guats zum Beiße" den Gästen serviren, und auch an einem guten Tröpfchen, das selbst den größten Griesgram in fröhliche Stimmung versetzen muß, wird es nicht fehlen. Da der Festplatz leicht zu erreichen ist, werden die Besucher sich in Schaaren einfinden und durch ihre Anwesenheit dazu beitragen, daß das Piknik des Frauenvereins in jeder Hinsicht einen befriedigenden Verlauf nimmt.

Vereinigte Schweizer.

Vom Arrangements-Komite der Ver. Schweizer-Vereine werden bekanntlich die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um das Nationalfest am 23. Juli in Ogdens Grove zu einem genuß- und erfolgreichen zu machen. Aus diesem Anlaß ist von dem Aufführungs-Komite für Volksspiele ein Aufruf an sämmtliche Familien hiesiger Kolonie erlassen worden, daß sich ihre Kinder, sowohl Knaben wie Mädchen, zur Aufführung von gesanglichen Jugendspielen melden mögen. Es werden Hunderte benöthigt. Anmeldungen werden entgegengenommen vom Vorsitzer des Aufführungs-Komites: Alfred Dinkelmann, 660 Racine Ave.; Dr. Bertschinger, 685 W. Chicago Ave.; Jos. Schönenberger, 1043 Otto Str.; Jakob Hegi, 130 Wells Str.; Gottfried Fitzli, 2324 Wentworth Ave.

Park-Konzerte.

Heute Nachmittag finden im Humboldt-Park, im Douglas-, wie auch im Lincoln-Park öffentliche Konzerte statt, zu welchen die Besucher unzweifelhaft in Schaaren zusammenströmen werden. Während der Konzert-Anfang in den beiden Westseite-Parks auf 4 Uhr festgesetzt worden ist, wird im Lincoln-Park mit der Ausführung des Programmes schon um 3 Uhr Nachmittags begonnen werden. Die Pullman'sche Militär-Kapelle wird im Douglas-, D. W. Colbergs Orchester wird im Humboldt-Park spielen. Für das Konzert im Lincoln-Park ist die Militärkapelle, welche unter Leitung von Ellis Brooks steht, gewonnen worden. Das von ihr zu spielende Programm lautet wie folgt:

Marsch, „Col. Moulton"	Ellis Brooks
Ouverture, „Der Musketier"	Ellis Brooks
Walzer, „Am schönen Rhein"	Keler-Bela
Melodienstrauß aus der Oper „Faust"	Gounod
Marsch „Adlake", „Florida Cracker"	Ellis Brooks
Duett für Flügelhorn und Kornett. Herren Welden und Brown.	
Ouverture „Amerikanischer Karneval"	Ellis Brooks
„Love in Idleneß"	Macbeth
„Teddy and the Rough Riders"	Ellis Brooks
„Uncle Rufus Jubilee"	Rollinson
Selektion aus „Boccaccio"	Suppe
„Dance of the Hours"	Panchietti
Volksthümliche Szenen	Mills
Marsch „Old Glory"	Ellis Brooks

Hatte keine Lizens.

Richter Willis verurtheilte gestern Hermann E. Ewohn, Mitglied der Advokaten-Firma Nealy & Ewohn, Nr. 67 Clark Str., zu einer Geldbuße von $200, weil er, ohne eine Staats-Lizens zu besitzen, die Rechtspraxis ausgeübt hat. Es heißt, daß Ewohn, welcher bei der Verkündigung des Urtheils nicht zugegen war, die Stadt verlassen habe. Auf Veranlassung des Advokaten-Vereins wurde der Verurtheilte vor mehreren Wochen von Richter Willis vorgeladen, um sich auf die Beschuldigung hin zu verantworten, daß er die Rechtspraxis ausübe, ohne dazu berechtigt zu sein. Da Ewohn auch auf weitere Vorladungen nicht erschien, so verhängte gestern der Richter über ihn die obige Geldstrafe.

Große und kleine Sängerfeste.

Vortheile und Nachtheile. — Der Nordwestliche Arbeiter-Sängerbund in Milwaukee.

Der Massenchor des in diesen Tagen in Cincinnati abgehaltenen Jubiläums-Sängerfestes des Nordamerikanischen Bundes war aus nahezu viertausend Sängern, die 127 Vereine vertraten, zusammengesetzt. Zu dem demnächst in der Schweiz, in Bern, stattfindenden Eidgenössischen Sängerfest haben sich 89 Vereine mit 5881 aktiven und 781 passiven Mitgliedern angemeldet. Die kleine Schweiz bringt demnach eine größere Anzahl von deutschen Sängern in weniger Vereinen auf, als die zahlreichen größeren und kleineren Städte der Amerikanischen Republik mit ihrem großen Prozentsatz deutsch-amerikanischer Bewohner in vielen Vereinen. Schon die große Zahl der an dem Cincinnatier Fest betheiligten Vereine läßt die Zersplitterung erkennen, in welcher das deutsche Männergesangswesen in den Ver. Staaten sich thatsächlich befindet. Neben dem Nordamerikanischen Bund, der seine Hauptstärke im Westen entfaltet, florirt im Osten der Nordöstliche Sängerbund, welcher im nächsten Sommer in Brooklyn das 50. Jahresfest seines Bestehens in großartiger Weise feiern wird. Als Festdirigent ist bereits Herr Arthur Claassen aus Brooklyn gewählt. Vor Kurzem ist durch den Botschafter A. von Holleben diesem Sängerbund die Mittheilung geworden, daß Kaiser Wilhelm II. sich bereit erklärt habe, wie jüngst für das Kasseler, so auch für das Brooklyner Sängerfest einen Preis zu stiften. Viele östlichen Vereine, die sich sonst am Cincinnatier Fest betheiligt haben würden, sind diesem fern geblieben, weil sie sich für das Jubelfest des Nordöstlichen Bundes zu rüsten haben. Sonst hätten die Vorbereitungen für das Cincinnatier Fest auf noch größerer Basis getroffen werden müssen, als sie thatsächlich ausgeführt worden sind. Die Riesenhalle, mit ihren 4000 Sitzen für Sänger und 10,000 Plätzen für die Hörer, wäre dann vielleicht noch später fertiggestellt worden. Es ist gewiß ein unvergeßlicher Eindruck, den ein starker Massenchor mit dem Vortrag einfacher Volkslieder auf den Hörer ausübt. Die Ehre, solche seltenen Genüsse ihren Bewohnern verschaffen zu können, müssen die deutschen Bewohner der Feststadt aber meist theuer bezahlen. Das vorletzte, in Pittsburg abgehaltene Sängerfest schloß aus dem Grunde mit keinem Defizit ab, weil die Festbehörde die dortige Ausstellungshalle zur Abhaltung der Festkonzerte benutzen konnte. Dieser Erleichterung der Vorarbeit hatten sich auch die Festausschüsse der großen Sängerfeste 1886 in Milwaukee und 1888 in St. Louis zu erfreuen. Die Cincinnatier Festbehörde hingegen hatte mehr als zwei Drittel des ganzen Fest-Fonds auf den Bau der Halle zu verwenden. Dieser mißliche Umstand dürfte dazu beitragen, die Abhaltung derartig großer Feste aus Städten, die nicht genügend große Hallen aufzuweisen haben, in Zukunft fernzuhalten. Hinsichtlich der Größe der Massenchorentfaltung wird das Cincinnatier Fest kaum jemals von einem Sängerfest des Nordamerikanischen Bundes übertroffen werden. Die zahlreichen Kreis-Sängerfeste, welche jedes zweite Jahr in den westlichen Staaten veranstaltet werden, thun dem alten, dem Nordamerikanischen Bunde großen Abbruch. — Der „Nordwestliche Sängerbund", welcher im vorigen Sommer in Davenport ein wahres Muster-Fest abgehalten hat, wird im nächsten Jahre, nachdem die Milwaukeer Sänger die Ehre, die Veranstalter zu sein, abgelehnt haben, in Burlington, Ja., sein 19. Fest begehen. Das Sängerfest des Ost Wisconsin-Bezirkes hat am letzten Samstag und Sonntag, den 24. und 25. Juni, in Plymouth stattgefunden und, wie von dort berichtet wird, einen prächtigen Verlauf genommen. Am 21., 22. und 23. Juli wird der Nord Wisconsin-Bezirk sein Sänger-Fest in Fond du Lac abhalten und unzweifelhaft damit große Ehre einlegen. Zum ersten Male in der Geschichte des deutschen Liedes in Amerika treten heute und morgen die Arbeiter-Gesangvereine in Milwaukee gemeinsam auf den Plan, um durch Abhaltung eines Sängerfestes sowohl für den deutschen Männerchorgesang, wie für eine allgemeine Arbeiter-Vereinigung Propaganda zu machen. Alle diese kleineren Sängerfeste bringen ihren Theilnehmern mehr Freude am deutschen Liede und machen ihren Veranstaltern weniger Kopfzerbrechen, wie die größeren. Eine herzliche Verbrüderung kann unter einer kleineren Anzahl von Sängern viel leichter zu Stande kommen, wie unter einer Menge von Vereinen, deren Mitglieder aus allen Richtungen der Windrose zum Bundesfest zusammengeströmt sind. Für die Veranstalter hingegen wird das kleinere Fest keine Last, weil sie nicht mit raffinirter Genauigkeit zu berechnen haben, wie die großen Ausgaben durch nicht minder große Einnahmen gedeckt werden können. Da diese Bezirksverbände somit ihre volle Berechtigung haben und auch als die eigentlichen Verbreiter des deutschen Liedes in den einzelnen Staaten zu betrachten sind, so wendet das Interesse der innerhalb dieser Staaten wohnhaften Sängerbrüder sich auch immer mehr und mehr den kleineren Bezirks-Sängerfesten zu. Der glanzvolle Verlauf der großen Feste im Westen des Landes dürfte deshalb mit dem Cincinnatier Jubiläumsfest seinen Höhepunkt erreicht haben, und nicht mehr ferne dürfte die Zeit sein, in welcher das Nordamerikanische Bundes-Sängerfest nur noch alle fünf Jahre, statt, wie bisher, in jedem zweiten Jahre, abgehalten wird. Selbst die in mehreren größeren Städten des Landes Jahr aus Jahr ein veranstalteten amerikanischen „Mai-Musikfeste" haben während der letzten Jahre beängstigend regelmäßig mit einem Defizit abgeschlossen, weil die Ueberbietung an Großartigkeit — an Massenentfaltung des Chorgesanges und der Orchester-Musik, wie auch an Gewinnung der besten und theuersten Solisten — in allzuüppige Blüthe geschossen ist. Die Rückkehr zur Einfachheit wird da nur Gutes wirken.

* * *

Mit dem Dampfer „Christopher Columbus" traten gestern Vormittag etwa zweihundert Chicagoer Sänger die Fahrt zum Lieder-Feste des Nordwestlichen Arbeiter-Bundes nach Milwaukee an. Frohes Leben herrschte am Dock der Goodrich Dampfer-Gesellschaft. Weit lustiger ist es noch bei der Ankunft der Sänger in Milwaukee zugegangen. Heute Nachmittag findet dort in Schlitz' Park das eigentliche Sängerfest statt. Das Programm umfaßt die Lieder „Am Altar der Wahrheit", „Für Wahrheit und Recht", „Ein Sohn des Volkes" und „Der Völker Maienbund" als Massenchor-Vorträge mit Orchester-Begleitung und die Einzelvorträge: „Ebbe und Fluth" vom „Vorwärts" aus Sheboygan; „Im Eichenwald" vom Davenporter „Vorwärts"; „Arbeiter auf!", Sozialistische Liedertafel, Cleveland; „Allotria", LaSalle Liedertafel und „Sturmlied" von den vereinigten Chören aus Chicago. Die letztgenannten sind: „Der soziale Sängerbund", Liedertafel „Freiheit", „Arbeiter-Liederkranz", „Südseite-Liedertafel", „Bäcker-Gesangverein" und die „Gesangsektion des Debattir-Klubs". — Die Vereine, welche aus anderen Städten sich am Feste betheiligen, sind: Gesangverein „Freiheit" aus Cincinnati; Herwegh-Sängerbund aus St. Louis; Sozialistische Liedertafel aus Cleveland, O.; Sozialistischer Sängerbund aus Indianapolis, Ind.; Gesangverein „Vorwärts" aus Davenport, Jowa; „Vorwärts" aus Sheboygan, Wis.; die Liedertafel aus LaSalle, Jll.; der „Vorwärts" aus Gloucester, O.; u. die „Sozialistische Liedertafel" der Feststadt Milwaukee. Vierhundert Sänger werden heute Nachmittag die Chorlieder zur Geltung bringen; die Zuhörerschaft wird nach Tausenden zu zählen sein. Morgen wird das Fest mit einem großen Sänger-Kommers zum Abschluß gebracht.

Nicht genau genug.

In dem Prozeßverfahren gegen den ehemaligen Gerichtsdiener John Dwyer, das gestern vor Richter Gary begonnen hat, wurden als Belastungszeugen nur der Gerichtsschreiber Pease und Thomas Kerwin vernommen. Pease wies aus seinen Büchern nach, daß Kerwin im Mai vorigen Jahres in Richter Hutchinsons Abtheilung des Kriminalgerichts als Geschworener fungirt hat. Kerwin gab an, daß Dwyer ihm damals $50 in Aussicht gestellt habe, falls er — wenn er in einem der gegen die Westseite Straßenbahn-Gesellschaft schwebenden Prozesse an die Jury kommen sollte — die Interessen dieser Korporation wahrnehmen würde. — Die Vertheidigung rief nun die Richter Hutchinson, Dunne und Baker als Leumundszeugen für Dwyer auf und beantragte dann die Niederschlagung der Anklage, mit der Begründung, Kerwin sei nicht Geschworener in einem Prozesse der besagten Art gewesen und selbst wenn sein Zeugniß wahr sein sollte, so habe Dwyer ihn doch nicht in einem bestimmten Prozeß bestechen wollen. Die Staatsanwaltschaft vertrat die Anschauung, daß Dwyers Offerte, so allgemein wie sie gehalten war, vollständig genüge, um ihn schuldig erscheinen zu lassen. Der einschlägige Rechtspunkt wird am Mittwoch weiter verhandelt werden; bis dahin hat der Richter die Verhandlung verschoben.

Dirigenten-Jubiläum.

Die Gesangvereine „Richard Wagner-Männerchor", „Vorwärts-Männerchor", „Liederkranz K. u. L. of H." und „Central Park-Männerchor" haben beschlossen, ihrem Dirigenten Oskar Schmoll zur Feier seines 35jähr. Dirigenten-Jubiläums ein Ehrengeschenk zu überreichen, das ihm gelegentlich des am Samstag, den 8. Juli, in Robert Elkes Halle zu Ehren des Jubilars stattfindenden Festkommerses überreicht werden soll. Das aus den Herren Chas. Mandenberg, Leonhard Schlegel, Peter Steinhauer, Paul Mordan, Gustav Briesemeister, Ch. Grotz, Karl Freter, Philipp Götter, Kaspar Ulrich, Karl Warnecke, Jakob Mink und Hermann Eckhard bestehende Arrangements-Komite wird die Feier zu einer öffentlichen machen, und es sind deshalb alle Freunde des Herrn Schmoll, wie auch die Freunde der festgebenden Vereine, eingeladen, sich mit ihren Damen zum Kommers einfinden zu wollen.

Nehmen's sehr genau.

Die Fort Wayne Coal Co. hat gestern die von ihr gegen die Erziehungsbehörde anhängig gemachte Klage zurückgezogen, erklärt aber, sie würde dieselbe von Neuem einreichen, falls ihr der Schulrath jetzt die Kohlenlieferung für die ersten vier städtischen Schulbezirke nicht zuerkenne. Es handelt sich da um 70,000 Tonnen Kohlen, welche die Fort Wayne Co. um $14,000 billiger liefern will, als die Firma, welche das nächste niedrigste Angebot eingereicht hat. Das Angebot der Fort Wayne Co. ist aber von dem zuständigen Komite nicht berücksichtigt worden, weil die Probekohlen dieser Firma zu der festgesetzten Zeit auf dem Kohlenhof an der W. Taylor Straße nicht in den dazu bestimmten Gelassen zur Ansicht auslagen. Thatsache soll sein, daß die Kohlen der Fort Wayne Co. zur Zeit auf dem Hofe waren, aber nicht abgeladen werden konnten, weil anderes Fuhrwerk ihnen den Weg zu den Verschlägen versperrte. — Und weil die Form nicht ganz genau erfüllt war, empfahl das Komite, daß der Kontrakt an eine Firma vergeben werde, die $14,000 mehr als die Fort Wayne Co. für die Kohlen verlangt.

Aus Turnerkreisen.

Der derzeitige Bestand des N. A. T. B.

In seiner Mitgliederzahl ist abermals ein beträchtlicher Rückgang zu verzeichnen.

Vorbereitungen für das nächstjährige Bundes-Jubiläumsfest.

Die letzten statistischen Erhebungen über den Bestand des Nordamerikanischen Turnerbundes weisen abermals einen beträchtlichen Rückgang auf. Die Zahl der Vereine, die dem Bund angehören, ist von 294 auf 274 gesunken, hat sich demnach um 20 vermindert, während die Zahl der individuellen Mitglieder um 2012 abgenommen hat. Die Zahl der Aktiven weist eine Abnahme von 474 auf, und der Durchschnitt der regelmäßig an den körperlichen Uebungen theilnehmenden Vereinsmitglieder hat einen Verlust von 253 erlitten. Die Mitglieder der Altersriegen haben sich um 58 und diejenigen der Damenklassen um 338 vermindert. Auch die Zahl der die Turnschulen besuchenden Kinder hat um 746 Knaben und 201 Mädchen abgenommen. Die einzigen Zunahmen, die zu verzeichnen sind, betreffen die Mitglieder der Zöglingsvereine, welche um 651 vermehrt wurden, und die Mitglieder der Frauensektionen, welche 121 mehr zählen als im Vorjahr. Auch die Gesangssektionen haben 152 Mitglieder verloren und die dramatischen Sektionen einen Abgang von 140 Mitgliedern zu verzeichnen. Die Zahl der in den Vereinen thätigen Turnlehrer ist von 165 auf 167 gestiegen, hat sich also um zwei vermehrt.

Von den 274 Bundesvereinen haben 243 gesetzliche Köperschaftsrechte; und nur 242 sind Abonnenten auf das Bundesorgan. Eigene Hallen besitzen 187 Vereine gegen 194 im Vorjahr, deren Werth nebst Grundeigenthum auf $4,125,950 abgeschätzt ist. Die Vereinsbibliotheken sind im letzten Jahre um 309 Bände vermehrt worden.

Die Zahl der Bundes-Mitglieder betrug am 1. Januar d. J. 34,639; die Zahl der stimmberechtigten Bürger 28,409; Zahl der Aktiven: 5847 Mitgliederzahl der Altersriegen: 1432; Mitgliederzahl der Damenklassen: 3422; Mitgliederzahl der Zöglingsvereine: 1564; Mitgliederzahl der Frauenvereine: 4747; Zahl der Turnschüler: 17,111; Zahl der Turnschülerinnen: 9589. Die Zahl der Kinder anglo-amerikanischer Eltern, welche die Turnschulen der Vereine besuchen, beziffert sich auf 2575 Knaben und 1490 Mädchen, zusammen also auf 4065 Kinder.

Die Zahl der Sänger beläuft sich auf 2343, und diejenige der Mitglieder dramatischer Sektionen auf 704. Die Vereinsbibliotheken enthalten 67,101 Bände.

Drei Vereine — die Turngemeinde von Cincinnati, der Turnverein in Boston und die Turngemeinde von Philadelphia — feierten ihr goldenes Jubelfest und trugen dadurch viel zur Hebung der Bethätigung auf turnerischem und geistigem Gebiete bei. Im kommenden Jahre wird der Turnerbund sein 50jähriges Stiftungsfest in Philadelphia in Verbindung mit einem großen Bundesturnerfest feiern und dadurch hoffentlich kräftige Anregung zu erneutem Aufschwung auf allen Gebieten seiner Bethätigung geben.

Die Zahl der Vereine und Mitglieder der einzelnen Bezirke stellt sich, wie folgt

Turnbezirk „New York", 18 Vereine mit 2351 Mitgliedern. „Indiana", 13 Vereine mit 2116 Mitgliedern. „St. Louis", 19 Vereine mit 4370 Mitgliedern. „Neu-England", 17 Vereine, 2609 Mitglieder. „Wisconsin", 16 Vereine, 2077 Mitglieder. „Chicago", 27 Vereine, 3123 Mitglieder. „Philadelphia", 9 Vereine, 1945 Mitglieder. „New Jersey", 10 Vereine, 1496 Mitglieder. „Zentral New York", 4 Vereine, 243 Mitglieder. „Pittsburg", 23 Vereine, 3131 Mitglieder. „Missouri Valley", 7 Vereine, 605 Mitglieder. „Minnesota", 8 Vereine, 465 Mitglieder. „Oberer Mississippi", 15 Vereine, 1275 Mitglieder. „Rocky Mountain", 5 Vereine, 503 Mitglieder. „New Orleans", 1 Verein, 89 Mitglieder. „Central Jllinois", 11 Vereine, 809 Mitglieder. „Pacific", 11 Vereine, 1115 Mitgieder. „Connecticut", 9 Vereine, 1090 Mitglieder. „Süd-Atlantischer", 1 Vereine, 50 Mitglieder. „Lake Erie", 10 Vereine, 1126 Mitglieder. „West New York", 7 Vereine, 896 Mitglieder. „Ohio", 7 Vereine, 862 Mitglieder. „Süd Dakota", 2 Vereine, 105 Mitglieder. „Florida", 1 Vereine, 10 Mitglieder. „Südlicher Central", 6 Vereine, 465 Mitglieder. „Nord Pacific, 1 Verein, 105 Mitglieder. „Süd Californien", 3 Vereine, 486 Mitglieder. „Kansas", 12 Vereine, 1085 Mitglieder. „Oberer Rocky Mountain", 1 Verein, 39 Mitglieder.

Das Eigenthum der Vereine wird wie folgt abgeschätzt

Hallen und Grund-Eigenthum, $4,125,950; Turngeräthe und Waffen, $164,042; Bibliotheken, Mobiliar und sonstiges Eigenthum $475,536; Gesammtwerth, $4,765,528; Verbindlichkeiten, $1,895,266; Schuldenfreies Vermögen, $2,870,262.

Aufgenommen wurden seit dem 1. Januar 1898 sechs neue Vereine, aber demgegenüber traten zwölf Vereine aus, zwei lösten sich auf und zwölf mußten suspendirt oder gestrichen werden.

Vereins-Nachrichten.

Einigkeit-Forum No. 2043 H. F. B. O.

Der weitaus größte Theil der Mitglieder der Einigkeit-Loge Nr. 101, vom Orden „Mutual Protection", ist aus dem Verband ausgetreten und hat die Loge Nr. 2043 des „Home Forum Benefit"-Ordens in's Leben gerufen. Die Mitglieder der neuen Loge versammeln sich jeden zweiten und vierten Mittwoch im Monat in der Halle von Springguth und Hänel, Ecke Halsted und Willow Straße. Von den Beamten werden große Anstrengungen gemacht, die Mitgliederzahl des neuen Vereins zu vergrößern. Nähere Auskunft ertheilen: Joseph Herman, 1947 Deming Place; Hermann Loesicke, 265 Larrabee Straße; Jakob Doerr, 271 Wells Straße; Anna Neumann, 859 Cortez Straße; Philipp Roth, 154 Wilmott Avenue.

Ladies of the Maccabees.

Wie schon der Name besagt, besteht dieser Zweig des Ordens der „Ritter der „Maccabees" aus Frauen, welche die nämlichen guten Zwecke verfolgen, die von den Angehörigen der „Knights of the Maccabees" auf ihr Panier geschrieben worden sind. Die einzelnen Vereine werden in diesem Orden „Hives" genannt. Die einzige Vereinigung deutscher Frauen dieses Ordens auf der Nordseite ist der „Karl Marx Hive Nr. 148", welcher in Yondorfs Halle, Ecke North Avenue und Halsted Straße, seine Versammlungen und Vergnügungen abhält. Die Mitglieder dieser rüstig voranstrebenden Vereinigung haben in ihrer letzten Versammlung beschlossen, eine rege Agitation behufs Vergrößerung ihrer Mitgliederzahl ins Leben zu rufen. Die Damen Marie Maurer, Nr. 281 Cleveland Ave., Rosie Schultz, Nr. 566 Wieland Straße, und Agnes Schmitt, Nr. 150 Oakdale Ave., sind mit Freuden bereit, weitere Auskunft zu geben.

Bismarck-Garten.

Für das heute Abend stattfindende Konzert des Bunge'schen Orchesters ist von dem tüchtigen Dirigenten ein genußversprechendes Programm entworfen worden, welches von der vollbesetzten Blech- und Holzbläser-Kapelle, ohne Streichmusik-Körper, in der bekannten künstlerischen Weise zur Ausführung gebracht werden wird. Als Hauptnummern dürften sich erweisen: Die Ouverture „Fra Diavolo" von Auber, das Intermezzo aus der Oper „Die Bajazzi" von Leoncavallo, der Walzer „Carlotta" von Millöcker, Melodienstrauß aus der Oper „Maritana" von Wallace, Ouverture „Lustspiel" von Keler Bela, Gebet und Barcarole aus der Oper „Der Nordstern" von Meyerbeer, Duett für Kornett und Waldhorn von Heinicke, mit den Herren Emil Kopp und Henry Stroß als Solisten, Walzer „Mein Traum" von Waldteufel, Wiegenlied von Schumann und die große Phantasie über „Plantation-Lieder aus dem Süden."

Kontrakt für Manila.

Der „La Vergn Refrigerating Co.", welche hier und in New York Fabrikanlagen besitzt, ist von der Bundesregierung der Kontrakt für die Erbauung einer großen Eisfabrik nebst Kühlspeichers in Manila zugesprochen worden. Die Anlagen werden $500,000 kosten und müssen laut Kontrakt innerhalb von neun Monaten fertiggestellt sein. Major Leon S. Roudies, welcher während des Feldzuges in Cuba zum Stab des Generals Shafter gehörte, ist von der Bundesregierung mit der Beaufsichtigung der Arbeiten betraut worden. Er traf gestern aus Washington hier ein und wird sich, sobald das erste Baumaterial fertig ist, mit diesem nach Manila einschiffen.

Mehr Soldaten.

Sobald Leutnant Wells vom hiesigen Werbebureau der Bundesflotte mit Mühe und Noth eine „Bestellung" auf neue Mannschaften erfüllt hat, geht ihm von dem Marine-Ministerium in Washington schon ein neuer Auftrag zu. Der jüngst eingelaufene lautet auf 150 Seesoldaten. Dieselben sollen im Alter von 18—25 Jahren stehen und müssen amerikanische Bürger oder doch im Besitz ihres „ersten Papieres" sein.

Ungefähre Schätzung.

Die Mitglieder der Steuer-Einschätzungs-Behörde sind der Ansicht, daß in Folge höherer Bewerthung der Liegenschaften und größerer Ehrlichkeit der Bürger bei der Einschätzung ihrer beweglichen Habe die Steuer-Einkünfte in Cook County im kommenden Jahre von 22 auf 28—30 Millionen Dollars anschwellen werden.

Stürzte in die Tiefe.

Der No. 57 Howe Str. wohnhafte John Schaefer fiel gestern, während er im Gebäude No. 33 Adams Str. Eis ablieferte, den Fahrstuhlschacht hinab und erlitt dabei schwere Kontusionen am Kopfe, sowie eine tiefe Wunde an der Stirn. Der Verunglückte fand Aufnahme im Alexianer-Hospital.

* Im Harrison Str.-Polizeigericht wurde gestern ein gewisser Salvatore Parr beschuldigt, im „Boston Store" 33 Yards Seide entwendet zu haben. Der Angeklagte wurde unter $500 Bürgschaft den Großgeschworenen überwiesen.

* Am Abend des 4. Juli wird von der Schwadron A des 1. Kavallerie-Regiments im Humboldt-Park eine patriotische Feier veranstaltet werden. Richter Charles G. Neeley wird die Festrede halten, und Anwalt Quin O'Brien wird die Unabhängigkeitserklärung verlesen. Patriotische Lieder werden von einem Chor von 250 Stimmen vorgetragen werden.

Die Grand Jury.

In dem Schlußbericht werden die Polizeigerichts-Methoden scharf kritisirt.

Der angeblichen Geschworenen-Bestechung wird mit keinem Worte Erwähnung gethan.

Richter Garys Dank.

Die Großgeschworenen für den Juni-Termin sind gestern, nach Erledigung ihres Arbeitspensums, von Richter Gary entlassen worden. Ihr Schlußbericht lautet also:

„Die Grandjury unterbreitet Ew. Ehren, nach Erledigung ihres Arbeitspensums folgenden Bericht über ihre Thätigkeit:

Gesammtanzahl der untersuchten Fälle, 315.

Hiervon waren vom Staatsanwalt unterbreitet, 218.

Von Privat-Klägern, 97.

Anklagen erhoben, 267.

Abgewiesene Fälle, 77.

Der nächsten Grandjury überwiesen, 1 Fall.

Die Mitglieder der Grandjury haben eine genaue Inspizirung des Countygefängnisses vorgenommen, wobei das Gebäude und die Zellen rein, gut ventilirt und gesund gehalten vorgefunden wurden. Die den Insassen verabreichte Nahrung, aus Brod, Kaffee, Fleisch und Kartoffeln bestehend, war von so guter Qualität, wie man es nur erwarten kann, dazu reichlich genügend.

Eine ganze Anzahl von Fällen wurde der Grandjury unterbreitet, in denen von Fremden Klage darüber geführt wird, daß sie in gewisse Schanklokale gelockt, dort erst betäubt und dann ausgeraubt worden seien. Nicht wenige von diesen Spelunken befinden sich mitten im Herzen der Stadt, und eine beträchtliche Anzahl der in Frage stehenden Klagen wurden auf der Harrison Str.-Revierwache eingereicht. Die Thäter zu überführen, ist mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden, um aber wenigstens einigermaßen dem Verbrechen Einhalt zu gebieten, empfiehlt die Grandjury, daß allen solchen Schankwirthen, in deren Lokalen derartiges passirt, ohne Weiteres die Lizens entzogen werde, vorausgesetzt natürlich, daß ihre Schuld über allem Zweifel feststeht.

Im Verlaufe ihrer Untersuchungsarbeit hat die Grandjury auch ermittelt, daß die von den Polizei- und Friedensrichtern angewendeten Methoden häufig ungerecht, wenn nicht gar ungesetzlich sind. Diese unteren Gerichtshöfe, ihre Praktiken und Entscheidungen, sind für einen großen Theil der Bürger Cook Countys der Inbegriff aller ihrer Kenntnisse von Gesetz und Gerichtswesen, das System aber, welches dort jetzt gang und gäbe ist, dient wahrlich nicht dazu, die Achtung vor dem Gesetz zu erhöhen.

Die Grandjury glaubt, daß die jetzigen Polizei- und Friedensrichter in Bezug auf Charakter und Amtsfähigkeit so hoch dastehen, wie dies unter den obwaltenden Umständen nur erwartet werden kann. Die Wurzel des Uebels scheint in dem System zu fußen und weniger die Schuld der Amtsinhaber zu sein. Es bieten sich augenblicklich den unteren Gerichtshöfen so viele Gelegenheiten für Ungerechtigkeiten, Schwindel und Günstlingswesen, daß die Grandjury keine direkten Reform-Vorschläge machen kann. Es ist die Pflicht der Bewohner von Cook County, und speziell auch des Richterstandes, von der Staatsgesetzgebung solche Maßregeln zu verlangen, die das gegenwärtige System ganz abschaffen und dafür neue Gerichtshöfe, sowohl für Kriminal- wie Zivilfälle, schaffen, deren Mitglieder für ihre Dienste eine feste Kompensation erhalten und nicht länger auf Sporteln angewiesen sind."

Der Schlußbericht, der vom Obmann der Grand-Jury, Elden C. Dewitt, unterzeichnet ist, spricht auch noch dem Hilfsstaatsanwalt H. O. Sprogle hohe Anerkennung für seine thatkräftige Mithilfe bei der Bewältigung des Arbeitspensums aus.

Richter Gary entließ die Grandjury mit Worten des Dankes, meinte aber dann gleich nachher: „Eigentlich brauchte ich Ihnen gar nicht zu danken, denn es ist die Pflicht eines jeden guten Bürgers, als Großgeschworener zu fungiren, wenn immer dieses von ihm verlangt wird."

Die letzte Amtshandlung der Juni-Grandjury war die Erhebung einer Mord-Anklage gegen Thomas Sheehy, der vor einigen Tagen den Hausirer Salomon Optner erschlug.

Für das Herbstfest.

Das Direktorium des Bürgerausschusses, welcher die Arrangements für das Herbstfest übernommen hat, wird morgen im Union League Club zusammentreten, um sich durch die Wahl eines Präsidenten, Vize-Präsidenten, Schatzmeisters und Sekretärs permanent zu organisiren. Jedenfalls wird der zeitweilige Vorsitzende Charles Truax zum Präsidenten gewählt werden, da er gleich von Beginn an sich in hervorragender Weise an der Bewegung betheiligt hat. In der Sitzung des Plenarkomites am nächsten Mittwoch wird auch die Frage, wo das geplante „Stadium" errichtet werden soll, endgiltig entschieden werden.

* Auf Grund einer von 25 Bewohnern der kürzlich inkorporirten Ortschaft Glen View unterzeichneten Bittschrift, hat Countyrichter Carter eine Spezialwahl für die Erwählung von Ortsbeamten des neuen Gemeindewesens auf den 15. Juli anberaumt. Die Bittsteller haben in dem Gesuch für die zu besetzenden Aemter die folgenden Kandidaten namhaft gemacht: Präsident, Hugh L. Burnham; Trustees, John A. Hutchings, Otto Butzow, Charles D. Rugen, Frank R. Hoffman, August C. Clavey und Henry S. Maynard.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Die stärkste Schutzwehr der Republik.

Generalmajor Miles hat allerdings früher einmal — es war kurz nach dem Pullman-Streik — den Vorschlag gemacht, das neu zu erbauende Bundesgebäude in Chicago so zu bauen, daß es bei „Unruhen" als eine Art Zitadelle benutzt und mit Geschützen bestückt werden kann, aber es wäre ungerecht, ihn deshalb für einen Feind des Volkes, das heißt, so des gewöhnlichen Volkes, zu halten, wie das in Ermangelung besserer Einsicht damals leider geschehen ist. General Miles hat schon zu früheren Zeiten erklärt, daß er ein großer Freund der Arbeiter ist, und da das „gewöhnliche Volk" sich doch aus Arbeitern zusammensetzt, so muß jener Verdacht unbegründet gewesen sein.

Und wer seine damaligen bewundernden Aeußerungen über die Arbeiter nicht gelesen oder über jenen Postgebäude-Vorschlag vergessen hatte, daß General Miles ein ganz besonderer Freund der Arbeiter ist, der hat jetzt Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, er braucht nur die Reden zu lesen, welche der General am Freitag in Pittsburg gehalten hat. Was den General veranlaßte, in Pittsburg vor zwei Versammlungen „organisirter" Arbeiter zu reden und seine Hörer seiner besonderen Liebe und Hochachtung zu versichern, ist soweit unbekannt geblieben. Vielleicht wollte er nur einem innern Drang genügen und den Arbeitern eine Freude machen, vielleicht wollte er ihnen angesichts der drohenden Lohnstreitigkeiten Muth zusprechen, indem er ihnen versicherte, daß der rangälteste Generalmajor der Ver. Staaten ihr besonderer Freund sei, und vielleicht wollte er auch sich selbst Freunde werben unter den Arbeitern — man kann ja nicht wissen, was kommen mag. Es bleibt sich auch ganz gleich, welcher Beweggrund ihn dazu trieb. Es genügt, daß er redete, und was die Hauptsache ist, daß er außerordentlich vernünftig redete. Was er sagte, ist allerdings nichts Neues. Man sollte meinen, in einer demokratischen Republik wären solche Ausführungen völlig überflüssig, etwa so unnöthig, wie die Betheuerung, daß Speise und Trank dem Menschen dienlich sind. So etwa aber nimmt es sich aus, wenn General Miles versichert, daß seiner Ansicht nach „die Männer der Arbeit die sicherste Schutzwehr der Republik bilden, daß keiner, der ihre Geschichte kennt, an ihrem unbeugsamen Patriomus zweifeln kann." Aber wir dürfen nicht vergessen, daß hierzulande sehr oft gehandelt wird, als ob das Gegentheil der Fall sei. Wenn die Männer der Arbeit ihre eigenen Ansichten haben über die Art und Weise, wie das Land regiert werden, welcher Art die Gesetzgebung sein sollte, und diese mit den Ansichten der „Regierenden" nicht übereinstimmen, so nennt man sie hierzulande gleich „Kommunisten" und „Anarchisten", wie man heutzutage „Verräther" und „Feinde des Landes" Diejenigen nennt, die vom Imperialismus nichts wissen wollen. Es hat sich hier eine Unduldsamkeit breit gemacht, die jedes Verständniß erschwert, und darum ist es erfreulich, wenn ein Mann, wie General Miles, einmal öffentlich versichert, daß er in den Männern der Arbeit gute Patrioten sieht. Es ist wahr, sie sind die beste und wirklich die verläßlichste Schutzwehr der Republik. Die Männer der Arbeit haben noch niemals eine Republik gestürzt, das thaten immer die Andern, die nicht als Arbeiter zu betrachten sind im Sinne des Generals Miles. Von den Arbeitern hat niemals ein Land etwas zu fürchten gehabt, und ebenso wenig der Fortschritt. Sie verlangten immer nach Freiheit und Licht, wenn sie auch zuweilen auf kurze Zeit falsche Wege gewählt haben mögen. Die Absicht war aber immer gut für den Staat und mußte für diesen gut sein, denn sie sind die Wurzeln des Staates, sind der Staat selbst, sie würden sich selbst am meisten schädigen, wenn sie dem Staate schaden, und nur wenn die Masse der arbeitenden Bevölkerung sich wohlbefindet und fortschreitet, kann der Staat blühen und erstarken. Der Baum kann nur Blüthen treiben, wenn seine Wurzeln gesund sind!

„Die Arbeit ist allmählich höher gestiegen in das klare Sonnenlicht des Verstandes und des fortschrittlichen Denkens und wird allgemeiner geachtet und höher gewürdigt, als je zuvor". Aber sie muß noch weiter steigen, und „es gibt heute keine nationale Pflicht, die von größerer, die Lebensinteressen der Nation inniger berührender Wichtigkeit ist, als die Pflicht aller Bürger, die Arbeiter dieser großen Nation zu beschützen und zu fördern in allem Streben, das zu ihrer Wohlfahrt und ihrem Gedeihen führen mag". Wenn diese Erkenntniß allgemein verbreitet und ihr nach Möglichkeit von Allen nachgelebt wird, dann werden wir dem Millennium bald so nahe kommen, wie nur möglich.

Wenn man nach den Worten gehen könnte, die gesprochen und geschrieben werden, dann wären die Aussichten glänzend, es ist nur schade, daß gar so Viele noch einen großen Unterschied machen zwischen ihren Worten und ihren Thaten. Hoffentlich wird sich herausstellen, daß General Miles nicht zu diesen gehört, wenn er einmal in die Lage kommen sollte, seine Arbeiterfreundlichkeit durch die That zu beweisen. Man munkelt, er trage sich immer noch mit Präsidentschaftshoffnungen.

Nach dem Tode verheirathet.

Während tausende Pensionsansprüche, die schon vor Jahren eingereicht wurden, noch unerledigt sind, wurden auf der anderen Seite schon viele Pensionsansprüche bewilligt, die aus dem spanischen Kriege hervorgingen und erst vor ganz kurzer Zeit geltend gemacht worden waren. Dieser Tage reichte die Wittwe eines Offiziers, der in Cuba sein Leben ließ, ihr Pensionsgesuch ein und innerhalb vierundzwanzig Stunden war die Pension bewilligt. Das geht ganz natürlich zu und von Parteilichkeit oder besonderer Begünstigung von Offizieren zum Nachtheile der Gemeinen kann hier keine Rede sein. Sämmtliche Pensionsansprüche, die aus dem spanischen Kriege hervorgehen, werden voraussichtlich viel schneller erledigt werden, als die, welche der Bürgerkrieg zeitigte, denn die ganze Maschinerie des Pensionsamtes war in vollem Gange, als die Ansprüche im Entstehen waren. Der spanische Krieg ist so jungen Datums, daß es nicht schwierig ist, Zeugen zu finden; die Bücher der prüfenden Militärärzte und der Feldhospitäler sind von Anfang an sorgfältig geführt worden, denn man wußte ja, daß Pensionsansprüche in großer Zahl kommen würden. Nun, ihrer 16,000 sind bis jetzt schon anhängig gemacht worden und mehr werden kommen. Wie viele, das kann kein Mensch sagen oder auch nur vermuthen, denn vorläufig sind wir ja noch mitten drin in einem recht lebhaften Krieg, der wahrscheinlich auch nicht wenig beitragen wird, der Pensionsliste der Ver. Staaten eine anständige Länge zu bewahren.

Die Ansprüche auf Wittwen-Pension werden im Allgemeinen am schnellsten Befriedigung finden, aus verschiedenen Gründen. Die amerikanische Zuvorkommenheit gegen Damen gebietet dies schon und mehr noch die mißliche Lage, in der sich die Wittwen befinden; dann ist aber auch der Beweis für die Berechtigung eines solchen Pensionsanspruches am leichtesten zu haben und wenn von den Wittwen wieder Offizierswittwen am schnellsten bedient werden, so erklärt sich das leicht genug daraus, daß in solchen Fällen das nöthige Beweismaterial noch leichter zu beschaffen ist.

* * *

Die Wittwen-Ansprüche sind immer ein interessantes Thema gewesen im Pensionsamt. Es sind da oft recht merkwürdige Dinge zutage gekommen, und das „Wittwengeschäft" ist hier und da zu einer richtigen und großartig organisirten Industrie geworden. Ein Fall, der in der Presse bisher so gut wie gar keine Beachtung gefunden hat, ist bezeichnend für viele. In einem „Grenzstaate" befindet sich ein Friedhof, in dem viele Farbige, die in der Bundesarmee dienten, ihren letzten Schlaf schlafen. Im Pensionsamte liefen nun nach und nach nicht weniger als 106 Ansprüche auf Pensionen ein, die sammt und sonders von Wittwen farbiger Soldaten aus der Umgegend jenes Friedhofes stammten. Das erregte Verdacht und eine Untersuchung wurde eingeleitet. Ein halbes Dutzend gewiegte Detektives wurden mit der Sache betraut, und nach vieler Mühe gelang es endlich, dem Schwindel auf die Spur zu kommen. Man verlangte von einer angeblichen Wittwe weitere Beweise ihrer Verheirathung mit dem auf jenem Friedhof beerdigten Soldaten. Ein Farbiger, der in den beschworenen Aussagen als Schwager der „Wittwe" auftrat, wurde in ein scharfes Kreuzverhör genommen und gab schließlich zu, daß sein Gedächtniß in Bezug auf die Heirath recht mangelhaft sei. Die Wittwe war unterdeß unruhig geworden und schließlich lud sie einen der Detektives zu sich ein, verrammelte Thüren und Fenster ihrer Hütte und flüsterte ihm dann ihr Geständniß in's Ohr. Sie war nicht nur mit dem Manne, als dessen Wittwe sie auftrat, niemals verheirathet gewesen, sondern hatte ihn auch niemals gesehen. Sie war eine von einer Gruppe Frauen, die engagirt worden waren, als Wittwen der in jenem Friedhofe beerdigten Soldaten aufzutreten!

Der Advokat, welcher das „Unternehmen" leitete, war sehr gründlich und geschäftsmäßig zu Werke gegangen. Er hatte sich erst von den Grabsteinen die Namen aller dort beerdigten Farbigen abgeschrieben, hatte sich dann die Namensliste der „Loge" verschafft, welcher fast sämmtliche in der Umgegend wohnende Farbige angehörten, hatte sorgfältig die Namen der unverheirathet gefallenen Farbigen ausgewählt (da es ihm doch wohl zu gefährlich war, die Wittwen der wirklich verheiratheten in das Geschäft zu ziehen) und hatte den armen todten Junggesellen dann aus der farbigen Weiblichkeit der Umgegend Wittwen seiner eigenen Mache zugewiesen. Dieselben Zeugen mußten für alle Fälle dienen, und ein farbiger Geistlicher gab dem Schwindel vermöge seines Standes den Anstrich der Ehrbarkeit. Von den 106 Fällen wurden 102 verworfen, vier Pensionen, die schon bewilligt waren, konnten nicht für nichtig erklärt werden, da Beweise dazu fehlten.

Auch auf viele andere Arten wurde Schwindel versucht und geübt. Eine Frau, die lange Jahre Pension bezogen hatte, als die von ihrem Sohne abhängig gewesene Mutter eines gefallenen Soldaten, heirathete wieder, bezog aber trotzdem die Pension ruhig weiter. Das Pensionsamt kam dahinter, konnte aber Beweise für die Heirath nicht erlangen. Die Frau erklärte kaltblütig, sie lebe wohl mit einem Manne zusammen, sei aber nicht verheirathet und als das Pensionsamt ihren Namen von der Liste streichen wollte, weil sie in „unerlaubten Beziehungen" lebe, erklärte sie das Gesetz erlaube das nicht, denn nur die Pensionen von Wittwen wolle das Gesetz (von 1882) aus diesem Grunde für verfallen erklären, von Müttern sei keine Rede. Sie war offenbar von einem schlauen Advokaten gehörig instruirt worden.

Solcher Schwindel ist natürlich in Bezug auf den spanischen Krieg nicht möglich — das heißt jetzt nicht. Wie es in diesem Punkte nach fünfunddreißig Jahren sein wird, das kann natürlich Niemand wissen. Möglicherweise werden dann tausende Pensionsgesuche in Washington liegen, die sich auf irgend eine „Magenverstauchung" u.s.w. stützen, die sich unsere Milizsoldaten in den Uebungslagern zuzogen. Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. — —

Das Züchtigungsrecht der Frau.

Die Feder sträubt sich, das Traurige niederzuschreiben, und die Hand zögert die Feder zu führen — es ist gar zu betrüblich. Und mehr noch — es ist gefährlich! Die Suggestion — das Affenerbtheil, sagen Andere, aber Suggestion klingt besser — die Suggestion spielt eine so große Rolle im Menschenleben, daß die wahrheitsgetreue Relation einer häuslichen Szene, die sich dieser Tage in Port Chester, New York, abspielte, wohl zur Nachahmung verleiden möchte, und dann würde der schöne Friede dieses sonnendurchleuchteten Sonntagmorgens gestört werden durch häßliches Geschrei. Männergeschrei klingt doch häßlich, und Männer würden schreien, wenn die Nachahmung käme (vorausgesetzt, daß sie programmmäßig verliefe). Aber doch sei's gewagt. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie unterdrückt werden dürfte.

In dem erwähnten Städten Port Chester wohnt ein Ehepaar, das in seiner Zusammensetzung ausgesprochen neuzeitlich ist. Die Frau ist nicht nur der schönere, sondern auch der stärkere Theil, wie das ja so allmählich die Regel werden soll. Der Mann — nun — ein neuzeitlicher Mann, wie ihn die vorgeschrittenen Frauen so treffend schildern: unverschämt, anmaßend und störrisch, dabei faul und feige. Die Frau, „Mrs. Brown" ist ihr Name, besitzt neben allen anderen guten Eigenschaften auch die großmüthiger Nachsicht, und so kam es, daß Brown sich lange Zeit hindurch wirklich und wahrhaftig einbilden konnte, er sei Herr im Hause. Diese Schwäche, die gutmüthige Nachsicht der Frau, rächte sich. Brown wurde unerträglich anmaßend und es entstand die Gefahr, daß er von richtigem Größenwahn befallen werden könnte. Da entschloß sich Frau Brown — vermuthlich mit blutendem Herzen, denn es schmerzt ja, die strafen zu müssen, die man liebt — bei der nächsten Gelegenheit eine kräftige Kur anzuwenden. Die Gelegenheit kam. Als sie eines Morgens „alle Hände voll" hatte mit der Hausarbeit und auch das Dienstmädchen arbeitete, blieb Brown ganz ruhig auf seinem Stuhle hocken und machte nicht die geringste Miene zu helfen. Jetzt war's Zeit einzugreifen. „Brown, gehe in den Keller und bringe einen Eimer Kohlen herauf!" Brown rührte sich nicht, ja mehr noch, er wagte es, mit trotziger Miene zu erwidern, sie wisse ja wo die Kohlen liegen und solle sie selbst holen. Frau Brown war eine Weile völlig baff, dann aber wallte es in ihr auf, siedend heiß, und mit zornbebender Stimme wiederholte sie den Befehl. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit." Auf Brown müssen sie es ganz besonders abgesehen haben, denn er war völlig blind und sah das Unheil nicht nahen, das er heraufbeschwor. Statt dem Befehl nachzukommen, wiederholte er nur seine vorige respektlose Rede. „Die Kohlen sind im Keller, Du weißt wo, hole . . ." Weiter kam er nicht. Die liebende Gattin (gerade wenn wir strafen lieben wir am meisten) hatte ihn beim Kragen gepackt, mit schnellem Schwunge über das linke hochgestemmte Knie geworfen und ließ nun mit kräftigen Schlägen den Pantoffel, den sohlenbewehrten, auf den Körpertheil Herrn Browns fallen, der von der Natur zu dem Zwecke bestimmt ist.

Brown sträubte sich und kickte, aber da kam er schlecht an, fester und schneller nur fielen die Schläge, und als er sah, daß er nicht entrinnen konnte, da erhob er seine Stimme und schrie! Es kam ihm die Erinnerung an weit zurückliegende ähnliche Szenen im väterlichen Hause, und er schrie lauter! Man hörte sein Geschrei straßauf und -ab, und die Nachbarn wähnten, Brown werde ermordet und strömten hinzu in hellen Haufen. Als sie aber die Lage erkannten und Frau Brown ihnen die Ursache der Züchtigung verrieth, da lobten sie sie nicht nur wegen ihrer kräftigen Erziehungsweise, sondern sie forderten sie auch auf, sich nur ja nicht stören zu lassen und ruhig fortzufahren. Damit war das Züchtigungsrecht der Frau an und für sich anerkannt, denn des Volkes Stimme — Gottes Stimme.

Brown war besiegt und völlig geknickt. Er nahm den Kohleneimer und ging, Kohlen zu holen. Ob er dann im Keller den unschuldigen Eimer herumkickte — so nach Art solcher entarteten Männer — oder ob er weinte, das weiß man nicht, ist auch ganz egal. Er weiß jetzt, wer Herr im Hause ist und wird künftig Kohlen holen, ohne zu murren.

Herrn Brown hat die Züchtigung also offenbar gut gethan, und es wird in Zukunft Friede herrschen im Brown'schen Hause. Es wird auch nichts schaden, wenn Frau Brown den Pantoffel öfter schwingt, denn Brown verdient's nicht besser, er hat auch nicht die Spur von Korpsgeist oder Nächstenliebe gezeigt. Es ist schon längst eine offene Frage, wie weit das Züchtigungsrecht der Frau dem Manne gegenüber geht, aber die Frage hat gerichtlich noch nicht entschieden werden können, da sich solche Straffszenen in der Regel unter vier Augen abspielen. Brown aber hatte Zeugen die Menge. Er hätte klagen sollen, nicht um die Bestrafung seiner Hausherrin zu bewirken, denn das wäre aussichtslos, aber um den Gerichten endlich einmal Gelegenheit zu geben, festzustellen, wann die Frau den Pantoffel schwingen darf; wie viele Schläge sie für die verschiedenen Vergehen austheilen und von welcher Dicke die Sohle sein darf. Solche Kenntniß würde entschieden viel beitragen zu besserer Hausdisziplin und würde auch wohl ungerechtfertigte Mißhandlungen des Mannes verhüten. Man sage nicht, daß wir so viele Jahrhunderte ohne gesetzliche Regelung des Züchtigungsrechts der Frau fertig geworden sind, und eine solche daher jetzt auch nicht brauchen. Die Zeiten haben sich eben geändert. Die Frau schreitet immer weiter vorwärts, und wie sie die verschiedenen Etappen zur absoluten Herrschaft erreicht, sind Gesetze nothwendig, ihre Willkür zu zügeln. Das unterdrückte Männergeschlecht hat auch noch Rechte.

Eine große Errungenschaft!

Ein Brooklyner, Namens Charles M. Murphy, hat mit dem Fahrrad eine Meile in siebenundfünfzig und vier Fünftel Sekunde zurückgelegt; zwei und ein Fünftel Sekunde weniger als eine Minute! Die Räder seines Vehikels haben sich in dieser kurzen Spanne Zeit etwa 720 Mal umdrehen müssen, und Murphy mußte mehr als durchschnittlich zwölf Mal in der Sekunde treten, um die rasend schnelle Fahrt zu ermöglichen. So etwas ist noch nie dagewesen, und die englische Presse erkennt die Wichtigkeit dieses großen Ereignisses auch gebührend an durch fette Ueberschriften und bewundernde Ausrufe. Murphy hat den Lohn, nach dem er geizte, er ist berühmt geworden und reif für das „Dime Museum" oder das Narrenhaus.

Die rasendschnelle Fahrt wurde nur möglich durch ganz besondere Vorrichtungen und das Aufgebot von einer Kraft, die sonst nur nützlichen Zwecken dient. Ein ganzer Bahnzug gehörte dazu, diese Errungenschaft möglich zu machen. Was kaum zu haben wäre, wenn es gälte, Menschenleben zu retten, hier war es zur Stelle, einer sinnlosen Sensationswuth zu fröhnen. Ein Zug der Long Island-Eisenbahn, bestehend aus einer Lokomotive und einem Passagierwagen, war dem Herrn Murphy zur Verfügung gestellt für sein Unternehmen. Am hintern Ende des Passagierwagen wurde an jeder Seite eine Art Scheuklappe angebracht, zwischen denen Murphy fahren sollte, es wurden mehrere Probefahrten veranstaltet, um über die Art, wie zu „starten" und wie zu „finishen", Aufklärung zu gewinnen, denn so etwas war ja wohl trotz Ben Akiba noch nicht dagewesen. Ein Bretterweg wurde von der Station Maywood östlich in der Länge von zwei Meilen zwischen den Schienen gelegt und so eben gelegt und glatt gehobelt, wie es nur irgend der menschlichen Geschicklichkeit möglich war, und auf diesem Bretterweg war eine Meile abgemessen worden. Dann kam mit dem Freitag der große Tag. An die 3000 Menschen hatten sich längs der Rennmeile aufgestellt. Die Lokomotive war bereit und auf Volldampf geheizt, und um 10 Minuten nach 5 Uhr wurde das Zeichen zum Beginn gegeben. Schon nachdem die ersten 400 Yards zurückgelegt waren, fuhr die Maschine mit einer Geschwindigkeit von 50 Meilen die Stunde — Murphy auf dem Rade hinterdrein zwischen den „Scheuledern". Als der Strich erreicht wurde, welcher den Beginn der abgemessenen Meile anzeigte, fuhr das Dampfroß zu 60 Meilen die Stunde, und Murphy antwortete auf eine Frage, wie's ihm gehe: „Ich bin all right. Laßt sie laufen!" Die Maschine „lief" und Murphy und sein Rad würden von dem Luftzug mitgezogen sein, ob er die Pedale getreten hätte oder nicht. Aber er mußte sie treten, um die Balance zu halten, wenn er wahrscheinlich auch dabei wenig Kraft aufzuwenden brauchte.

Das war eine Leistung in der Tretgeschwindigkeit, die wohl kaum jemand einem Menschen zugetraut hätte. 720 mal treten in weniger als einer Minute, will was heißen! Die erste Viertelmeile wurde auf diese Weise in 15 Sekunden zurückgelegt, die zweite in 14 2-5, die dritte in 14 3-5 und die vierte in 13 4-5 Sekunden. Die Tausende Zuschauer, die sich eingefunden hatten, konnten, sobald der Zug ordentlich im Gange war, nichts sehen von Murphy, er war ihren Blicken entzogen durch eine Staubwolke, die dem Zuge folgte. Dafür hatten aber die auf der hinteren Platform des Zuges stehenden Personen ein um so interessanteres Bild, und es heißt, daß ein alter Zeitungsmann davon so ergriffen wurde, daß ihn eine Ohnmacht befiel. Es muß in der That ein ergreifendes Bild gewesen sein, den Mann auf seinem Rade wie wahnsinnig hinter dem Zuge einherstrampeln zu sehen, und zu sehen, wie zwei Männer auf der Platform auf dem Bauche lagen, bereit, den Helden zu sich hinauf zu ziehen, sobald er schwach werden sollte oder die Meile abgefahren sein würde. Das thaten sie denn auch, und der Mann wurde ohnmächtig während des Hinaufziehens, und mehrere der auf dem Zuge Anwesenden sollen dann auch noch ohnmächtig geworden sein; ob aus Freude und Bewunderung oder Ekel vor der Dummheit, Nutzlosigkeit und Brutalität solcher That wurde nicht angegeben.

Daß durch diese Fahrt gar nichts bewiesen ist, wird von Allen zugegeben. Es wird keinem Menschen einfallen, nun behaupten zu wollen, ein Mensch könne sich durch eigene Körperkraft in 57 4-5 Sekunden eine Meile weit fortbewegen, denn Murphy brachte das nur fertig mit Hilfe des Rades und der Lokomotive; ohne Rad und nur mit der Lokomotive hätte er noch schneller fahren können. Aber etwas beweist es doch, und darauf sind unsere Weltblätter auch nicht schlecht stolz. Murphy hat bewiesen, daß es einem Amerikaner irischen Blutes möglich ist, in 54 4-5 Sekunden etwa 720 Male seine Beine auf- und abzubewegen. Das mag dem Fremdling freilich als von keinem besonderen Nutzen erscheinen, aber der Eingeweihte weiß, daß das dem richtigen Amerikaner wieder eine Gelegenheit gibt zu prahlen, we can beat the world, und jeder konnte gestern sehen, daß das genügte, unsere Weltblätter zu besonderen Leitartikeln zu begeistern. „Es ist kaum möglich, die Vollkommenheit der körperlichen Ausbildung, die solche Errungenschaft ermöglichte, gebührend zu bewundern." Jawohl, und es ist unmöglich, den Mangel an Verstand zu begreifen, der solches Unternehmen möglich machte.—

Injunktion gegen „Hausfreundschaft."

Unter dieser Spitzmarke schreibt der St. Louiser „Abend-Anzeiger":

Vor ungefähr zwei Wochen wurde über einen angeblich im Staate Texas geführten Prozeß berichtet, wo ein eifersüchtiger Ehemann einen gerichtlichen Einhaltsbefehl erwirkt haben sollte, um dem Manne, der seine Eifersucht erregt hatte, jede weitere Annäherung an seine (des Klägers) Frau zu verbieten. Wir wußten damals nicht, ob wir die Geschichte für Ernst oder einen Jux halten sollten. Sie hat aber wirklich und wahrhaftig sich zugetragen. Im Memphis'er „Journal" finden wir eingehende Mittheilungen darüber.

Darnach hatte der Kläger, der in Dallas wohnt und Morris heißt, als Grund seines sonderbaren Verlangens angegeben, daß ein gewisser Warfield ihm die Liebe seiner Frau „zum Theil" schon abspenstig gemacht habe, und daß das ganze Eheglück in die Brüche gehen würde, falls nicht das Gericht sich in's Mittel lege. Das Gericht erließ dann die „Injunction", die es dem verklagten Schwerenöther verbietet, die Frau des Klägers zu besuchen oder Umgang mit ihr zu pflegen, nach ihrem Hause zu gehen, mit ihr Zusammenkünfte zu halten, ihr Briefe zu schicken u. s. w.

Der weitere Verlauf wird wie folgt geschildert: Warfield verletzte den Einhaltsbefehl, indem er bei zwei verschiedenen Gelegenheiten mit der Frau des Klägers sprach und auch nicht von ihrem Hause fortblieb, worauf er auf Antrag des Klägers vor das Gericht befohlen wurde, um sich wegen der Verletzung des Einhaltsbefehls zu verantworten. Er gab zu, daß er mit der Frau gesprochen habe, wollte ihr aber nichts Unrechtes gesagt haben und behauptete, daß er wenigstens nicht den Geist des Einhaltsbefehls verletzt habe. Er gab ferner zu, daß er das betreffende Haus besucht habe, aber dazu habe er ein Recht, weil es sein Kosthaus sei. Der Richter ließ die Entschuldigung nicht gelten und bestrafte Warfield wegen Mißachtung des Gerichts mit hundert Dollars Geldbuße und drei Tagen Haft.

Nun wandte sich Warfield an einen anderen Richter mit einem Habeas Corpus-Gesuch, indem er angab, daß er unrechtmäßig verhaftet sei, weil der erste Richter kein gesetzliches Recht gehabt habe, einen derartigen Einhaltsbefehl zu erlassen, der den gesetzlichen Formen unbekannt sei; daß daher der Einhaltsbefehl und alle darauf begründeten Maßregeln null und nichtig seien. Der Richter wies das Habeas Corpus-Gesuch ab, worauf Warfield an das Staatsobergericht appellirte. Dieses kam dann nach eingehender Untersuchung zu dem Befunde, daß der Einhaltsbefehl gesetzmäßig gewesen, und daß, selbst wenn dies nicht der Fall wäre, der Verklagte nicht hätte den Befehl verletzen, sondern den Antrag auf dessen Aufhebung stellen sollen. Es entschied daher, daß Warfield die drei Tage Haft verbüßen und die Strafe sowie sämmtliche Kosten des Gerichtsverfahrens bezahlen müsse.

Lokalbericht.

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Vergleichende Statistiken für die ersten sechs Monate des Jahres ergaben für Grundeigenthums-Verkäufe ein schlimmes Resultat. Die Gesammt-Verkäufe blieben um $3,835,400 hinter denen der gleichen Periode vom vorigen Jahre zurück. In der That ist das eben beendete Halbjahr das schlimmste seit 1890.

Im Bauwesen sind die ersten sechs Monate besser, als erwartet wurde, denn während die Zahl der Neubauten etwas abnahm, ist die Gesammtsumme der Kosten um $556,332 höher, als die der entsprechenden Zeit des Vorjahres.

Die einzige zufriedenstellende Erscheinung in den verflossenen sechs Monaten bietet sich bezüglich der gerichtlichen Verkäufe, von denen die überwiegende Mehrzahl Zwangsverkäufe sind. Trotz der bedeutenden Summen, welche durch die Verkäufe des Lexington Hotel und Schiller-Gebäudes in Betracht kommen, haben die Verkäufe im Vergleiche zum ersten Halbjahre von 1898 um 348 und der Betrag um $841,754 abgenommen. Die vergleichende Uebersicht folgt

Grundeigenthums-Verkäufe.

1899	$55,952,010	1894	$63,800,696
1898	59,787,410	1893	70,112,486
1897	62,069,503	1892	92,441,462
1896	60,149,207	1891	96,521,624
1895	70,074,680	1890	102,341,492

Neue Gebäude.

	Südseite Zahl	Südseite Kosten	Südwestseite Zahl	Südwestseite Kosten
1899	757	$6,739,475	401	$2,059,080
1898	795	6,657,123	393	1,401,270
1897	910	6,540,200	494	1,909,500
1896	1140	7,272,615	737	2,539,300
1895	2686	9,081,480	706	3,622,080
1894	2581	10,610,285	1040	3,607,735
1893	2663	9,298,510	1954	5,595,350
1892	2460	15,867,635	1126	6,623,630

	Nordseite Zahl	Nordseite Kosten	Nordwestseite Zahl	Nordwestseite Kosten
1899	406	$1,901,450	435	$1,098,700
1898	432	1,785,200	450	1,398,780
1897	535	1,858,500	575	1,304,045
1896	809	3,335,925	891	2,019,525
1895	930	3,582,600	952	2,871,714
1894	1397	2,663,575	855	2,307,229
1893	1092	2,095,745	559	1,416,000
1892	1191	3,330,975	799	2,126,995

Ganze Stadt.

	Zahl	Kosten
1899	2009	$11,798,705
1898	2070	11,242,373
1897	2515	11,614,245
1896	3869	15,187,045
1895	4274	19,207,824
1894	5803	19,193,815
1893	7263	18,395,500
1892	5574	28,849,205

Gerichtliche Verkäufe.

	Gesammt-Verkäufe Zahl	Gesammt-Verkäufe Betrag	Bauvereine Zahl	Bauvereine Betrag
1899	1456	$7,472,827	119	$320,849
1898	1794	8,214,581	216	473,303
1897	1330	6,416,184	193	604,451
1896	756	3,189,064	166	508,552
1895	595	2,453,248	165	378,713
1894	471	2,111,753	133	398,923
1893	338	1,494,682	79	195,776

Die Ursachen der Stille im Grundeigenthumsmarkte sind den Lesern der „Sonntagpost" schon so oft des Längeren erklärt worden, daß eine Wiederholung füglich unterbleiben kann. Genüge es zu sagen, daß die Sachlage die alte ist. Käufer erwarten „Bargains" und Verkäufer halten an Preisen fest, wie sie vor der Hand nicht im Markte erwartet werden können. Daher die Stille im Geschäft. Schlecht kann die Situation kaum genannt werden, da eine Verringerung der Werthe nicht mehr vorherrscht.

* * *

Während der Woche in die Grundbücher eingetragene Geschäfte ergeben die folgende vergleichende Uebersicht:

Stadt	329	$1,742,718
Landbezirke	76	191,761
Zusammen	405	$1,934,479
Vorhergehende Woche		2,421,466
Entsprechende Woche von 1898		7,048,772
Entsprechende Woche von 1897		2,707,049
Entsprechende Woche von 1896		1,988,940
Entsprechende Woche von 1895		4,028,633

Durch eine der Eintragungen ist übrigens der Preis bekannt geworden, welchen Wm. C. Seipp für den Grundpachtvertrag auf die 44½ bei 90 Fuß und das fünfstöckige Gebäude Nr. 133—135 Adams Str. von Marshall Field erhielt. Herr Field kaufte bekanntlich das Pachtrecht, um mehr Platz für sein prachtvolles Bankgebäude an der Clark und Adams Str. zu gewinnen. Er bezahlte an Herrn Seipp $35,000 und an John Borden, den früheren Eigenthümer des Landes, $250,000. Die Gesammteinschätzung durch die Steuerkommission war $253,840, wovon $197,110 auf das Land kamen. Das letztere hat demnach seinen Werth behauptet.

William H. Harper verkaufte an die Mansion Co. das Apartementhaus-Eigenthum, 66 bei 204 Fuß, westliche Front, am Grant Boulevard, 556 Fuß nördlich von 39. Str. Von dem Kaufpreis wurden $25,000 baar bezahlt und $37,500 in Form einer Belastung übernommen.

Das Besitzthum 497—501 W. Madison Str., 100 bei 115 Fuß an der nordwestlichen Ecke der Sheldon Str., mit Holzgebäuden, wurde im Wege des Zwangsverfahrens an die Verwalter des J. S. McCullough Nachlasses für $55,500 verkauft.

Ein anderer bemerkenswerther Zwangsverkauf war der des Eigenthums 389 Dearborn Str., 24 bei 71 Fuß, mit dreistöckigem Brickgebäude, an Caroline A. Woolford, für $24,000. Die Steuerkommission schätzte dies Eigenthum auf $55,650, wovon $7650 auf das Gebäude kamen.

Caroline D. Hill verkaufte an Frank Y. Fowler die Fabrikanlage, 98 bei 110 Fuß, an der nordwestlichen Ecke der N. Curtis Str. und Grand Ave., für $51,500.

Das Land unter dem fünfstöckigem Gebäude an der südwestlichen Ecke von Michigan Boulevard und 12. Str., 50 bei 170 Fuß, ist von R. R. Cable an Marcia L. Melville von Boston für $135,000 baar verkauft worden. Es ist unter einem 98jährigen Grundpacht-Vertrag mit Grundrente von $3000 bis $7000 per Jahr, der letztere Betrag für 90 Jahre.

Für den Henry W. King Nachlaß ist das Eigenthum 48—50 Lake Str. für $100,000 baar angekauft. Die Einschätzung der Steuerkommission war $114,000.

Das Eigenthum an der nordwestlichen Ecke von Madison und Franklin Str., 80 bei 24 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude, ist an J. G. Kammerer für $77,500 verkauft worden.

* * *

Unter den während der Woche abgeschlossenen Anleihen waren die bedeutendsten solche, bei denen es sich um Theile von Kaufgeldern handelte. Das Lowell Gebäude 328—334 Dearborn Str., 80 bei 67 Fuß, mit achtstöckigem Bau, ging durch Uebertragung eines halben Antheils von den Boston Real Estate Trustees vollständig in den Besitz von Bryan Lathrop über, welcher vorher schon die andere Hälfte besaß. Der Kaufpreis war $150,000, sodaß der ganze Grundwerth demnach $300,000 ist. Auf diesen Besitz hat die Scottish Provident Institution 31,400 Pfund Sterling, oder $153,000, für zehn Jahre zu 4 Prozent geliehen.

Edwin S. Maxon kaufte von Moses J. Wentworth 160 Acres Land in Lyons Township, südwestlich von La Grange, für $80,000. Die State Bank von Chicago machte auf das Eigenthum eine Anleihe von $60,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent. In diesem Falle deutet aber der Kaufpreis nicht den wirklichen Werth des Eigenthums an, denn das letztere ist zwei Pachtverträgen unterworfen, von denen der letzte erst in 1904 abläuft.

Die Verwalter der Pullman Land Association verkauften an die Gray-Tuthill Co. 22 Acres zwischen der 115. und 119. Str., dem Calumet See und der Illinois Central-Eisenbahn, zusammen mit einer Baggermaschine, einem Schleppdampfer und fünf Schuter für $123,205. Eine hierauf gemachte Anleihe ist $100,000 für sechs Jahre zu 5 Prozent.

Eine weitere sehr interessante Anleihe ist von $50,000 für fünf Jahre zu 5½ Prozent, auf 101,000 Quadratfuß Land an der W. 17. und 18. Str., westlich von der Western Ave. Auf diesem Land soll die neue Fabrikanlage der H. W. Caldwell & Son Co. gebaut werden. Die Baukosten werden sich auf etwa $90,000 belaufen und Land sowohl wie Gebäude bilden die Sicherheit.

Andere Anleihen waren: $16,000 für sechs Jahre zu 6 Prozent auf das Eigenthum 3206—3208 Wabash Ave., 50 bei 164 Fuß, mit dreistöckigem Flatgebäude; $18,000 für zehn Jahre zu 5½ Prozent, auf 40 bei 118 Fuß an der Division Str., nahe der North State, mit dreistöckigem Privatschulgebäude; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf das Eigenthum 293—297 Canal Str., 60 bei 159 Fuß; $10,000 für fünf Jahre zu 5½ Prozent auf das Eigenthum 3414—3416 Indiana Ave., 50 bei 161 Fuß mit zweistöckigem Brickgebäude; $30,000 für zwei Jahre zu 5 Prozent auf das Wohnhaus mit 60 bei 150 Fuß Grund an der nordöstlichen Ecke der N. State Str. und Burton Place, kürzlich für $42,000 gekauft; $10,000 für drei Jahre zu 6 Prozent, auf 50 bei 150 Fuß an der North Ave., zwischen Smith und Dayton Str.; $14,000 für fünf Jahre zu 5½ Prozent, auf 100 bei 124 Fuß an der Cleveland Ave., zwischen Garfield Boul. und Center Str.; $12,000 für zwei Jahre zu 6 Prozent auf 80 Acres in Lyons Township; $27,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent auf 50 bei 162 Fuß an der südwestlichen Ecke der Prairie Ave. und 56. Str.; $12,000 für fünf Jahre zu 5½ Prozent, auf 49 bei 120 Fuß an der südwestlichen Ecke der N. Western Ave. und W. Division Str.

* * *

Die Zahl und Kosten der Neubauten, für welche während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, war nach Stadttheilen:

Südseite	21	$127,250
Südwestseite	14	36,300
Nordseite	10	91,400
Nordwestseite	13	119,700
Zusammen	58	374,650
Vorhergehende Woche		365,500
Entsprechende Woche von 1898		462,000
Entsprechende Woche von 1897		288,050
Entsprechende Woche von 1896		495,975
Entsprechende Woche von 1895		797,780

Architekt Fred. Ahlschlager hat Pläne fertig gestellt für einen vierstöckigen Bau für Orr's Business College, welcher an der Yale Ave., südlich von der 63. Str., mit einem Kostenaufwande von $30,000 erbaut werden soll.

Der Croß Country Club läßt an der 91. Str. und Western Ave., inmitten eines schön gelegenen und bewaldeten Komplexes von 80 Acres, ein Klubhaus nebst Stallungen erbauen, und wird für die Anlage etwa $50,000 verausgaben.

Architekt Henry L. Ottenheimer hat Pläne für zwei prachtvolle Wohnhäuser entworfen, welche M. E. Greenebaum und Sigmund Guthmann auf einem feinen Bauplatz an der südwestlichen Ecke des Grand Boul. und 45. Str. zu einem Gesammt-Kostenpreis von $75,000 erbauen wollen. Jedes der Häuser wird dreistöckig, mit zwölf Zimmern und von Stein gebaut.

Die Humboldt Park Presbyterianer Kirche läßt am Humboldt Boul., nahe der Cortland Str., ein neues Gotteshaus errichten. Es wird von Stein und Brick gebaut, Sitzplätze für 600 enthalten und soll etwa $15,000 kosten.

Für Forster, Waterbury & Co. wird in Franklin Park ein Schmiedeeisen-Walzwerk mit einem Kostenaufwand von $50,000 gebaut.

Martin A. Ryerson, der bekannte Kapitalist, läßt an der südwestlichen Ecke der Michigan Ave. und 14. Str. einen zweistöckigen Bau, mit 175 bei 75 Fuß Grunddimensionen erbauen, der $40,000 kosten wird. Der Bau ist besonders deswegen bemerkenswerth, weil er ein anderer Beweis für das südlich schreitende Geschäft ist. Das Gebäude soll nämlich zu ebener Erde Geschäftsräumlichkeiten und darüber Offices erhalten.

J. Bruce Watson, der Staats-Architekt, ist mit Plänen für ein Asyl für Schwachsinnige beschäftigt, welches zu Lincoln, Ill., mit einem Kostenaufwand von $200,000 gebaut werden soll.

Martin Meiers Tod.

Hilfs-Coroner Todd hat gestern im Geschäftslokale der Leichenbestatter Kenney & Doherty, Nr. 5438 Halsted Str., die amtliche Untersuchung über die Ermordung des alten Martin Meier vorgenommen. Aussagen von irgend welchem Belang sind dabei nicht gemacht worden, und die Geschworenen haben sich damit begnügt, der Polizei die Aufspürung und Ergreifung des unbekannten Mörder zu empfehlen.

Musik.

Das goldene Jubiläum des Nordamerikanischen Sängerbundes.

Das vermittelnde Element, welches bei allen patriotischen und sozialen Gelegenheiten immer erfolgreich in die Bresche getreten ist — das mit elementarer Gewalt Aller Herzen mit Begeisterung erfüllt, ist der Gesang. Wollte man die Geschichte der deutschen Vereine in Amerika bis zu ihrem Ausgangspunkt zurückverfolgen, so müßte man dieselbe weit in den Anfang des Jahrhunderts zurückdatiren. In Philadelphia und Baltimore bildeten sich von 1835 ab die ersten deutschen Gesangvereine, ein winzig Häuflein gegenüber dem Bund von Tausenden der heutigen Tage. Doch beide Vereine wirkten sofort agitirend für Zusammenschluß. Im Westen wuchs mit dem immer stärker vertretenen deutschen Element auch rasch die Förderung des deutschen Männergesanges. So entstand das erste deutsche Sängerfest in Cincinnati im Juni 1849, und der Deutsche Sängerbund von Nordamerika empfängt seine Taufe. Nur 118 Sänger waren vertreten; aber die Idee: Unitis viribus esse vincendum, — daß man nur durch Zusammenschluß an ein Großes, Ganzes siegen könne, führt das deutsche Element auch wirklich zum Sieg, und mannigfach sind die Gelegenheiten gewesen, wo es sich glorreich bethätigte.

Mit der Verschiebung des geographischen Zentrums wechselten die Sängerfeste westlich, östlich, südlich. Cincinnati ist am öftesten Feststadt gewesen. Während des Bürgerkrieges weicht das gesangliche Vereinsinteresse den politischen Fehden. In gleich engem Zusammenschluß kämpften die Sänger, Schulter an Schulter, für nationale Ideale. Der große Zug, welcher zur selben Zeit Deutschland zur Einheit zusammenschmiedet, findet ein brausendes Echo in Millionen deutscher Herzen diesseits des Ozeans. Eintausend Sänger sind es nunmehr, welche 1867 in Indianapolis sich vereinen; 1200 Sänger in Chicago 1868; 1800 Sänger in Cincinnati 1870. Das deutsche Lied, der unmittelbarste Ausdruck der Volksseele, schreitet in seiner sittlich befruchtenden Kraft über den ganzen Kontinent. St. Louis ladet 1872 Franz Abt, den Schöpfer so vieler herrlicher, deutscher Lieder als Ehrengast ein; Pauline Lucca erntet Triumphe und Ovationen 1874 in Cleveland; aus den Konzerten der vereinigten Gesangvereine sind nunmehr internationale Gesangfeste geworden. Ehrenpreise werden ausgeschrieben, um den Wettstreit der Komponisten anzufeuern. Große Werke wie Verdi's Requiem werden neben den Massenchören aufgeführt; es sind Musikfeste in riesigem Umfange, welche ungeheure Kosten in Anspruch nehmen, die aber trotzdem opferwillig von den Bürgerschaften der Städte getragen werden. Glücklicherweise ist der Massen-Männergesang durch diese Feste auf eine immer höhere Kultur gebracht worden, und darin liegt der Schwerpunkt dieser, wenn auch noch so kostspieligen Anstrengungen. Hans Balatka leitet das große Gesangsfest in Chicago 1881 mit einem glänzenden Aufwand von Solisten (u. A. Frau Peschka-Leutner), einem Orchester von 150 Musikern und einer vokalen Gesammtzahl von 1500 Stimmen; die Ermordung des Präsidenten Garfield durch ruchlose Mörderhand drückte dem sonst glänzend verlaufenen Feste einen Stempel der Wehmuth auf. 1800 Sänger singen den Normannenzug von Bruch und herzige Lieder wie „Beim Liebchen zu Haus" in Buffalo im Jahre 1883. Der seither unerreichte Glanzpunkt der Feste kam in Milwaukee 1886 zum erhebenden Ausdruck, wo große Musik- und Gesangswerke mit 86 Gesangvereinen und großem Orchester unter Ernst Catenhusens Leitung aufgeführt wurden. Frau Lilly Lehmann, Frau Marianne Brandt, die Glanzsterne Wagner'scher Opern, waren die Hauptsolisten. Das Volkslied „In einem kühlen Grunde" des Massenchors ist eine der unvergänglichsten Erinnerungen dieses glänzenden Festes. Erfolgreiche Feste fanden 1888 in St. Louis statt, 1890 in New Orleans, 1893 in Cleveland. Hier sang zum ersten Male bei solchen Festen ein Kinderchor von 3000 Stimmen.

Pittsburg öffnete seine gastlichen Thore für das 28. Bundesfest 1896. Die jetzt verstorbene geniale Frau Marie Klafsky war eine der Hauptstützen des Festes. Nach fünfzigjährigem Siegeszug kehrt das deutsche Lied zur diesseit westlichen Heimath Cincinnati zurück. Unter den denkbar größten Schwierigkeiten hat das Fest-Komite zu leiden gehabt. Zahllos waren die Vorkommnisse gewesen, in Form von Strikes, Unzufriedenheit über die Dirigentenfrage und viele anderer Art, wodurch das schnelle aggressive Vorgehen so beeinträchtigt wurde, daß die Halle am Eröffnungsabend leider nicht fertig war und ein zehntausendköpfiges Publikum, mit 4000 Sängern, Musikern, Solisten, rathlos an der Eingangspforte stand. Doch die Spannkraft des seiner Aufgabe vollbewußten Komites, und „last not least" der unbezwingliche Humor der Festsänger feuerten alle Mitwirkenden an zu einem in letzter Stunde glänzend gelungenen Resultat.

Es ist eine offene Frage, ob nicht diese Gesangsfeste ihren Gipfelpunkt schon erreicht haben, ob sich dem Naturgesetz gemäß nicht eine leise Dekadenz bemerkbar macht, zunächst in Folge der ungeheuren Kosten, dann aber in Folge des Alles nivellirenden Zeitgesetzes, in Folge dessen die Mitgliederzahl der Vereine mitunter sehr rapide wechselt. Wird die junge Generation die Ideale der Väter aufnehmen und fortpflanzen? Für die nächsten 25 Jahre und weit darüber hinaus ist genug deutscher Enthusiasmus vorhanden, und dann bringt vielleicht ein frischer neuer Einwanderungszug auch frische deutsche Gesangeslust herüber. Die deutsche Mission oder vielmehr die Mission des deutschen Liedes ist noch lange nicht erfüllt; deutsche Lieder werden klingen, solange noch ein Funken deutschen Wesens die Welt erfüllt und der Dichter drückt das so schön aus, wenn er sagt:

> „Und es mag an deutschem Wesen
> Einmal noch die Welt genesen."

Im Zusammenschluß liegt die Kraft, welche deutsches Wesen diesen deutschen Sängerfesten eingeflößt hat. Von ihnen aus trägt jeder, auch der kühlste der Theilnehmer, ein Körnlein mit sich nach Haus, das, wenn richtig gepflegt, dieses materielle Zeitalter vergeistigen wird, und deutscher Kunst und Wissenschaft, deutscher Musik und dem deutschen Lied eine bleibende Stätte eröffnen wird für alle kommenden Zeiten. Hail Columbia!

Eugen Käuffer.

Die Rache des Ultimus.

Eine heitere Schulgeschichte von E. D.

Der Herr Professor Keilhuber hatte soeben die Korrektur der von den Zöglingen der Prima verfaßten lateinischen Arbeiten beendet. Erleichtert aufathmend, strich er sich mit der Hand durch das dünne Haar, um dann, nachdem er die seinen Schülern wohlbekannte Hornbrille weggelegt hatte, für einen Augenblick sich in seinen Sessel zurückzulehnen und auszuruhen.

Leicht war seine Arbeit nicht gewesen. Jeder der ihm anvertrauten Jünglinge der Wissenschaft hatte, der Inspiration der eigenen Muse folgend, ein lateinisches Epigramm zum Lobe des alten Homer verfassen müssen. Das war in der alten Klosterschule zu P. so herkömmlich. Die Prosa des vielgeschmähten lateinischen Aufsatzes genügte nicht, um dem nach Bethätigung drängenden Geiste der alten Sprachwissenschaft genügend Raum zur Entfaltung zu geben: sogar gedichtet mußte werden, und wehe dem, dessen Poesie und Metrik vor dem künstlerischen und wissenschaftlichen Urtheil des gestrengen Herrn Professors nicht bestehen konnte! Unfehlbar erhielt ein solcher Uebelthäter durch unfreiwillige Muße, — vulgo Arrest, Gelegenheit, auf dem Wege zum Gipfel des Parnasses einen bedeutsamen Schritt vorwärts zu thun; — von der vernichtenden Kritik, die Keilhuber bisweilen in klassischen lateinischen Versen unter das Machwerk seiner Schüler schrieb, gar nicht zu reden.

Heute mußte den armen Professor irgend Etwas besonders geärgert haben. „Ein unverbesserlicher Windhund, der Dorpmüller!" murmelte er vor sich hin, indem er sich erhob und die Hefte zusammenpackte. „Als ob ich so etwas nicht sofort merkte! Na, ich werd's ihm schon anstreichen!" In recht ungemüthlicher Laune nahm der gelehrte Herr Hut und Ueberzieher und verließ dann, die korrigirten Hefte unter dem Arm, seine Wohnung, um sich zur lateinischen Stunde in die Prima zu begeben.

Der von dem Herrn Professor mit dem schmeichelhaften Epitheton „Windhund" Bezeichnete war der in litteris zwar nur schwache, aber wegen seiner lustigen Einfälle und seines unversieglichen Humors bei allen Schulkameraden beliebte Ultimus der Prima, der wie immer, so auch heute, dem Herrn Professor bei seinem Eintritt in das Klassenzimmer dienstbeflissen Hut und Ueberzieher abnahm und beides an seinen Platz brachte. Daß er dabei hinter dem Rücken des „Alten" den Hut aufsetzte und den schlürfenden Gang des Ahnungslosen mit wunderbarem Imitationstalent nachahmte, gehörte zwar nicht unbedingt zur Sache, war jedoch für die Kameraden ein Anlaß zu verhaltenem Kichern, das freilich bei einem strengen Blick des Professors sofort erstarb. Während Dorpmüller den Hut und Mantel an die Wand hing, hatte der Professor seine Hefte mit den Epigrammen auf das Pult der vordersten Schulbank gelegt, gerade vor Dorpmüllers Platz.

Der Ultimus mochte wohl kein ganz sauberes Gewissen haben; denn kaum hatte der Alte den Rücken gewendet, um sich aus dem Ueberzieher seine Brille zu holen, als Dorpmüller auch schon verstohlen in den vor ihm liegenden Heften zu blättern begann, um womöglich seine Zensur zu entdecken.

„Sie neugieriger Pinsel!" ließ sich da plötzlich in höchster Wuth die Stimme des Gestrengen vernehmen. „Sie werden Ihr Epigramm schon früh genug zu sehen bekommen". Dann begann er, noch zitternd vor Erregung, die Hefte auszutheilen. Auch Dorpmüller, der entdeckte Missethäter, erhielt das seinige. Zu seinem Entsetzen fand er unter seinem poetischen Geistesprodukt die von des Professors Hand geschriebenen Zeilen:

> Heinsius egregie laudem descripsit Homeri.
> Dorpmüller illius cur sua verba facit?

zu Deutsch: Herrlich hat Heinsius einst das Lob des Homeros gesungen. Dorpmüller schrieb von ihm ab. Hat das nicht Strafe verdient? „Sie werden im Karzer zwei Stunden über ein neues Epigramm nachdenken!" — Einen Augenblick saß Dorpmüller wie versteinert da. Der vielbelesene „Alte" hatte seinen so schlau angelegten Schwindel also doch entdeckt. „Aber was hilft's?" dachte er. „Was man sich eingebrockt hat, muß man auch ausessen!" Mit dieser philosophischen Erkenntniß kehrte auch der Humor des armen Sünders zurück. Eins freilich ärgerte ihn doch mehr, als er selbst sich zunächst eingestehen wollte. „Neugieriger Pinsel" hatte der Professor ihn genannt. Das war für einen Primaner, der binnen kurzem die Freiheit des Studentenlebens erringen wollte, mehr, als sich mit seiner Würde vertrug. —

Finstere Rachegedanken waren es daher, die den sonst so gutmüthigen Dorpmüller beschäftigten, als er bald darauf in dem einsamen Karzer seine Missethat büßte. Die verschiedensten Pläne durchkreuzten sein Hirn, aber einer nach dem andern wurde wieder verworfen. Endlich schien ihm ein genialer Einfall gekommen. Die Betrachtung der mit allerhand Bildern und Inschriften, — Erzeugnissen des Galgenhumors früherer Leidensgenossen, — bekritzelten Wände seines Gefängnisses mußte ihn wohl darauf gebracht haben. Jubelnd schlug er sich auf die Kniee: „Am nächsten Montag, wenn die zwölfte Stube ihr Kranzfest feiert, wird's gemacht!" Mit diesem löblichen Entschluß beendete er seine schwarzen Pläne, um sich an die Arbeit zu begeben und das von Keilhuber verlangte neue Epigramm zu „verbrechen." —

Um den Dichter in dem Tête-a-tête mit seiner Muse nicht zu stören, sei hier in aller Stille erwähnt, daß das „Kranzfest" eine althergebrachte Einrichtung der alten Klosterschule war, welche darin bestand, daß jede von den Anstaltszöglingen bewohnte Stube einmal im Jahre von ihren Insassen bekränzt wurde. Dabei pflegten die Festtheilnehmer ihrer übermüthigen Laune insofern die Zügel schießen zu lassen, als an die aus den Angeln gehobene Stubenthüre ein sogenannter „Kladderadatsch" angeheftet wurde, welcher über Lehrer und Mitschüler allerhand gutmüthig-boshafte Spöttereien enthielt und dessen Lektüre zur allseitigen Erheiterung diente.

„Na, Dorpmüller, wie ist's denn mit dem „Kladderadatsch" für das Kranzfest am nächsten Montag?" wurde unser Ultimus am folgenden Tage von seinen Stubenkameraden gefragt. „Sie wollten es doch übernehmen, ihn anzufertigen." — „Ach! ich habe wenig Lust dazu", wehrte der Gefragte ab, „der alte Keilhuber hat am nächsten Montag gerade die Aufsicht, und wird natürlich auch beim Kranzfest wieder überall herumschnüffeln. Das verdirbt einem ganz die Laune; denn wenn dem „Alten" irgend ein Scherz zu derb gerathen ist, hat ja doch die Herrlichkeit ein Ende und der Kladderadatsch wandert in den Ofen." — „Ach was, nur keine Ausreden!" erhoben sich von allen Seiten die Entgegnungen, „was versprochen ist, muß gehalten werden. Dem „Alten" wäre es übrigens ganz gesund, wenn er dafür, daß er Sie gestern „neugieriger Pinsel" titulirt hat, einmal ordentlich sein Theil abbekäme." Nach längerem, scheinbarem Sträuben willigte Dorpmüller auch endlich ein. Nur die, welche ihn näher kannten, hatten an dem vergnügten Lächeln, das um seine Mundwinkel zuckte, bemerkt, daß er etwas Besonderes im Schilde führte.

Der Tag des Kranzfestes war gekommen. Gemessenen Schrittes verließ Professor Keilhuber in der Freistunde nach dem Morgenunterricht die Stube, um seiner Pflicht als Aufsichtführender zu genügen und insbesondere den „Kladderadatsch" auf Stube zwölf zu besichtigen. Es mußte verhütet werden, daß der Humor allzu üppige Blüthen trieb, und daß nicht Elemente, wie zum Beispiel „dieser Dorpmüller" die Autorität des hochweisen Lehrerkollegiums durch frevelhafte Lästerungen untergruben.

Stube zwölf schien leer zu sein. Wahrscheinlich hatten ihre Bewohner die Freiheit benützt, um im nahen Walde noch einige Guirlanden zum Bekränzen zu holen. Die ausgehobene Thüre lehnte jedoch schon, mit grünem Laub geschmückt, an der Wand. Mitten darauf leuchtete aber anstatt des sonst dicht mit Zeichnungen und Schriftzügen bedeckten Kladderadatsches ein leeres weißes Blatt. Nur unten in einer Ecke entdeckte Keilhuber bei näherem Hinschauen, mit ganz kleinen Buchstaben geschrieben, das Wörtchen: „Wenden!"

Ohne an etwas Arges zu denken, drehte der Professor natürlich das Blatt um. In demselben Augenblicke aber fuhr er, wie vom Schlage getroffen, entsetzt zurück. Sein erster Gedanke war, das Blatt abzureißen und in tausend Fetzen zu zerkleinern. Aber er besann sich. Scheu um sich blickend, ob ihn auch niemand bemerkt habe, verließ er die Stube. „O dieser gottlose Bengel, der Dorpmüller!" murmelte er in höchstem Zorne vor sich hin.

Auf der Rückseite des Blattes war geschrieben: „Sie neugieriger Pinsel!"

In der Wachsfigurenwelt.

Für Viele, welche im Ausland und auf Weltausstellungen Wachsfiguren-Kabinette von besonders bedeutendem künstlerischen Werth gesehen haben, mag die Angabe, daß heute neun Zehntel der Wachsfiguren der Welt in den Ver. Staaten hergestellt wurden, etwas sehr überraschend klingen. In der That wird diese Angabe, obwohl sie aus dem Kreis der intimsten amerikanischen Kenner und Abnehmer solcher Gebilde stammt, nicht ohne erschöpfende zahlenmäßige Belege als genau gelten dürfen.

Thatsache ist jedenfalls, daß unsere einheimische Industrie auf diesem interessanten Gebiete, in welches sich das Publikum nur selten vertieft, in den letzten Jahren sehr bedeutend gewachsen ist, und zur Zeit mehr Wachsfiguren aus den Ver. Staaten exportirt, als aus dem Ausland importirt werden! Freilich sind die eigentlichen Bildner dieser Figuren auch bei uns allermeistens Eingewanderte.

Noch vor wenigen Jahren hatten Italien und Deutschland den unbestrittenen Vorrang auf diesem Feld, und der nicht geringe Bedarf amerikanischer Museen wurde fast ausschließlich durch Import gedeckt. Aber das ist wesentlich anders geworden. Mit allem Respekt vor den künstlerischen Leistungen italienischer und deutscher Wachsbildnerei, ist mindestens in industrieller Beziehung ein bedeutender Umschwung eingetreten; und ohne Zweifel hat sich die betreffende Produktion in unserem Lande auch technisch sehr gehoben, sonst könnte sie im Welt-Wettbewerb nicht die Anerkennung finden, die sie derzeit bei dem Interessirten genießt, — dem allgemeinen Publikum ist der Ursprung der Wachsfiguren meistens nicht bekannt.

Gegenwärtig lassen sämmtlich größere Museen in den Ver. Staaten ihre Wachsfiguren selber machen. Jedem Etablissement dieser Art steht ein Wachsfiguren-Bildner ersten Ranges vor. Man hätte vor einigen Jahren den letztern Ausdruck bei uns kaum im Ernste gebrauchen können, und in der übrigen Kunstwelt wurde dieser Zweig keineswegs als irgendwie gleichberechtigt anerkannt, und man zuckte die Achseln über einen wirklichen Kunstjünger, der sich etwa diesem Gebiet zuwandte. Aber diese Tage sind vorbei! Mindestens als „Kunst-Halbwelt" wird man wohl auch in den vornehmeren künstlerischen Kreisen Amerikas dieses Gebiet heute durchweg anerkennen, und vielfach dürfen sich jene Bildner unbeanstandet als Kollegen anderer Apollos-Jünger einführen.

Das heißt, dies gilt nur für die Bildner der Wachsfiguren im engsten Sinne, nicht für ihr Gefolge, und es gibt in den ganzen Ver. Staaten nicht mehr, als ein Halbhundert Personen, welche zur ersteren Klasse gehören und im Stande sind, eine vollkommene, lebensgetreue — was man so nennt „sprechende" — Wachsfigur herzustellen. Weiterhin steht aber noch eine große Anzahl Anderer mit dieser Industrie in Verbindung, als mehr oder weniger gewiegte Handwerker; denn bei der thatsächlichen Zusammensetzung einer solchen Figur (die bekanntlich, wenigstens wenn sie lebensgroß sein soll, meist zum großen Theile aus anderen Stoffen, als Wachs, besteht, welch' letzteres sich in der Regel auf die unbekleideten Körpertheile beschränkt) bildet fast jede einzelne Arbeitsstufe ein Gewerbe für sich selbst. Dies braucht der künstlerischen Leitung und Krönung des Werkes keinen Abbruch zu thun.

Das Wachs, welches zur Herstellung der besseren amerikanischen Wachsfiguren verwendet wird, (denn sonst benutzt man auch Paraffin und Ceresin als Ersatzstoffe) ist reines weißes Bienenwachs und kommt größtentheils von Texas und Californien, sowie auch von Süd-Amerika. Der durchschnittliche Preis beträgt für das Pfund 20 Cents. Für Kopf und Büste einer Figur braucht man 8 bis 10 Pfund Wachs, für eine halbe Figur 15 bis 17 Pfund, wobei aber nur Hände und Vorderarme ganz aus Wachs bestehen, während dasselbe sonst nur eine Schale bildet.

Wie andere Formenkünstler auch, muß der Bildner von Wachsfiguren zuerst sein Modell haben, und er muß dabei nach dem Leben arbeiten. Es ist nicht gerade schwer, wohlproportionirte Gestalten hierfür zu finden; die meisten Umstände aber macht das Gesicht. Man geht dabei nicht auf „Idealisirung" der Gesichtszüge aus, sondern versucht lieber eine ganze Anzahl Modelle, bis man eines gefunden hat, dessen Gesichtszüge ihre Schönheit auch in Wachs behalten. Der Künstler arbeitet zuerst in Lehm, und dann wird eine Gypsform angefertigt, in welche das Wachs, durch eine Oeffnung im Kopf, gegossen wird. Dann gibt es aber, wie gesagt, noch eine ganze Anzahl technischer Prozesse, worunter auch das Auftragen des Haares; jedes einzelne Haar wird extra eingesetzt und ist echt! Perücken sind nicht zu gebrauchen.

Die besten künstlerischen Wachsfiguren kommen auf $200 bis $300. Es gibt freilich auch solche für $5 — aber was für welche! Durchschnittlich hält sich eine Wachsfigur als Ganzes zwölf Jahre.

Lokalbericht.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Fifth Ave., 186 Fuß nördl. von 57. Str., 30×83, Lizzie T. Capps an Mina L. Leinen, $3275.
Vincennes Ave., gegenüber 82. Place, 46½ Fuß bis Alley, H. Thorison, durch Master of Chancery, an die Union Savings, Loan und Building Association, $1011.
Francisco Ave., 200 Fuß südl. von Waveland Ave., 25×125, C. Glaeser, durch Master in Chancery, an F. Hunnermann, $1152.
Lincoln Ave., 261 Fuß südöstl. von George Str., 25 bis Alley, John C. Bender an H. P. Howorka, $2450.
Wabash Ave., 83 Fuß südl. von 44. Str., 25×161, Thomas F. Keeley an Louis Wolf, $3000.
Western Ave., 79 Fuß nördl. von 36. Str., 26×158, F. Paus an George Abhau, $1400.
Sangamon Str., 225 Fuß nördl. von 69. Str., 25×125, W. S. Barber, durch Master in Chancery, an P. P. Matthews, $1400.
Wentworth Ave., 464 Fuß nördl. von 48. Place, 46×124½, P. Lenert an A. Konrad, $1000.
Dasselbe Eigenthum, A. Konrad an Mary Lenert, $1000.
Indiana Ave., 203 Fuß nördl. von 37. Str., 20×124, M. Lenert an F. Schaller, $6000.
Dasselbe Eigenthum, F. Schaller an Mary Lenert, $6000.
LaSalle Str., 275 Fuß südl. von 29. Str., 25×120, Peter Lenert an F. Schaller, $1000.
Dasselbe Eigenthum, F. Schaller an Mary Lenert, $1000.
Thomas Str., 300 Fuß östl. von N. 45. Ave., 25×123, Ole Hansen an Julia H. Johnson, $1000.
Troy Str., 170 Fuß südl. von Bloomingdale Ave., 25×118, H. M. Heyberg an C. G. Blocks, $1400.
Station Str., 112 Fuß nordwestl. von Snow Str., 48×80, F. Campbell, durch Master in Chancery, an Emil R. Haase, $1100.
Otto Str., 216 Fuß östl. von Herndon Str., 25×121, Nils H. Olson, durch Master in Chancery, an John Maux, $1571.
Robey Str., 116 Fuß nördl. von Belle Plaine Ave., 37½×125, H. M. Hubbard an Peter Miller, $1350.
Vincennes Ave., 144 Fuß nördl. von 41. Str., 22½×180, George M. Hamilton an John P. Bowles, $2903.
23. Str., 121 Fuß östl. von St. Louis Ave., 24×80, Catherine Brahms an Hannah J. Paesler, $3000.
Turner Ave., 125 Fuß nördl. von 21. Str., 25×125, W. R. Dann an E. Gelsthorpe, $1000.
N. Clark Str., 75 Fuß nördl. von Edgewater Pl., 25×125, J. Hagenauer an J. O. Reilhofer, $1000.
Adams Str., 140 Fuß östl. von LaSalle Str., 41½×95, Wm. C. Seipp an Marshall Field, $35,000.
Commercial Ave., N.-O.-Ecke 97. Str., 30×138¼, Charles & Rix an Andrew Harsen, $2000.
Erie Ave., 125 Fuß südl. von 93. Str., 25×118, D. B. Scully an J. C. Littler, $1300.
Commercial Ave., 180 Fuß nördl. von 91. Str., 25×140, Mary Mahoney an Thomas F. Ahearn, $7000.
Burnside Ave., 198 Fuß nordwestl. von Langley Av., 33⅓×125, Commercial B. and L. Association an W. Corcoran, $2300.
Mackinaw Ave., 72 Fuß südl. von 84. Str., 24×124, Henry L. Turner an Ignace Guziaski, $1700.
Jackson Str., 124½ Fuß von Western Ave., 40×150, John Cudahy und Frau an H. A. Davis, $15,000.
Monroe Ave., 180 Fuß nördl. von 61. Str., 16⅔×177, Charles C. Laudt an Andrew X. Smith, $6000.
Sheridan Drive, 175 Fuß nördl. von Belmont Ave., 25×125, Benjamin Carter an P. K. Christianson, $2000.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

William Frazer, 2-stöck. Brick Flats, 2161 W. Adams Str., $4000.
O. Kahler, 1½stöck. Brick Residenz, 847 S. Homan Ave., $1300.
B. Hoeden, 2-stöck. Brick Arbeitshaus, Canal und Forquer Str.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Claus Lohse, Christine Kohler, 57, 51.
Garibaldi Vogelsberg, Mary Dufley, 35, 18.
Israel Sachartoff, Pauline Halig, 30, 22.
Bert Wells, Pearl Jacobs, 23, 18.
Carl Werner, Augusta Dahlgren, 28, 27.
Mathias Eck, Katharine Rick, 26, 25.
Jos. Caldwell, Emma C. Davis, 33, 21.
Leo. Rettenbaker, Mathilda Hofman, 43, 42.
Charles Rohrer, Margaret Garney, 25, 25.
Rock Konsbruck, Katie Julican, 26, 24.
John W. Anderson, Anna C. Anderson, 40, 37.
John A. McHugh, Agnes M. Alie, 26, 21.
Antonio Burduliz, Weronika Kalefinkaiti, 28, 21.
William E. Moore, Margaret McClain, 32, 32.
Wellington M. Paine, Mary A. Lamberson, 27, 26.
Stanislaw Skorupski, Franceska Kauzer, 27, 22.
Arthur L. Littlefield, Bernice E. Funk, 36, 26.
Anton Charmosta, Antonia Prochaski, 22, 19.
Henry C. Fletcher, Hattie B. Inman, 31, 23.
William B. Love, Zola H. Thompson, 25, 24.
Jacob Felling, Frances Fenzel, 23, 22.
John Vybnalek, Fannie Hajek, 28, 23.
Thomas Montague, Catherine Sheehan, 34, 27.
E. F. Richardson, Laura A. Redmond, 23, 20.
August England, Clara Larson, 32, 26.
James Allen, Annie Farrington, 31, 28.
James D. Rodney, Lillian Watkins, 21, 19.
Francis G. Barnes, Harriet L. Morse, 33, 25.
William F. Automeyer, Rose E. Cracker, 25, 25.
Emil Williamson, Sophie Adams, 25, 20.
Axel Swanson, Carrie Sorenson, 30, 19.
Rudolph Carlson, Ida Tasson, 29, 21.
Karoly Figon, Mary Zirko, 24, 19.
John J. Daly, Annie Kenney, 27, 20.
Charles A. Palmgren, Louise Branlen, 29, 22.
Emanuel Johnson, Martha Ringheim, 25, 25.
James Mahon, Tillie Voight, 23, 18.
Edward Gardner, Barbara Picha, 27, 24.
Frank R. Taylor, Katharine Howe, 22, 19.
Max Nagel, Lizzie Fisher, 27, 22.
Christopher O. Holmes, Inga Christiansen, 36, 29.
Agostino Diblon, Domencia Gogleona, 23, 18.
August Wirtz, Madge Turner, 35, 27.
Ernest G. Reed, Edythe De Spain, 21, 21.
Joseph Dusek, Josefina Stepanek, 24, 22.
Wm. P. Schroeder, Clara Kugel, 25, 21.
John J. Ferriter, Maggie Condon, 33, 30.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Ekdahl, Ester, 23 J., 10752 Curtis Ave.
Kuelm, Mary, 29 J., 3609 Leavitt Str.
Schueler, Cordelia, 34 J., 253 Grace Str.
Pfaffenberger, Geo., 40 J., 939 Harrison Str.
Ottinger, Leon J., 50 J., 354 Ost 50. Str.
Roediger, Sophia, 81 J., 873 Irving Park Ave.
Keith, Annie B., 66 J., 3835 Elmwood Court.
Schuler, Charles, 13 J., 55 Bedder Str.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Welhofen, Peter, 41 J., 298 S. Clark Str.
Gaul, Hermann, 50 J., 3154 Wall Str.
Schweitzer, Mary, 37 J., 86 Bingham Str.
Metzger, Lena, 54 J., 559 S. Center Ave.
Lomax, Margaret, 51 J., 2413 Indiana Ave.
Boß, Florence, 27 J., Sangamon u. Madison Str.

Marktbericht.

Chicago, 1. Juli 1899.

Getreide.

Weizen — Juli	$0.74
September	0.75½
Dezember	0.77⅜
Mais — Juli	0.31⅛
September	0.31⅞
Dezember	0.31
Hafer — Juli	0.24¼
September	0.21⅞

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch —	
Juli	8.32½
September	8.57½
Schmalz —	
Juli	5.10
September	5.22½
Rippen —	
Juli	4.75
September	4.95

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden:

Aepfel, gedörrte	$0.10
Pfirsiche, gedörrte	0.04½—0.12
Kirschen, entsteinte	0.10 —0.12
Aprikosen	0.11 —0.15
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.10½—0.11
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, p. Kiste	1.10
Zantener Curranten	0.07½—0.10
Zitronenschalen	0.05 —
Taragona Mandeln	0.15 —
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Walnüsse (Neapolitaner)	0.12½—0.13
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05⅞—
Erdnüsse (Virginische)	0.05⅞
Erdnüsse (Spanische)	0.06½—
Pekans	0.06½—0.09
Sizilianische Filberts	0.09½—

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfd.	$6.02
Staubzucker, 100 Pfd.	5.77
Speisezucker, 100 Pfd.	5.64
Würfelzucker, 100 Pfd.	5.77
Konditors' A, 100 Pfd.	5.52
„Off A", 100 Pfund	5.14
Gelber, 100 Pfund	4.08—5.02
Thee — Young Hysen	0.25—0.55
Imperial	0.30—0.42
Gunpowder	0.28—0.50
Moyune	0.67—0.72
Japan	0.28—0.44
Oolong	0.25—0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14—0.17
Geringere Sorten Rio	0.08—0.13
Maracaibo	0.11—0.13
O. G. Java	0.26—0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	$0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½
Syrup und Molasse —	
Zuckersyrup	$0.16—0.29
Maissyrup	0.14—0.19

Fische.

Weißfische, 100 Pfd.	8.00
California Lachs	12.00
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.00— 8.00
Holländ. Häringe, frische, Fäßchen	0.65—0.90
Labrador Häringe, p. Faß	7.50
Frische Stockfische, 100 Pfd.	6.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.50—$5.75
Stiere mittlerer Größe	5.15—5.30
Stiere von 900—1000 Pfd.	4.60—4.70
Stiere von 1000—1200 Pfd.	4.90—5.10
Bullen	2.90—4.50
Färsen	4.75—5.00
Kühe und Färsen	3.10—4.70
Kälber	4.00—7.50
Texanische Stiere	4.00—5.05
Schweine	3.50—3.80
Schafe	2.75—4.00
Lämmer	5.00—7.25

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 57,315 Rinder, 4,189 Kälber, 170,286 Schweine, 64,389 Schafe. Von hier verschickt wurden: 19,079 Rinder, 346 Kälber, 46,285 Schweine, 7,035 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:	
Butter — Creameries:	
Extras	18c
Erste Qualität	16—17c
Zweite Qualität	13½—15c
Kunstbutter	12 —13½c
Dairies:	
Extras	15—15½c
Kochbutter	10—14c
Käse:	
Twins	8½—8¾c
Cheddars	8¾—9c
Young Americans	9—9½c
Brick	7½—8½c
Limburger, neu	7½—7¾c
Schweizer	12—13½c
Eier, per Dutzend	12—12½c
Bohnen, per Sack	$1.07½—$1.15
Geflügel, für die Küche hergerichtet:	
Truthühner, per Pfd.	8c
Hühner, per Pfd.	9—9½c
Enten, per Pfd.	8—9c
Gänse, per Pfund	6— 7c
Lebendes Geflügel:	
Truthühner, per Pfd.	7 —7½c
Hühner, per Pfd.	9—9½c
Enten, per Pfund	7—8c
„Spring Chicken", per Pfd.	12½—15c
Gänse, per Dutzend	$3.00—$5.00
Kalbfleisch, per 100 Pfd.	6.00—9.50
Frische Fische:	
Schwarzer Barsch, Pfund	12—12½c
Hechte, per Pfund	6—6½c
Kleine Hechte, per Pfd.	5—5½c
Büffelfisch	5c
Forellen	18—20c
Frische Früchte — Aepfel:	
Northern Spies, p. Faß	5.00—7.00
Neue Aepfel, p. Bushel	25— 40
Orangen, Cal. „Navels" per Faß	3.75—4.25
Bananen, per Bündel	75c—$1.50
Ananas, per Kiste	$3.75—$4.50
Erdbeeren, p. 16 Qts.	75c—$1.75
Kartoffeln, alte, per Bushel	30—35c
Neue Kartoffeln, p. Bushel	40—55c
Süßkartoffeln, p. Faß	$2.50—2.65
Tomaten, 4 Körbe	40—50c
Zwiebeln, per Crate	60—75c
Gurken, per Dutzend	15—20c
Kohl, neu, per Kiste	35—50c
Spargeln, p. Dtz. Bündchen	40—60c
Salat, per Kiste	15—25c
Grüne Bohnen, per 1½ Bushel	$1.50—$2.00
Wachsbohnen, p. Bushel	$1.00—$1.50
Weiße Bohnen, p. Faß	$1.08—$1.14
Rhabarber, per Bund	7—8c
Grüne Erbsen, per 1½ Bushel	$1.25—$1.50
Sellerie, Kiste	$1.00—$1.25

Vergnügungs-Wegweiser.

Theater:
Powers.—„Because She Loved Him So".
Studebaker.—„Fra Diavolo".
McVickers.—Geschlossen.
Great Northern.—Geschlossen.
Columbia.—Geschlossen.
Grand Opera House.—„Arizona".
Dearborn.—„Our Boys".
Hopkins.—„Mr. Barnes of New York".

Konzerte:
Bismarck-Garten. — Jeden Abend und Sonntag Vormittags und Abends Konzerte.
Berlin-Garten. — Konzerte allabendlich und Sonntag auch Nachmittags.

Sport und Spiele.

BASE-BALL.

Die „National League".

	Gew.	Verl.	Prozent.
Brooklyn	45	19	703
Boston	40	23	635
Chicago	38	24	613
Philadelphia	37	24	607
St. Louis	36	28	563
Baltimore	34	26	563
Cincinnati	30	29	492
New York	30	33	476
Pittsburg	29	32	475
Louisville	23	40	365
Washington	18	45	286
Cleveland	12	49	197

Gestrige Spiele:
Chicago 10, New York 9.

Score:
Chicago. . . . 4 0 0 0 1 1 3 0=10
10 Treffer, 6 Fehler.
New York . . 2 5 0 1 0 0 0 0= 9
10 Treffer, 7 Fehler.
Cincinnati 2, Washington 1.
St. Louis 2, Baltimore 6.
Cleveland 10, Boston 9.
Pittsburg 3, Brooklyn 2.
Louisville 10, Philadelphia 4.

Heute spielen:
New York in Chicago.
Washington in Cincinnati.
Baltimore in St. Louis.

Morgen spielen:
Cleveland in Pittsburg.
Boston in Washington.

Die Ruder-Regatten.

Von England aus, wo sich die jährlichen Wettfahrten zwischen den Ruderbooten der beiden Universitäten Cambridge und Oxford durch die ungeheure Theilnahme, der sich dieselben unter der ganzen Bevölkerung des Landes erfreuen, zu einem Sportereigniß ersten Ranges aufgeschwungen haben, ist der Rudersport nicht nur auf das europäische Festland, sondern auch nach unserem Lande verpflanzt worden und zieht hier die Augen eines immer größer werdenden Publikums auf sich. Und wieder nach englischem Vorbilde sind es auch hierzulande die Wettfahrten zwischen den Studenten der verschiedenen Hochschulen, die das bedeutendste Ereigniß auf diesem Gebiete des Sportlebens bildens. In diesem Sommer haben bereits zwei derartige große Regatten stattgefunden, von denen die erstere, die Wettfahrt zu Poughkeepsie, am 27. Juni bei unseren Lesern größere Antheilnahme finden wird, da sich an derselben auch die Studirenden von der Universität unseres Nachbarstaates Wisconsin betheiligten und sicher den Siegespreis davongetragen haben würden, wenn sie nicht durch eine ihnen im Weg schwimmende Beerenkiste um einen Augenblick verzögert worden wären. So entrissen ihnen die Vertreter des Quäkerstaates die Palme, indem sie um 1½ Sekunde früher die Endlinie passirten; doch haben sich die Wisconsin Jungens Ruhm und Anerkennung genug verdient. Die beiden anderen Bootsmannschaften, von den Studenten der Cornell und der Columbia-Universität gestellt, konnten es keineswegs mit den Leistungen der Bemannung der ersten beiden Boote aufnehmen. Die vier Meilen lange Entfernung wurde dabei von den Siegern in 20 Minuten 4 Sekunden zurückgelegt, eine Leistung, die wenn auch hinter dem „Record" um 34½ Sekunden zurückbleibend, immerhin achtungswerth genannt werden kann.

Einen leichten Sieg errangen die Ruderer der Harvard-Boote über ihre Gegner von Yale am letzten Donnerstag in allen drei Rennen, obwohl in dem zwischen den Mitgliedern der jüngsten („Freshmen") Klassen die Verlierer sich die allergrößte Mühe gaben, den Ruf ihrer Hochschule zu retten. Dabei hätte es leicht noch ein Unglück geben können, da die von einem vorbeifahrenden Dampfer erregten Wellen beinahe das Yale-Boot umgeworfen hätten. In 20 Minuten 52½ Sekunden wurde hier der Hauptsieg errungen.

Bei uns in Chicago erfreut sich leider der Rudersport nur geringer Antheilnahme. Dies ist wohl leicht zu verstehen, da wir in dem See ein Gewässer besitzen, das für die Ausübung desselben ungeeignet ist, und für Lust- oder Wettfahrten auf dem Chicago-Fluß wird sich wohl auch der eifrigste Ruderfreund bedanken. Doch ist die Thatsache immerhin sehr zu bedauern, denn es gibt wohl kaum eine körperliche Uebung, die auf die Entwickelung von Muskeln und Organen von wohlthätigerem Einfluß ist, als gerade der Rudersport. Die von manchen ängstlichen Leuten so stark befürchtete Gefahr des Ertrinkens dabei läßt sich bei einiger Vorsicht leicht umgehen.

Radler-Rennen auf der Pullman Road.

Das für Dienstag angesetzte „Pullman-Road Zweirad-Rennen" verspricht, nach der Anzahl der Anmeldungen zu schließen, ein Sportereigniß ersten Ranges zu werden. Nicht weniger als 25 Radfahrer-Klubs werden sich an demselben betheiligen und die Gesammtliste weist 325 Namen auf, unter Denen sich auch eine Menge deutsche befinden, ein Beweis dafür, daß sich unsere Landsleute auf's Aeußerste anstrengen wollen, es in diesem Sportzweige den Abkömmlingen andern Nationen vorzuthun. Wir bringen nachstehend die Namen der Radfahrer-Klubs, die bei dem Rennen durch eins oder mehrerer ihrer Mitglieder vertreten sein werden: Chicago Cycling Club, Woodlawn Cycling Club, Columbia Logan Square Cycling Club, Illinois Cycling Club, Lincoln Cycling Club, Englewood Wheelmen, Ravenswood Y. M. C. A. Wheelmen, Delaware Cycling Club, Potomac Cycling Club, Sterling Cycling Club, Monitor Cycling Club, Plzen Cycling Club, Ainsworth Cycling Club, Bowen Cycling Club, Rough Riders, Aeolus Cycling Club, Open Air Cycling Club, Central Cycling Club, Western Cycling Club, Garden City Cycling Club, Congreß Cycling Club, Dana Cycling Club, West Pullman Cycling Club, Irving Cycling Club, Brookline Cycling Club.

Nach der Liste des „Handicappers" Root, werden vom „Scratch" (ohne Vorgabe) nur 6 Wettfahren abfahren; von den übrigen erhalten 7 1 Minute, 9 1¼ Minute, 6 1½ Minute, 8 1¾ Minute, 12 2 Minuten, 15 2¼ Minuten, 20 2½ Minuten 14 2¾ Minuten, 21 3 Minuten, 32 3⅛ Minuten, 26 3⅓ Minuten, 19 3½ Minuten, 27 3⅔ Minuten, 30 3.50 Minuten, 21 4 Minuten, 11 4¼ Minuten, 9 4½ Minuten, 12 4¾ Minuten, 10 5 Minuten, 8 6 Minuten und 1 8 Minuten Vorsprung.

All Heil.

Der Radler-Klub „All Heil" versammelte sich gestern in Carl Leders Klubhaus, 845 N. Clark Str., zu einer Ausfahrt ohne Damen nach Fox Lake, woselbst der glorreiche Vierte verbracht werden soll.

Der „Lincoln" im „Bismarck".

Der „Lincoln Cycle Club" hat beschlossen, seine Versammlungen jeden Dienstag und Freitag im Bismarck-Garten abzuhalten.

Vom Skat

redigirt von

Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 16.

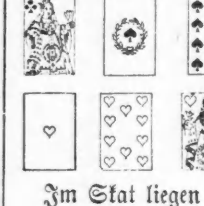
Wie müssen die übrigen Karten sitzen, wenn Vorhand auf



sowohl Schüppen- und Herz-Solo, als auch Null Ouvert verlieren würde?

Auflösung der Aufgabe No. 15.

Hinterhand hat folgende Karten, auf welche sie paßt:



Im Skat liegen



Das Spiel ergibt sich aus der Kartenvertheilung von selbst.

Spiel-Briefkasten.

John Eichholz. — In der That haben Sie Recht; auch beim Anschreiben wird viel gemogelt. Da Irren menschlich ist, kann es auch dem ehrlichsten Anschreiber passiren, daß er Fehler macht, daß er vergißt, ein Spiel zu notiren, daß er ein Spiel der falschen Person kreditirt, daß er ab- statt zuschreibt, weil er glaubte, das Spiel sei verloren etc. etc.

Einem ehrlichen Anschreiber wird es aber angenehm sein, wenn sein Nachbar ein Auge auf den Schreibebogen hat und ihn ev. darauf aufmerksam macht, daß ein Irrthum vorgefallen ist. Viele Anschreiber nehmen nun das häufige Nachfragen nach dem Stande des Protokolls krumm und sehen es als Zeichen eines gewissen Mißtrauens an, aber jeder Spieler weiß gern, wie er steht.

Alle diese Mißlichkeiten lassen sich leicht vermeiden, wenn überhaupt nicht angeschrieben wird, sondern jedes Spiel ausgezahlt wird. Dann muß jeder Spieler aufpassen, daß er nicht zu kurz kommt. Wenn niedrig gespielt wird und Bruchtheile von Cents vorkommen, so können diese durch Marken beglichen werden, oder sie werden abgerundet, indem man 3 voll und 2 nicht zählt. Das Auszahlen eines jeden Spieles hat noch weitere Vortheile. Jederzeit weiß man, wie man steht; wenn einer so und so viel verlieren will und verloren hat, hört er eben auf; Skatpiraten, die sich am Ende des Spiels insolvent erklären, werden bei Zeiten entlarvt oder können überhaupt nicht mitspielen, weil ihnen das nöthige Kleingeld fehlt. Außerdem wird das Interesse am Spiel bedeutend erhöht, wenn ausgezahlt wird, auch wird vorsichtiger gespielt.

Für müßige Stunden.

Silbenräthsel (61).
Von O. H., Chicago.

Das Schönste auf dem Erdenrund
Thun meine ersten beiden kund,
Doch leider ist's mit Silbe drei
Bei 1 und 2 oft schnell vorbei.
Das Ganze einst im Schwabenland
Gar fest und sicher — scheinbar — stand,
Doch wie es damals schnell zerbrach,
Geschieht es heut' noch Tag für Tag.
Doch ist es fest, so kann auf Erden
Wohl einem Mann nichts Schön'res werden.

Logogriph (62).
Von Bertha Riemann, Chicago.

Ein Schiff durchzog die Wellen,
Hoch ging die wilde See;
Auf das mit „D" sich stellen
Sah prahlend man's mit „G".

Ein Ruf kam ihm zu Ohren,
Das Wort mit „L", und da
Ging rasch der Muth verloren
Dem, der's erst war mit „k".

Er weinte, schrie und klagte,
Da tauchte aus der Fluth
Mit „N" es auf und sagte:
„Sei still und fasse Muth.

„Zerrauf Dir nicht die Haare,
„Dem Schicksal laß den Lauf,
„Wie Du, so leichte Waare,
„Schwimmt immer obenauf!"

Buchstabenräthsel (63).
Von Frau H. Weltmann, Chicago.
Herd, Leiden, Neger, Bauer, Rand, Altar, Raupe, Laute, Vase.

Aus obigen Wörtern bilde man neue dadurch, daß man an irgend einer Stelle einen Buchstaben durch einen anderen ersetzt. Die ausgelassenen Buchstaben — vorwärts gelesen — und die für sie eingesetzten — rückwärts gelesen — ergeben den Titel eines deutschen Dramas.

Silbenräthsel (64).
Von W. Schaper, Hammond, Ind.

	1	
	2	3
	4	5
	6	

1 und 6 ein biblischer König.
2, 4 und 5 eine biblische Königin.
4 und 3 ein Heilmittel.
5 und 4 Bezeichnung eines Verwandtschaftsgrades.
1 und 3 ein Bindewort.
2 eine Stadt in England.
3 ein Getränk.

Einsatzräthsel (65).
Von Emil Baumann, Chicago.

R	I		✣		H	E	
R	O		✣		W	A	
A	R		✣		L	E	
E	P		✣		C	H	
U	I		✣		N	A	
A	D		✣		Z	Z	

In die Felder obiger Figur sind die Buchstaben: A, A, A, C, E, E, E, E, F, G, G, H, H, I, K, K, L, M, N, N, R, R, R, S, S, S, S, T, T, T, dergestalt einzusetzen, daß in jeder wagerechten Reihe zwei Wörter entstehen, welche drei Buchstaben gemeinschaftlich haben. Es sind also in den drei mittleren senkrechten Reihen die 3 Endbuchstaben des ersten zugleich die 3 Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes. Die Wörter bezeichnen:

1. Eine Stadt in Westösterreich und einen biblischen Namen.
2. Ein Reptil und einen Wasservogel.
3. Eine Oper (zugleich Mädchenname) und ein Geldstück.
4. Einen deutschen Astronomen aus dem 17. Jahrhundert und einen Singvogel.
5. Besitzungen dreier europäischer Länder in Südamerika und eine Tropenfrucht.
6. Eine Opernsängerin und flüchtige Arbeit.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Buchstaben der Punktfelder einen vielgenannten Wiener Gelehrten.

Bilderräthsel (66).



Die Namen sämmtlicher Leser, welche bis Donnerstag Nachmittag richtige Lösungen einsenden, werden veröffentlicht.

Es werden wieder sechs Buch-Prämien — Novellen, Humoresken, Reisebeschreibungen usw. beliebter Schriftsteller — zur Vertheilung kommen. Die Vertheilung geschieht nach der in der „Sonntagpost" vom 21. Mai beschriebenen Art und Weise, die sich ohne Zweifel vortrefflich bewähren wird, da sie wohl dem „Verdienste die Krone" — den guten Räthsel-Lösern die meisten Chancen, aber auch den Anfängern eine Möglichkeit gibt, eine Prämie zu erhalten. Für jede einzelne Räthselaufgabe gilt eine Prämie, und unter den Lösern jeder Aufgabe entscheidet das Loos.

Von der Zuerkennung der Prämien wird den Lesern durch Postkarten Mittheilung gemacht, weshalb es nöthig ist, daß Name und Adresse den Lösungen beigegeben werden.

Die Bücher sind in der Office der „Abendpost" abzuholen.

Zusendungen, welche Lösungen enthalten, sind zu adressiren: Räthsel-Redakteur, „Abendpost", Chicago; desgleichen Briefe mit neuen Räthselaufgaben, die, wenn sie für gut befunden werden, unter dem Namen des Einsenders veröffentlicht werden sollen.

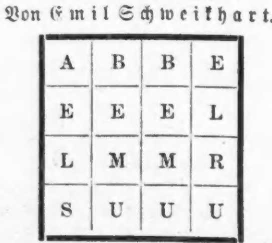
Neben-Räthsel.
Scherzräthsel.
Von A. Weiße.

Die Tochter der Ersten schreit wie die Zweite;
Um's Ganze, da liegen Nationen im Streite.

Buchstabenrebus.
Von A. Thimm, Chicago.

N, N, N, N, N, N, N, N, N,
N, N Z

Quadraträthsel.
Von Emil Schweikhart.



A	B	B	E
E	E	E	L
L	M	M	R
S	U	U	U

Die Buchstaben in obigem Quadrat sind so zu versetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen nennen:

1. Einen Baum.
2. Des Baumes Kleid.
3. Eine niedere Gottheit.
4. Ein Thier.

Räthsel.
Von H. Kornrumpf, Chicago.

Wie ich bin, so bleibe ich,
Bin ich jung, so bleib' ich jung,
Bin ich alt, so bleib' ich alt;
Ich habe Augen und sehe nicht,
Ohren und höre nicht,
Füße und gehe nicht.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (55).
Hühnerauge.
Richtig gelöst von 14 Einsendern.

Räthsel (56).
Männertreu.
Richtig gelöst von 25 Einsendern.

Silbenräthsel (57).
Lichtputzscheere.
Richtig gelöst von 20 Einsendern.

Quadraträthsel (58).

C	U	B	A
U	R	A	L
B	A	R	T
A	L	T	O

Richtig gelöst von 65 Einsendern.

Kreuzräthsel (59).
Mathematisch.
Richtig gelöst von 32 Einsendern.

Bilderräthsel (60).
Dem Blinden hilft keine Brille.
Richtig gelöst von 43 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Frau M. Wiese (2); Frau Etta Martin (1); Fr. H. Brandt (1); Marie Streuben (6); Frau Minna Torge (2); Sam. Schwarz (1); A. F. Marr (2); Frau A. Gnadke (3); Frau D. Brillow (2); Arthur Walter (1); Frau Anna Wilde (1); Irma Brockelmann (2); Frau Bertha Haag (2); C. Runge, Austin, Ill. (4); Frau Hedw. Froehlich (5); Theo. C. Goebel (3); Gertrude Schmidt (3); A. Werner (5); Mich. Schmitt (3); Augusta Lonk (1); Frau E. Rahn (4); Minnie Etter (1); Frl. Marie Raecke (3); John C. Weigand (5); Frau B. Voelcker (6); Chas. Wieser (1); Frau M. Reu, Whiting, Ind. (5); H. Lahl (6); Wilma Brody (2); Ludwig Pabst (2); Wm. Kretschmar (1); Julius G. Romero (2); Frau H. Weltmann (4); Molly Wagner (5); Albert Koehler (1); Lizzie Schmalholz (3); — Klaiber (5); Frl. A. Hotton (1); Hy. Alexander (5); Aug. Ruppenthal (2); A. Weiße (3); S. Klein (3); Frau Laura Meier (3); Marie Mengel (2); Sidonie Hepner (3); Frau Ida Malkowitz (4); C. A. Beehler (6); Fr. P. (4); Frau Anna Vogel (6); August Huesing, Waukegan, Ill. (4); M. H. (2); A. F. Hintze (5); Lina Meng (2); Elise Huebner (3); Frau Milling (3); P. L. Graf (4); Frau Doris Kalbus (1); Elfriede B. Hertzberg (1); Emil Baumann (2); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (4); Bertha Gleinich (5); A. Thimm (1); A. W. Hohhof (2); P. Herres (2); Rosa Werner (4); Alma Boehme (4); Rud. Schweitzer (4); Klaiber (1); A. Weber (2); A. Krueger (2); B. Riemann (3).

Prämien gewannen:

Räthsel No. 55. — Loose 1—14. Frau Lizzie Schmalholz, 232 N. Franklin Str., Loos No. 8.

Räthsel No. 56. — Loose 1—25. A. Werner, 45 Clybourn Ave., Loos No. 6.

Räthsel No. 57. — Loose 1—20. S. Klein, 51 S. Desplaines Str., Loos No. 11.

Räthsel No. 58. — Loose 1—65. Molly Wagner, 567 Burling Str., Loos No. 34.

Räthsel No. 59. — Loose 1—33. Frau Sidonie Hepner, 273 Blue Island Ave., Loos No. 22.

Räthsel No. 60. — Loose 1—43. Theo. C. Goebel, 501 Wieland Str., Loos No. 7.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Räthsel (1). Der Band, das Band. — Richtig gelöst von Marie Streuber, Irma Brockelmann, C. Runge, Gert. Schmidt, Augusta Lonk, Molly Wagner, Aug. Ruppenthal, Fr. Laura Meier, Fr. Ida Malkowitz, Elise Huebner, P. L. Graf, A. Thimm.

Räthsel (2). Ohrfeige. — Richtig gelöst von Marie Streuber, Irma Brockelmann, Fr. Bertha Haag, C. Runge, Augusta Lonk, Gertr. Schmidt, Molly Wagner, Fr. Laura Meier, Sidonie Hepner, Frau Ida Malkowitz, P. L. Graf; August Huesing, Waukegan, Ill.

Räthsel (3). Verschieden. — Richtig gelöst von Irma Brockelmann, Molly Wagner; Aug. Huesing, Waukegan, Ill.; „M. H.", Lina Meng, Wilhelmine Relth.

„Au Au's" Räthsel. — Lösung: Schnepfendreck. — Richtig gelöst von: Frau Anna Wilde, Frau Bertha Haag, Frau Salome Katz, Hy. Alexander, Fr. Laura Meier, Frau Milling, P. L. Graf.

Briefe an den Räthsel-Redakteur

Chicago, 27. Juni '99.

Lieber Onkel!

Nach eingeholtem Gutachten bei Ihren liebenswürdigen Leserinnen haben Sie mich also wieder in meine ehelichen Rechte eingesetzt. So lassen Sie uns dann den Tomahawk begraben und die Akten über diesen Fall schließen.

Ich bin dessen herzlich froh, denn zuletzt war ich selbst im Zweifel, ob ich verheirathet sei oder nicht; und mir selber den „Benefit of the doubt" gebend, bin ich „extra muros" stark über die Stränge geschlagen, habe allerlei Junggesellenstreiche ausgeführt — so Etwas rächt sich, namentlich wenn der Racheengel die eigene — doch ich will nicht aus der Schule plaudern, sondern Ihnen eine schöne Plauderei schenken über

Die Entstehung des Räthsels.

Zeus hatte die Menschen nach dem Vorbilde der Götter erschaffen; aber es war eine erbärmliche Gesellschaft geworden, denn es fehlten ihnen die himmlischen Gaben. Zeus jammerten die Menschen und in einer Götterversammlung ließ er die Ueberblichen herbeischaffen, was Jeder und Jede an himmlischen Gaben übrig habe. Da schleppten sie herbei: die Liebe, die Treue, die Freundschaft, den Muth, die Wißbegierde und wie sie alle heißen mögen, die Himmelskinder. Herkules flog damit zur Erde, und stürmisch rissen die Sterblichen sie an sich. Aber wie die Blume, die von des Himmels Thau genetzt und von den Strahlen der Sonne erwärmt wird, verdorrt, wenn sie auf einen dunklen, öden Platz versetzt wird, so verdarben auch diese Gaben, die auf den seligen Höhen des Olympos die Freude und der Stolz der Unsterblichen gewesen waren, in den unfruchtbaren, menschlichen Herzen — die Liebe ward zur sinnlichen Begierde, die Treue zur Schleppträgerin, die Freundschaft zur Klatschsucht, der Muth zum Uebermuth. Am Meisten aber verkam die Wißbegierde. Sie, die bestimmt war, den Lauf der Gestirne zu ergründen, die Geheimnisse der Natur zu lösen, der Menschheit zur Erkenntniß zu helfen, sie sank herab zur — Neugierde. Dazu gerieth sie noch in schlechte Gesellschaft. Der Müßiggang machte sie mit der Klatschsucht bekannt. Vom Müßiggang verführt, wußte sie Alles, was die Menschen verbergen wollten, auszukundschaften, und ihre Freundin Klatschsucht verstand es, dieses zum Nachtheile der Betroffenen auszubeuten. Sogar Jupiter's Abenteuer mit der Europa deckte sie auf, und Juno erfuhr es von der Klatschbase. Darob ergrimmte der gewaltige Donnerer; er schüttelte sein Haupt und die Höhen des Olympos erdröhnten. Schon wollte er seinen Keil vernichtend zur Erde senden, da trat die blauäugige Lieblingstochter Pallas Athene vor den Erzürnten.

Sie trug in ihren Armen ein wunderbares Ding, alle Götter „majorum et minorum gentium" staunten es an, keiner kannte das kopf- und fußlose Ding mit den verrenkten Silbenknochen. Zeus legte den Donnerkeil aus den gewaltigen Händen und warf es zur Erde und es fiel der Neugierde gerade in den Schooß.

„Wer bist Du?" fragte die Neugierde. — „Ich bin das Räthsel!" — Und was willst Du?" — „Zuerst Deine falschen Freunde vertreiben, den Müßiggang und die Langeweile".

„Und dann?" — „Sollst Du wieder die Wißbegierde werden, und wenn Du einmal Dich erholen willst, mit mir spielen und tändeln."

Und so geschah es. — Mancher Mann findet nach angestrengter, geistiger Arbeit — wovon bei mir allerdings nicht die Rede sein kann, da ich mit Wetzsteinen und Kartoffelmessern hausire — eine Erholung, sich mit den Räthseln unseres lieben Räthsel-Onkels zu beschäftigen. Albert Weiße.

Räthsel-Redakteur „Sonntagpost"

Das poetische Othello-Scherz-Räthsel in Ihrer letzten Nummer erinnert mich an folgenden Kalauer, der Ihnen vielleicht bekannt sein dürfte. Was ist der Unterschied zwischen einem Mohamedaner, der nach Mekka wandert, und einem Schneidergesellen, dessen Braut Wanda heißt?

A. Werner.

Der Mohamedaner wandert nach Mekka und der Schneidergeselle meckert nach Wanda!

Offener Brief an Herrn Carl Leder.
c.o. Räthsel-Redakteur, „Sonntagpost".

Ihre Annahme, die betreffende Uhr weise auf 12 Uhr Nachts ist die richtige. Als „Saluhnkieper" wissen Sie am Besten, daß die p. p. Polizei Ihre Existenzberechtigung bloß bis 12 Uhr Nachts anerkennt.

Deshalb habt Ihr Herren von der Nordseite es sehr weise eingerichtet, durch die erwähnten Uhren der Welt zu beweisen, daß es bei Euch niemals später als 12 Uhr wird — mit anderen Worten, Ihr habt der Polizei ein Schnippchen geschlagen, haltet Eure Lokale offen und und drescht Skat. Uebrigens sollte Einer vom Fach, der einen Kreuz-Solo ohne Neun gewinnen kann, stets wissen, was die Uhr geschlagen hat, wenn sie auch steht. Besser aber, zieht die Uhr auf, sonst geht's Euch wie Gesler, der deswegen ermordet wurde.*) A. Weiße.

*) Siehe Monolog Tell's. Fort mußt Du, Landvogt. Deine Uhr ist abgelaufen. Hätte er die Uhr aufgezogen, lebte er noch.

Briefkasten.

Geo. Geerdts. — Soll nicht wieder vorkommen. Gruß!

A. W. H. — Der Räthselonkel ist kein Angeber, aber angesichts der schnöden Gesinnung, die in dem Schreiben des „Au Au" zum Ausdruck kam, und der Gefahr, Sie, verehrte Frau, als Mitarbeiterin zu verlieren — darauf arbeitete Jener, wenn Ihr Verdacht auf Wahrheit beruht, doch hin — angesichts all' dessen würde er doch eine Ausnahme machen und Ihnen sagen: Ja, er ist's, nun strafen Sie ihn und schicken Sie die Schnepfen mir, aber — er weiß es nicht; die letztwöchentlichen Briefe sind verbrannt und „Au!" hat schon Mancher geschrien. — — Lassen Sie sie nur kommen, die Jungen, dergleichen schreckt den Onkel nicht und da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, ist ja Hoffnung auf etwas Brauchbares. Ihr neuestes Räthsel soll bald Verwendung finden.

Frau Wilhelmine Relth. — Silbenräthsel erhalten; wird zu gebrauchen sein. Dank und Gruß!

A. Thimm. — Bilderräthsel erhalten. Müssen für später zurückgelegt werden, da wir noch eine Reihe auf Vorrath haben.

Emil Baumann. — Sie haben wohl Recht. Der Au-Attentäter hatte wohl Ursache, seinen Namen nicht zu nennen und, offengestanden, ernstlich in Verdacht hatte der Räthselonkel Sie auch nicht. Gruß!

Siegmund Freund. — Dem Reinen ist Alles rein. Gewiß, und von dem freundlichen Löser- und Löserinnenkreise hatte der „R.-R." auch keine Mißdeutung befürchtet, aber — there are others! Sie wissen doch auch, daß es Menschen gibt, die geradezu nach Schmutz und Unrath suchen? Nun, auch diese sollen in diesen Spalten nichts finden. Das neue Räthsel ist sehr gut und wird in der nächsten Nummer als Preisaufgabe erscheinen. Dank und Gruß!

Klaiber. — Die Einsenderin jenes Räthsels gibt für den Begriff „Polstertanz" folgende Erklärung:

„Daß uns dieser Tanz in die Zeit zurückversetzt „Als der Großvater die Großmutter nahm" geht ja schon aus dem Räthsel hervor. Ob es damals schon sogenannte „Pflichttänze" gab, bezweifle ich sehr, denn ein jeder Tänzer schätzte sich glücklich, durfte er sich in einen Wettbewerb von Anmuth und Geschicklichkeit mit der Ballkönigin einlassen, welcher bei oder im Polstertanz zum Austrag kam. Zwischen dem tanzenden Paare, das sich nach den Zauberklängen Lanners oder des „alten" Strauß (wahrscheinlich ein Menuett-Schritt) bewegte, lag ein Polster! (Daher der Name.) Der Sinn des Tanzes war nun der: der Tänzer, welcher eine Rose in der einen und seinen Hut in der anderen Hand hielt, mußte suchen, dieses Polster zu erobern, um, darauf knieend seiner Partnerin die Blume zu überreichen, worauf er als Sieger aus dem Tanze hervorging. Daß seine neckische Dame diesen Moment möglichst hinauszuschieben bemüht war, ist wohl selbstverständlich, und so konnte es dem sich schon siegesbewußt niederlassenden Herrchen passiren, daß ihm im entscheidenden Augenblick das Polster unter den Knieen weggezogen wurde. Auch allerliebst zum Zusehen!"

Ihre zweite Postkarte beweist, daß die Lösung der Aufgabe No. 57 doch nicht so schwer war, also —

Elise H. — Ihre Anerkennung freut uns, aber — zweimal die Woche? Das geht doch nicht gut an, da müßte doch erst der zweite Sonntag heran. Gruß!

A. H. — Von jetzt ab werden Diamanträthsel (oder ähnliche Aufgaben: wie die heutige) wieder regelmäßig erscheinen, und wir werden es soviel wie irgend möglich vermeiden, dabei fremde Wörter oder Fremdwörter zu verwenden.

Frau L. M. — Verzeihen Sie die Unterlassungssünde, verehrte Frau und seien Sie versichert, daß der Räthselonkel Ihren Wunsch nur natürlich und völlig berechtigt findet. Das weibliche Geschlecht kann übrigens durchaus nicht den Anspruch machen, im Alleinbesitze jener „Schwäche" zu sein.

M. H. — „Ich trinke Rhenser!" — Na ja, Ihr Räthselonkel trinkt Bier. Hiesiges. Wenn's sein muß auch Importirtes, und wenn's etwas vom Rhein sein muß — dann Wein. Aber Rhenser Wasser, das trinkt er nur, wenn er muß. Das ist ihm für Wasser zu theuer und ein junges Mädchen, das Rhenser trinkt, ist ihm daher ein theures Mädchen. — Das ist doch ganz folgerichtig und natürlich, und Sie werden hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben. — Im Uebrigen glauben Sie doch wohl selbst nicht, daß Sie mit der famosen Folgerung vom Vormund auf den Ehemann den Räthselonkel überzeugt haben?! Es wundert ihn nur, daß Sie noch nicht eingefangen wurden, ob Sie wollten oder nicht. Bewahren Sie sich nur vorläufig Ihren Schatz von frischem Humor, dann wird der andere Schatz sicher auch noch kommen. Jener zieht diesen an oder verhilft zu diesem. Räthsel 61 besonders zu beachten! Desgleichen das Scherzräthsel von A. Weiße. Wird Ihnen gefallen, wenn Sie die Lösung finden. Gruß!

Frl. A. Hotton. — Aller Anfang ist schwer. Versuchen Sie es mit den Bilderräthseln, Sie werden bald dahinter kommen.

Henry Alexander. — Sehen Sie, das Bier ist eine gute Gabe Gottes und bekommt Ihnen viel besser, als Thee. Dem Räthselonkel auch, er hat Ihnen ja aus eigener Erfahrung gerathen.

Marie Str. — Nur nicht zu bescheiden — Sie haben ja sämmtliche Aufgaben richtig gelöst. Die Aufgabe ist übrigens richtig. Männertreu — zehn Buchstaben, ä natürlich als einer gerechnet.

Frau H. Brandt. — Die eingeschickte Aufgabe erhalten; wollen sehen, ob sie zu benutzen ist. Dank und Gruß.

M. W. — Ihr Geschichtchen ist hübsch und wäre in Anknüpfung an „Au Au's" Räthsel ganz passend, aber es ist doch wohl zu bekannt, als daß wir es bringen könnten. Nun werden Sie das doch hoffentlich nicht übelnehmen? — —

Molly W. — Der Onkel schüttelt Ihnen das zarte Händchen zum Gruße und gratulirt Ihnen zu Ihrem „Glück": Sie haben nämlich einen Preis erhalten. Nun schicken Sie aber auch die selbstgemachten Räthsel ein. Wenn sie gut sind, sollen sie benutzt werden, wenn nicht, so — na Sie wissen schon, das geht nun einmal nicht anders. — Ist es nicht gefährlich, beim Bereiten des Mittagessens den Räthseln nachzudenken? Passirt da nicht mitunter ein kleines Unglück wie „Anbrennenlassen," — „Suppe versalzen" u.s.w. Wohl nicht jede möchte das wagen. — —

Julius G. Romero. — Dank für die freundliche Zusendung; das Diamanträthsel wird baldigst benutzt werden.

Wm. Kr. — Sie brauchen sich nicht hängen zu lassen; Ihre Lösung ist richtig; den Preis erhielt aber ein Anderer.

Michael Schmitt. — Aufgabe erhalten. Gut nach Größe und Art. Wird benutzt werden. Dank.

Frau B. V. — Den Räthselonkel „thut's Wunden in die Seele picken", wie einstmals Karoline sagte, eingestehen zu müssen, daß die Krone immer noch winkt und Ihrer großen Verdienste ungeachtet und schändlicher Weise noch nicht auf das Haupt gesunken ist, das sie so reichlich verdient. Aber er hofft zuversichtlich, daß das Schicksal in allernächster Zeit ein Einsehen haben wird und ihn soll's nicht wundern, wenn der Zufall Ihnen dann gleich mehrere Male günstig ist. Und vorläufig ist er gespannt, ob Sie Wort halten werden — oder sollte das „dann fange ich auch noch an zu dichten" nur eine Drohung sein? Das mag der Onkel nicht glauben.

Marie R.... Recht so, der Onkel freut sich schon auf die Einladung. Hochzeitsgast war er immer ganz besonders gern.

Gertrud Schmidt. — Ihr Räthsel ist ganz gut und wird verwendet werden, wenn nicht anders, so unter den „Nebenräthseln". Uebrigens kann von „Belästigung" da gar keine Rede sein. The more the merrier, denkt der Räthselonkel.—

Frau A. W. — Bitte, lesen Sie die Antwort an — — — (Polstertanz). Gruß!

P. L. Graf. — Karte und Briefmarken erhalten; soll besorgt werden. Das Silbenräthsel ist brauchbar und wird nächstens erscheinen. Gruß und Dank.

Bertha R.... Dem Räthselonkel ging es letzte Woche wie Ihnen, liebe Tante, andere dringende Arbeit verkürzte ihm das Plauderstündchen mit seinen Freunden und Freundinnen. Das läßt sich mitunter nicht ändern. Ihr Füllräthsel wird wohl nächste Woche Verwendung finden. Gruß!

Arthur Weber. — Dank für die Zusendung. Etwas Neues ist immer willkommen; auch das Räthsel ist gut.

Ringkämpfe mit Bären.

Aus Mailand schreibt man: Der neueste Sport der italienischen Aristokratie ist der Ringkampf mit einem Bären. Diese Mode hat Signor Gian Carlo Gallarati Scotti, Fürst von Molfetta, aufgebracht, der sich vor einigen Jahren einen jungen Bären aus den Karpathen kaufte und ihn zum Ringkampfe abrichtete. Der Fürst von Molfetta ist ein kräftiger, junger Mann, und sein Bär hat, wenn er sich auf die Hinterbeine stellt, genau dieselbe Größe wie der Fürst, dafür aber besitzt der Fürst viel größere Gewandtheit, und die beiden Gegner sind, alles in allem genommen, einander ebenbürtig. Natürlich darf der Bär nicht von seinen Krallen Gebrauch machen. In der Hitze des Kampfes geräth er, trotz aller Zähmung, immer wieder in Versuchung, den Gegner mit seinen Krallen zu bearbeiten, und in dieser Gefahr liegt das Aufregende des neuen Sports. Der Fürst von Molfetta hat kürzlich bei einem Wohlthätigkeitsfeste im Garten der königlichen Villa zu Mailand öffentlich mit seinem Bären gerungen. Das heißt, so ganz öffentlich war der Ringkampf doch nicht, denn der Vorsicht halber hatte man den Fürsten und seinen Bärengegner in einen großen Käfig eingeschlossen, in dem sie eine halbe Stunde lang mit wechselndem Glück zum Besten der verwahrlosten Kinder Mailands miteinander rangen. Fürst Molfetta hatte kolossalen Erfolg.

Der böse Michel.

Ein Leitartikel der Petersburger „Nowoje Wremja" donnert wieder einmal gegen den deutschen Michel, der durch die wirthschaftliche Besitznahme von Mesopotamien die Verwirklichung des deutschen Traumes vorbereite, ein deutsches Weltreich von der Nordsee über die zerfallende Habsburger Monarchie und die sich zersetzende Türkei bis an den persischen Meerbusen zu gründen. Die deutsche Regierung betreibe, wie der Erforschungszug unter dem Befehl des deutschen General-Konsuls beweise, ernstlich den Plan, die deutsche Bahn bis an die Mündung des Schat el Arab auszudehnen, eine solche Bahn würde die Ertragsfähigkeit der sibirischen Bahn erheblich herabsetzen, da die dichte Bevölkerung und die Fruchtbarkeit Mesopotamiens reichliche Einnahmen liefern müßte und so die Herabsetzung der Frachtkosten für Durchgangswaaren ermögliche. Die Vermeidung der Kosten der Durchfahrt durch den Suezkanal und der Seeweg vom Schat el Arab bis Ost-Asien würden den Handel von der sibirischen Bahn noch mehr ablenken. Indem der deutsche Michel Streit zwischen England und Rußland säe, suche er unter der Maske des Freundes und Wohlthäters den russischen Interessen ein zweites Kiautschau zu bereiten. Indessen dürften diejenigen sich täuschen, die Zeit und Geld solchen Plänen opferten.

Natürlich ist dieser Aufsatz nicht amtlich, es gibt in Rußland keine Preß-Aeußerungen amtlicher Art, die nicht als solche gekennzeichnet sind. Der Artikel ist aber bezeichnend, insofern als trotz der Friedenskundgebung mit der brutalen Gewalt da gedroht wird, wo, wenn Voraussetzungen unpolitischer Art zutreffen, lediglich ein Wettbewerb mit friedlichen Mitteln stattfindet.

— Galant. — Wächter (in den städtischen Anlagen): „Halt, mein schönes Fräulein, den Rasen dürfen Sie nicht beschweben!"

— Morgenstund hat Gold im Mund. — Cohn (zu seiner Frau, die in einige hohle Zähne Goldplomben hat einsetzen lassen): „Gott, Sarah, kannst Du jetzt machen der Morgenstunde Konkurrenz!"

Praktische Winke.

Fliegenflecken. Am unangenehmsten wirken die bekannten Fliegenflecken auf der blanken Politur eines Klaviers oder anderer Möbel, da sie sich von hier recht schwer entfernen lassen. Doch auch dafür gibt es ein leichtes Mittel, das wir unseren Leserinnen hier mittheilen wollen. Man verrührt zu gleichen Theilen Rosenöl, Spiritus und Wasser. Mit einem weichen Lappen wird das Klavier dann mit dieser Mischung abgewaschen und hierauf sofort trocken gerieben.

Neu gestrichene Zimmer. Bevor man Zimmer, deren Fußböden neu gestrichen sind, betritt oder mit Möbeln bestellt, ist es für den Anstrich von wesentlichem Vortheil, wenn derselbe nicht nur, wie es gewöhnlich geschieht, naß aufgewischt, sondern mit kaltem Wasser vollständig übergossen wird. Das Wasser muß eine Weile auf dem Gestrichenen stehen bleiben, und erst dann wird es aufgewischt.

Flaschen und Gläser zu reinigen. Im Sommer kommt die Hausfrau sehr oft in die Lage, Flaschen und Gläser reinigen zu müssen, was oft ein recht schwieriges Werk ist. Manchmal thut es schon gewöhnliche Aschenlauge, der man ein wenig gebrannten Kalk zusetzt. Ein etwas schärferes Mittel aber ist Soda-Auflösung. Diese eignet sich gut für Flaschen und Gläser, in denen Milch und Oel gewesen ist. Gut ist auch eine Salzsäurelösung, zu welcher man Säure und Wasser zu gleichen Theilen nimmt. Für sehr verunreinigte Flaschen ist eine Chlorkalklösung dienlich. Man macht sich diese selbst zurecht, indem man 16 Gramm Chlorkalk mit 2 Litern Wasser anrührt. Die bis oben angefüllten Flaschen werden mit dieser Lösung zwei bis fünf Tage stehen gelassen. Das schärfste Mittel ist Vitriolöl. Mit einem einzigen Pfund können über 100 Flaschen gereinigt werden. Natürlich müssen in allen Fällen die Flaschen und Gläser hinterdrein noch reichlich mit kaltem oder warmem Wasser nachgespült und — wenn es sich um Einmachegläser handelt — ausgeschwefelt werden.

24 Fragen für heirathslustige Mädchen.

Wurde neulich an dieser Stelle den heirathsfähigen Junggesellen der Rath ertheilt, sich, ehe sie das entscheidende Wort sprechen, einige Fragen zu beantworten, so haben auch die Mädchen allen Grund, sich in dieser Beziehung für fragwürdige Wesen zu halten. Den heirathslustigen Schönen seien hier wichtige Fragen gestellt, und zwar 24 an der Zahl, die sie beantworten mögen, ehe sie das entscheidende Wort sprechen. Diese 24 Fragen theilen sich in zwei Kategorien. Erste Kategorie: 1. Liebst Du den Mann, den Du zu heirathen wünschest? 2. Bist Du davon überzeugt, daß der Mann auch Dich liebt? 3. Hast Du Dich davon überzeugt, daß der Mann im Stande ist, Dich und Deine zu erhoffenden Kinder zu ernähren? 4. Traust Du Dir die Kraft zu, oder besitzest Du die nöthigen Mittel, um den Mann und die ganze Familie zu ernähren, wenn der Mann krank wird oder zu faul ist, sich Brot zu verdienen? 5. Bist Du hinreichend darauf gefaßt, daß aus einem zärtlichen Bräutigam sehr leicht ein höchst unliebenswürdiger Ehegatte werden kann? 6. Hast Du die Hosen bereits fertig, die jede moderne Frau in der Ehe tragen muß, wenn sie nicht zur Sklavin werden will? 7. Ist der Pantoffel schon gestickt, den jede Frau, die auf sich hält, zu schwingen verstehen muß? 8. Verstehst Du es, Deinen Willen mit List oder Gewalt durchzusetzen? 9. Hast Du die nöthige Energie, um unter allen Umständen Recht zu behalten? 10. Würdest Du es ertragen können, wenn Dein Mann auch einmal andere Frauen und Mädchen für schön hielte? 11. Bist Du fähig, vier Wochen lang Deinem Manne bis ins Schlafzimmer hinein zu grollen, weil er Dir ein neues Kostüm oder einen neuen Hut verweigert? 12. Könntest Du es über Dich gewinnen, Deinen Mann auch nur einmal in der Woche des Abends mit dem Hausschlüssel allein ausgehen zu lassen? — Wenn Du diese zwölf Fragen ohne Weiteres mit „Ja" beantworten kannst, so heirathe getrost, verehrte Leserin; denn Du wirst alsdann wahrscheinlich Dein Glück in der Ehe finden. Kannst Du sie aber nicht in diesem Sinne beantworten, bist Du Deiner Sache nicht ganz gewiß, so überlege Dir's ein Weilchen und wende Dich währenddeß zu den Fragen der zweiten Kategorie: 1. Bist Du anspruchslos? 2. Bist Du fähig, an der Seite eines Mannes allen Vergnügungen zu entsagen, welche über den Rahmen des ehelichen Glückes hinausliegen? 3. Bist Du sanftmüthig? 4. Bist Du sparsam? 5. Bist Du frei von Putzsucht? 6. Kannst Du es über Dich gewinnen, am Abend nur Butterbrod zu essen, wenn der Gatte ein Beefsteak oder gar ein Hühnchen verspeist? 7. Ist Dir das Tabakrauchen Deines Mannes eine Freude? 8. Kannst Du kochen? 9. Verstehst Du mit Dienstmädchen umzugehen? 10. Bist Du für saubere Wäsche empfänglich? 11. Hast Du Deine eigenen Zähne, Haare oder sonstigen sieben Sachen, die oft bei Damen künstlichen Ursprungs zu sein pflegen? 12. Bist Du im Stande, Deinen Mann mit schlechtem Klavierspiel und schlechtem Gesang zu verschonen? Wenn Du diese zwölf weiteren Fragen mit „Ja" beantworten kannst, so heirathe. Wenn Du sie aber mit „Nein" beantworten mußt — — so heirathe trotzdem, falls ein Mann sich findet, der ohne Dich nicht glaubt leben zu können. Denn die Hauptsache für Dich ist und bleibt, daß Du überhaupt heirathest. Wie Dein Mann dabei fährt — das ist seine Sache, nicht Deine.

Einen Monat im Keller.

Aus Warschau wird ein wahrhaft rührender Vorfall berichtet: „Ein 22-jähriger Wahnsinniger Namens Heinrich Szlajewski war hier einen ganzen Monat hindurch in einem Keller eingesperrt. Vor einem halben Jahre schon war er wahnsinnig geworden, aber erst vor einem Monat ging der Irrsinn in Raserei über. Die Eltern des jungen Menschen wohnten im dritten Stock und fürchteten, daß er während eines Wahnsinnsanfalles durch's Fenster hinabspringen werde. Sie sperrten ihn deshalb im Keller ein, der nur ein kleines Fenster auf die Straße hinaus hat. Bei dem Wahnsinnigen saß da im Keller seine Mutter, welche ihn fortwährend bewachte, obwohl sie öfters während der Tobsuchtsanfälle von ihrem Sohne geschlagen wurde. Sie liebte ihn aber dermaßen, daß sie ihn auf keinen Fall in ein Sanatorium abgeben wollte. Erst in den letzten Tagen kam der Kreisarzt mit Polizei und führte den Szlajewski in ein Krankenhaus ab."

— Nur der vermag uns so recht zu kränken, der uns so recht zu ehren verstünde.

Aus der Heimath des Moselweins.

Von A. Trinius.

Fast an allen Quellen deutscher Ströme habe ich mir auf meinen langjährigen Wanderungen durch das deutsche Vaterland den Labetrunk geschöpft und bin an ihren Ufern hinabgezogen, schauend, sinnend und genießend. Und doch hat mich kaum einer so tief gefangen genommen, daß ich nicht mehr von ihm loskommen kann, als der grüne Moselstrom. Um ihn webt ein Zauber, den man nicht auskosten kann, dem sich auch das nüchternste Gemüth nicht zu entziehen vermag. Gewaltiger ist der Rhein, voll markiger Hoheit, hinreißendem Pathos. Seine Fluthen bergen den güldenen Schatz der Nibelungen; die Geschichte deutscher Kunst und Kultur ist mit ihm seit den Tagen der Weltherrschaft Roms verknüpft. Um seinen Besitz haben wir immer wieder gerungen; und daß er heute unser ist, das hat uns groß, frei und glücklich gemacht. Höher steigen seine zerklüfteten Schieferwände empor, denn an der Mosel; hehre Städte und Dome spiegeln sich in seinen majestätisch rauschenden Wellen.

Es muß wahrlich befremden, daß das Moselthal so lange deutschen Wandersleuten fremdes Land bleiben konnte. Erst jetzt, seitdem der Moselwein seinen Siegeszug über die ganze Erde angetreten hat, wächst auch der Strom der Pilger, welche andächtigen Herzens an den grünen Ufern des herrlichen Flusses entlang ziehen, bechernd, singend, mit jedem neuen Tage neue Schönheiten vor sich aufrollen sehend.

Moselzauber! Moselpoesie!

Ich habe sie begeistert und gläubig genossen, und wie oft ich auch zwischen Koblenz und Trier und drüber hinaus gewandert bin, in all die entzückenden Nebenthäler hineintauchend, hier zum Hundsrück emporklimmend, dort noch tief in die arme, öde und doch so stimmungsvolle schöne Eifel versenkend, von deren Kuppen und ausgestorbenen Kratern man bis zum Rhein und den Ardennen schauen kann, immer nahm ich erneut die alte, tiefe Sehnsucht nach diesem idyllischen, weinseligen, rosengeschmückten Thale mit heim!

„O Moselstrand, o selig Land!
Ihr grünen Berge, o Fluß und Thal,
Ich grüß' Euch von Herzen viel tausendmal!"

Wie schön, in den goldigen Tagen des Spätsommers hier entlangzuziehen! Die malerischen kleinen Städtchen mit ihren alterthümlichen Thoren, Mauern, Burghäusern und Kirchen wechseln mit in Obsthainen halb versteckten Weindörfern. Jach stürzen die Felswände nieder; hier schiebt sich eine Eichschälwaldung ein; dort klettern Rebterrassen an den der Sonne zugekehrten Klippen kühn bis zur äußersten Spitze empor. Wiesenausgepolsterte Quellthälchen schieben sich dazwischen; Wallfahrtskapellen, Burgen in reicher Fülle, Klosterruinen grüßen uns. Ueber den grünen Strom gleitet langsam ein Nachen dahin; Glockenton zittert durch die Luft; eine Prozession zieht singend am Ufer hin; süßer Duft von Obst und Wein umschwebt uns; freundliche Augen schauen uns an, und in dem Herzen jedes Moselaners — ist es ein gesegnetes Jahr — klingt noch ein Glöcklein freudig sich: Vinum bonum! Vinum bonum!

Und welch eine Lust, zur Frühlingszeit hier zu wandern. Das ganze Thal liegt dann wie in Rosen gebettet. Sinnschwüler Duft umweht uns. Ein Leuchten, Zittern, Blühen und Drängen ringsum, der Erde Hochzeitsfest jauchzend zu verkünden. Wer in diesen Tagen längs der Mosel entlang zieht, der vergißt die Heimath in der Ferne. Der erfährt's am eigenen Herzen, welch ein wundersamer Zauber dieses Thal umschwebt.

Schon die Römer haben dies so stark empfunden, daß sie sich hier niederließen. Trier ward das zweite Rom auf deutscher Erde, und längs des grünen Geländes wuchsen Paläste, Städte, Thermen, lachende Prachtgärten empor. Die heißen Quellen der Eifel, der warme, fast italienische Hauch und die Fruchtbarkeit des Thales erinnerten die verwöhnten und verweichlichten Römer an die ferne Heimath, und so blieben sie, bis das wuchtige Vorwärtsdringen deutscher Völker sie zur Flucht trieb. Ein Römer ist es gewesen, Decimus Magnus Ausonius, welcher bereits 370 n. Chr. das erste Gedicht zum Preise der Mosel schuf, ein Werk, das just in unseren Tagen wieder zu Ehren kam. Und 200 Jahre später war es Fortunatus, der Bischof von Poitiers, welcher abermals in lateinischer Sprache die Leyer zum Preise der lieblichen Mosella schlug.

Seitdem hat es an Sängern nicht mehr gefehlt, den Ruhm und die Schönheit der Mosel, ihrer Landschaft, ihrer Weine zu verkünden. Der große und fast grausame Sängerkrieg, welcher im Jahre des Heils 1898 entbrannte, zum Zweck das Lob des Moselweines würdig zu besingen, hat ja bewiesen, wie tief bereits die Liebe des Deutschen für dieses Thal im Herzen sitzt.

In dem fröhlichen Weinstädtchen Trarbach war der Kampf entfacht worden, ein Wettstreit, der weit über 2000 Lieder zeitigte, aber unter den gekrönten nicht ein einziges volksthümliches dem Mosellande schenkte. Seitdem ist der Name des Städtchens Trarbach mehr denn je hinaus in die Welt gegangen.

Freilich darf man Trarbach nicht ohne Traben nennen. Denn diese schmucken, wohlhabenden Weinstädtchen — sie zählen mit zu den sieben protestantischen Orten längs der Mosel — sind immer getreue Nachbarskinder gewesen. — Nur der grüne Strom trennt sie von einander. Seit Jahrhunderten schauen sie sich mit ihren Fenstern an, und die Freundschaft wob manch festes Band hinüber und herüber. Noch vermittelt eine fliegende Fähre den Verkehr, welche aber in absehbarer Zeit durch eine stilvolle, feste Brücke abgelöst werden wird.

An der Spitze einer jener zahlreichen und merkwürdigen Schleifen, welche die Mosel bildet, indem sie nach oft 4- bis 5stündigem Lauf fast auf dieselbe Stelle, nur durch einen schmalen Bergrücken getrennt, zurückkehrt, da baut sich am linken Ufer Traben auf. Der furchtbare Brand am 1. November 1879 hat leider den alterthümlichen Charakter des Städtchens fast ganz verwischt und ausgetilgt. Längs des Strandes ziehen sich unter alten Nußbäumen inmitten herrlicher Parkanlagen die Paläste der Weingewaltigen entlang. Auch das alte Rathhaus ging in Flammen auf. Daß wir uns aber mitten im Weinlande befinden, das predigt uns sogar die Kirche. Ihre Gewölbe schmücken Weinlaub, dazwischen ist der beherzigenswerthe Spruch zu lesen: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben."

Hoch auf dem kahlen Bergrücken oberhalb Traben findet man die Spuren einer gewaltigen Befestigung. Der Sonnenkönig Ludwig XIV. von Frankreich war es, welcher hier die starke Festung Montroyal 1686 anlegen ließ, um von hier aus das Moselgebiet wie den Westen Deutschlands zu gewinnen. Elf Jahre mußten da oben 8000 Bewohner der Mosel, Eifel und des Hundsrück Frohndienste thun, um dieses Wunderwerk zu schaffen. Da kam 1697 der Friede von Ryswyk und machte aller erträumten Herrlichkeit ein Ende.

Auch Trarbach, das sich am Ausgange des hochromantischen Rautenbachthales aufbaut, macht einen völlig modernen Eindruck, im Gegensatz zu dem alterthümlichen Charakter, den die Moselstädtchen fast noch alle zeigen. Auch hier räumte das fressende Element auf mit allem, was noch an die Vergangenheit erinnerte. Auf halber Höhe oberhalb Trarbach erheben sich die äußerst malerischen Ruinen der Gräfinburg, noch höher, den Rücken des Bergzuges krönend, ragte einst die stolze Starkenburg empor, auf der ehedem die mächtigen Grafen von Sponheim-Starkenburg Hof hielten. Eine kluge und thatkräftige Frau muß die Wittwe einer dieser Herren gewesen sein, die Gräfin Laurette, eine geborene Gräfin von Salm. Eine ganz reizende Geschichte von ihr hat uns die Ueberlieferung aufbewahrt.

Das war im Jahre 1327. Die genannte Gräfin lag bereits längere Zeit mit dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier, Balduin, in Fehde, dem genialsten Fürsten, welcher je den erzbischöflichen Stuhl daselbst geziert hat. Stillstand, Friede war angesagt worden. Vertrauend darauf schwamm nun an einem stillen Sommertage Balduin mit nur wenig Gefolge in einem Nachen die Mosel hinab. In der Nähe der Starkenburg hemmt eine über den Strom gezogene Eisenkette die Weiterfahrt. Aus dem Ufergebüsch dringen Kähne mit Bewaffneten hervor und nehmen den Kirchenfürsten gefangen. Man führt ihn hinauf und hält ihn wohl verwahrt. Der Papst, empört über diese Frevelthat, schleudert den Bannstrahl gegen das kühne Weib. Doch bald muß er ihn wieder aufheben — auf eigenes Ansuchen des Kurfürsten. Die Schönheit und Charakterstärke hatte den Erzbischof völlig entwaffnet. Er soll dann noch längere Zeit droben ganz angenehm geweilt haben, und als er schied, geschah es gegen ein Lösegeld von 11,000 Pfund Silber, mit welchen Mitteln dann der Sohn Laurettes späterhin die Gräfinburg erbaute.

Traben-Trarbach ist einer der Hauptsitze des Weinhandels an der Mosel, welche heute ja das überhaupt größte Weingebiet Deutschlands darstellt. Hier und in der Umgebung beginnen die klangvollsten Kreszenzen der Mittelmosel, bei deren Namen und Erinnern der „geprüfte" Zecher andächtig den Hut zieht. Wer von hier aus über Josephhof, Graach, Wehlen, Curs, Berncastel, Mühlheim, am Brauneberg hin gen Pisport wallfahrtet, bechernd und singend, dem ist der Himmel zur Erde gestiegen.

Kürzer ist der Weg zwar über das Bergland hinüber nach Berncastel, landschaftlich wohl die erste Perle des Moselthales.

Im Jahre 1891, als Berncastel sein 600-jähriges Stadtjubiläum feierte, und dann zur Zentenarfeier Kaiser Wilhelms I. floß aus dem schönen steinernen Marktbrunnen eitel goldener Wein. Wer da bei dem neidenswerthen Bürgermeister, dem Besitzer des „Berncasteler Doktor", als Freund anklopfen darf, wird im Keller wie droben im altdeutschen Gemach Trinkerfreuden voll Wonne genießen.

Oberhalb Berncastel, unter der bewaldeten Kuppe des Olymp, erhebt sich Burg Landshut, ein kaiserlicher Besitz. Von da oben schaut man hinüber auf das reiche Chur, auf den glänzenden Strom und die Kuppe der stillen Eifel. Hier oben, Herz und Becher voll, trinkt es sich gar gut auf das Wohl des deutschen Vaterlandes, auf die Schönheit und den Weinsegen des grünen Moselthales.

Die Ernährung der Topfgewächse.

Bei der Topfkultur beruht die Auswahl der verschiedenen Bodenarten auf deren physikalischer Beschaffenheit, auf deren Vermögen, Wasser zurückzuhalten, Nährstoffe zu absorbiren und dabei dem Durchlüftungsbedürfniß der Wurzel Rechnung zu tragen. Betreffs der letzteren verhalten sich unsere Kulturgewächse ungemein verschieden. Insoweit die Entwickelung der Gewächse vom Boden abhängt, sagt Professor Dr. Sorauer in seiner „Popul. Pflanzenphysiologie für Gärtner": Nicht der Gesammtnährstoffgehalt der Erden bestimmt den Grad des Gedeihens der Topfgewächse, sondern der Konzentrationsgrad der im Boden befindlichen Nährlösung und die Intensität der Durchlüftung.

Diese Erfahrung läßt uns absehen von dem namentlich bei Anfängern üblichen Suchen nach kräftigen Erden. Die „Kraft", d. h. das Nährstoffquantum können wir mit Leichtigkeit in jeden Blumentopf hineintragen, nicht aber die für die Wurzeln nothwendige physikalische Beschaffenheit, welche die passende Durchlüftung vermittelt, also die nöthige Sauerstoffzufuhr liefert. Nun haben wir aber leider noch keine wissenschaftlichen Arbeiten über die präzisen Ansprüche der verschiedenen Kulturpflanzen an die Bodendurchlüftung, und wir sind vorläufig gezwungen, auf die praktische Erfahrung zurückzugreifen. Dieselbe lehrt uns, daß eine Pflanzenwurzel kaum jemals zu viel Luftzufuhr erhalten kann, wohl aber oftmals zu wenig. Abgesehen von den Pflanzen mit Luftwurzeln, dürfen wir nur die bloßgelegten Baumwurzeln an Felswänden, Gemäuern und Straßen in Betracht ziehen und in den Warmhäusern die Gewohnheit vieler Gewächse beobachten, mit den feinen Wurzelästen der Schwerkraft entgegen aus der Erde in die Luft, zum Topfrande herauszuwachsen. Alle Pflanzen wachsen in Moos oder Sand, wenn wir die Nachtheile dieser Medien durch reichliches Gießen mit nährstoffhaltigem Wasser ausgleichen. Sobald wir imstande sind, das Bedürfniß der Wurzel an Wasser und Nährstoffen genügend zu befriedigen, können wir Glasperlen oder Quarzstücke an Stelle des Bodens wählen. Wenn wir durch rechtzeitiges Wechseln der Nährlösung für erneute Sauerstoffzufuhr sorgen, können wir selbst die Pflanzen jahraus, jahrein im Wasser kultiviren.

Diese durch zahlreiche Versuche festgestellte Thatsache zeigt uns, wie wenig wir bei der Topfkultur an spezifische Erdarten gebunden sind, wenn wir nur für die nöthige Durchlüftung sorgen. Es empfiehlt sich, falls wir nicht bereits aus Erfahrung wissen, daß eine Pflanzenspezies einen schweren Boden verträgt, stets leichte Bodenarten zu wählen. Zu diesen letzteren gehört in erster Linie die Haideerde, dann folgen die humusreicheren Lauberden, Mistbeeterde, schließlich Lehm und Thon.

Abgesehen von der Kostspieligkeit des Verfahrens, die Haideerde überall anzuwenden, hat dieselbe auch anderweitig ihre Nachtheile durch das geringe Absorptionsvermögen für Nährstoffe, und ihre Neigung, schnell auszutrocknen. Bei Massenkulturen ersetzt man daher die Haide-Erde durch Lauberde, die obige Nachtheile in geringem Maße besitzt, aber im reinen Zustande der Gefahr des starken Austrocknens auch noch sehr ausgesetzt ist. Daher verwendet man diese durch Verwesung von Laub und dünnen Zweigen entstandene Erde nicht im reinen Zustande, sondern mischt, je nach Bedürfniß, Mistbeeterde (also verwesten thierischen Dünger) und Lehm bei.

In dem Augenblicke, wo wir eine starke und für die Dauer erhaltbare Durchlüftbarkeit des Bodens als eines der hauptsächlichsten Erfordernisse der Topfkultur anerkannt haben, ist auch die noch vielfach ventilirte Streitfrage entschieden, ob gesiebte oder ungesiebte Erden zu verwenden sind. Durch das Sieben bringen wir nur feine Bodenpartikelchen zur Verwendung; damit verringern wir die Größe der Bodenzwischenräume, erhöhen die wasserhaltende Kraft, begünstigen das Verschlemmen und Abschließen der Wurzeln vom atmosphärischen Sauerstoff. Diesen Gefahren steht gar kein Vortheil gegenüber; denn der Einwand, daß in einer dichtliegenden, feinen Erde mehr Nährstoffkapital den Wurzeln geboten wird als da, wo zwischen größeren Stücken sich sehr große Lücken befinden, ist schon darum hinfällig, weil wir durch einen einzigen Dungguß viel mehr lösliche Nahrungsstoffe den Wurzeln zuführen, als in der etwa wirklich fehlenden Erdmenge geliefert werden könnte. Man verwende daher bei allen Kulturen ungesiebte Erden.

Wir haben aber oben gesagt, daß auch ein zweiter Punkt, gegen den gerade jetzt sehr viel gesündigt wird, bei der Topfkultur die höchste Beachtung verdient, und dies ist die richtige Beurtheilung der Konzentration der Nährstofflösung, welche einer Pflanzenwurzel im Boden geboten wird. Das Wasser, das sich in den Bodenräumen aufhält, ist beladen mit mehr oder weniger Nährstoffen, die es auf seinem Wege zur Pflanzenwurzel aufgelöst hat; es ist also eine Nährlösung. Je nach dem Vorrath, der sich im Boden vorfindet, wird die Lösung mit dem einen Nährstoff stark beladen sein, mit einem andern wenig, d. h. sie wird eine verschiedene Konzentration haben. Jede Pflanzenwurzel beansprucht aber für die günstigste Entwickelung ihrer oberirdischen Theile eine ganz bestimmte Sättigung der Bodenlösung; sie geht nicht zu Grunde, wenn sie diese günstigste Konzentration im Boden nicht vorfindet; aber sie wächst nicht so gut, wie sie unter sonst gleichen Umständen bei entsprechender Nährlösung wachsen könnte.

Wenn der Fehler in der Bodenlösung darin besteht, daß sie zu verdünnt ist, so weiß sich die Pflanze zu helfen; die Wurzel nimmt sehr große Quantitäten auf und gibt das überschüssige Wasser durch verstärkte Verdunstung wieder von sich, die gelösten Nährstoffe aber zurückbehaltend. Der Habitus solcher Pflanzen verräth einigermaßen die Art der Ernährung, indem sich ein etwas helles, großes, flach ausgebreitetes, dünnes Laub bildet, aber irgend eine Erkrankung wird nicht bemerkbar. Bedenklicher wird aber der Sachverhalt, wenn der Pflanzenwurzel durch rasche Wiederholung der Dunggüsse eine zu hoch konzentrirte Bodenlösung im Topfe geboten wird. Das Wachsthum der oberirdischen Theile bleibt dann merklich zurück, die Stengelglieder werden kürzer, die Blätter bisweilen durch Verkürzung der Rippen unregelmäßig kraus, mannigfach verbogen, stellenweis braunfleckig und vorzeitig abfallend. Die Wurzeln selbst werden kurz, dick und verbogen, ihre neu entstehenden Wurzelhaare werden knorrig verkürzt, schnell sich bräunend und faulend. In der Regel werden diese Erscheinungen auf andere Ursachen zurückgeführt, weil die Züchter nicht glauben wollen, daß man Pflanzen auch leicht überfüttern kann. Diese Ueberfütterungserscheinungen durch zu reichliche Düngung nehmen in der Jetztzeit zu, und wir werden vielen Verlusten entgehen, wenn wir mäßiger im Düngen der Topfgewächse sind.

Wenn wir einen Anhalt betreffs der Ansprüche an die Konzentration der Bodenlösung im Habitus der Pflanze suchen, so können wir als Richtschnur annehmen, daß Pflanzen mit lederartigem Laube mit derben, schmalen Blättern und hartem Holze schwächere Konzentration beanspruchen, als solche mit krautartigen, großer Ausdehnung besitzenden Blattflächen. Auch kommt es darauf an, in welcher Phase der Entwickelung eine Pflanze gedüngt wird; in der Periode der Laubentwickelung vertragen alle Pflanzen die relativ höchsten Nährstoffgaben.

Wenn Topfgewächse durch Ueberdüngung gelitten haben, so ist vor allen Dingen der Wurzelballen zu untersuchen, ob die Wurzeln bereits gefault sind. Ist dies nicht der Fall, dann lockere man einfach die Topfoberfläche, wasche die Töpfe, um sie möglichst porös zu erhalten, und lasse mit dem Gießen nach, damit die Luft möglichst reichlich und oft in den Wurzelballen einzudringen vermag. Wenn die Pflanzen Wasser erhalten müssen, gieße man so stark, daß das Wasser aus dem Abzugsloche des Topfes herausläuft. Zur Anwendung gelange nur reines Wasser, die Töpfe bleiben auf ihrem bisherigen Standort. Erweist sich dagegen der Wurzelkörper bereits von der Fäulniß stark angegriffen, so muß man zur Verpflanzung schreiten. Nach Entfernung der fauligen Theile gebe man lockere Erde, kleine Töpfe, mäßige Bodenwärme, geschlossene Luft, vermehrte Beschattung, verringerte Bewässerung. Hat man Bodenwärme nicht zur Verfügung, so bringe man die Pflanzen an einen vor jeder Mittagssonne vollkommen geschützten Ort, bespritze in der heißen Zeit den oberirdischen Theil mehrfach, aber beschränke das Begießen der Wurzeln auf das allernothwendigste Maß. Die Pflanze muß möglichst Ruhe haben, bis man an der Entwickelung neuer Blätter die wiedererwachende Thätigkeit merkt. Alsdann ist es Zeit, den Patienten an einen helleren Standort zu bringen und die Wassergaben für die Wurzeln allmählig zu steigern. Die Wirksamkeit dieser Behandlung wurde vielfach erprobt.

Die neue Aera in Japan.

Am 1. Juli hört in Japan die Ex-Territorial-Gerichtsbarkeit der zivilisirten Mächte auf, und alle Angehörigen der letzteren werden von da an dem japanischen Gesetz und der japanischen Gerichtsbarkeit unterworfen sein. Damit beginnt für Japan eine neue Aera; es tritt sozusagen in die Reihe der selbstständigen Kulturmächte ein.

Damit haben die Fremden das Recht erworben, im ganzen Lande Handel zu treiben, während sie früher auf gewisse Orte beschränkt waren. Dagegen ist ihnen das in früheren Verträgen gewährte Recht, Land zu erwerben, wieder genommen worden. In den Verträgen, durch welche die Mächte sich der Ex-Territorial-Gerichtsbarkeit begeben (die Ver. Staaten und England 1894, Frankreich, Italien, Rußland und Belgien 1895, Deutschland, die Schweiz, Schweden und Norwegen 1896) ist den Fremden nur das Recht zugestanden, Land sowie Wohnhäuser zu gewerblichen Zwecken zu miethen. Und da Miethsverträge in Japan nicht auf länger als 20 Jahre abgeschlossen werden können, so würde das für Ausländer, welche in Japan Fabriken errichten wollen, ein großes Hinderniß sein, gäbe es nicht dort noch ein „Oberflächen-Recht", welches ermächtigt, den Boden eines Anderen zur Errichtung von Gebäuden und Anpflanzung von Bäumen zu benutzen, und das einer zeitlichen Beschränkung nicht unterliegt. Man kann dieses Benutzungsrecht auf hundert Jahre und mehr erwerben.

Außerdem steht Fremden, welche in Japan Land erwerben wollen, noch eine andere Hinterthür offen. Den Fremden nämlich ist vertragsmäßig das Recht gesichert, Erwerbsgenossenschaften zu bilden. Solche aber haben die Rechte einer juristischen Persönlichkeit, einerlei, wer ihre individuellen Theilnehmer sind, und juristische Persönlichkeiten haben das Recht, Land zu erwerben.

Bekanntlich haben sich die europäischen Mächte gesträubt, ehe sie in das Aufgehen der Sondergerichtsbarkeit willigten, weil sie fürchteten, ihre Unterthanen würden in den japanischen Gerichten benachtheiligt werden. Doch hat die japanische Regierung das Möglichste gethan, um jedes Mißtrauen zu beseitigen.

Seit Abschluß der Verträge wurden das Zivilprozeßverfahren und das Strafrecht nach deutschem, französischem und englischem Muster gänzlich umgeschaffen, die Folter wurde beseitigt, die persönliche Freiheit, die Sicherheit des Erwerbs und Besitzes wurden gewährleistet, das alte Preßgesetz, welches die Presse ganz der Willkür der Beamten preisgab, vor zwei Jahren in sehr freiheitlichem Sinne abgeändert u. s. w. Auch hat die Regierung versprochen, neue Gefängnisse mit abendländischen Einrichtungen zu bauen — die japanischen Gefängnisse sind nämlich Sache der Gemeinden und für einen Europäer ein unerträglicher Aufenthalt — und bis dahin für Europäer nur die gegenwärtigen Konsulats-Gefängnisse zu benutzen.

Wie nun die Sache ablaufen wird, muß abgewartet werden. Ganz ohne Schwierigkeiten wird die große Umwälzung wohl nicht abgehen und an Reibungen zwischen den Fremden und den japanischen Behörden wird es wohl nicht fehlen. Aber daß Japan's Regierung sicher den besten Willen zeigen wird, den Ausländern gerecht zu werden und einen Zweifel an der Berechtigung des Ausspruches, eine zivilisirte Regierung zu sein, nicht aufkommen zu lassen, dessen darf man sich wohl versichert halten. (W.)

Leset die „Sonntagpost".

Die Frau von Feldbach.

(Von Kurd Laßwitz.)

Ungeduldig ging er auf dem weichen Teppich hin und her. Sie brauchte lange zu ihrer Toilette. Sonst hatte sie ihm schon vom Fenster aus freundlich zugenickt. Wie war sie ihm entgegengeeilt mit dem süßen Lächeln auf den vollen Lippen, wie zärtlich durfte er die geliebte Braut an sich ziehen. Wie glücklich war er in diesen Räumen gewesen! Und nun ließ sie ihn warten. Und wenn sie kam, so waren sie nicht allein; sie hatte ja diesen ewigen Besuch bei sich. Wollte sie es vermeiden, sich auszusprechen?

Endlich öffnete sich die Thür. Anna trat herein, in Hut und Handschuhen.

Sie reichte ihm die Hand, die dunkeln Augen sahen ihn kaum an. Für seinen warmen Gruß hatte sie nur ein flüchtiges Lächeln. Seine Züge verfinsterten sich. Er verbeugte sich steif vor der Kousine, die Anna auf dem Fuße folgte.

Willst du nicht Platz nehmen? sagte Anna. Sie setzte sich auf einen Stuhl, wie jemand, der bald wieder aufzustehen gedenkt. Bernhard blieb stehen.

Ich höre und sehe, sagte er, du willst ausgehen. Kann ich dich begleiten?

Warum nicht? Bis zu Herburgs, wir müssen endlich den Besuch machen.

Grade jetzt?

Sie zuckte die Achseln.

Ich hätte dir allerlei mitzutheilen, wozu ich immer nicht kommen konnte.

Wir haben uns doch gesprochen. Was ist es?

Ja, das läßt sich nicht so in jedem Augenblick sagen. Es sind ....

Er stockte. Die Kousine verließ das Zimmer.

Du bist unfreundlich zu ihr, sagte Anna.

Gewiß nicht, aber du kannst dir doch denken, daß ich dich auch einmal für mich haben möchte. Anna, ich bitte dich, sieh mich an — bist du nicht mehr meine geliebte Anna?

Er ergriff ihre Hand und versuchte sie an sich zu ziehen. Sie duldete seinen Kuß und schwieg.

Was ist denn geschehen? Warum bist du so stumm geworden?

Du bist auch anders als früher, sagte sie endlich.

Ich — er wurde ein wenig verlegen — ich wüßte nicht, ich kann dir versichern, an meiner Gesinnung hat sich nichts geändert. Wir verstehen uns nur schwerer, weil wir uns nicht aussprechen.

Er sah sie flehend an. Einen Augenblick zuckte das alte liebenswürdige Sonnenlächeln über ihr Gesicht.

Früher, begann sie, erzähltest du mir immer von deinen Arbeiten. Das war so hübsch. Du sagtest, was du vorhattest, wie weit du gekommen warst ...

Das thue ich doch auch jetzt.

Nicht von allem. Du bist nicht offen.

Er trat unwillig zurück. Der Vorwurf ist ungerecht, sagte er herb. Erstens kann man nicht alles vor dritten Personen darlegen. Und dann, es kann doch auch einmal Dinge geben, über die man vorläufig überhaupt nicht reden kann.

Das scheint so! unterbrach sie ihn scharf. Ihre Züge nahmen einen finstern Ausdruck an. Er mochte sie nicht so sehen, er wandte sich ab.

Warum kannst du nicht darüber reden? fragte sie plötzlich.

Es handelt sich um einen Versuch, woran ich nicht allein betheiligt bin und der möglicherweise ganz mißlingen könnte. Aber ich bin jetzt so gut wie fertig, und in wenigen Tagen sollst du alles erfahren.

Sie wandte den Kopf mit einer abweisenden Bewegung. Doch dann, nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, sagte sie: Und wenn ich es schon wüßte? Ich will es dir sagen. Es handelt sich um eine Frauenbüste.

Er lächelte. Nun gut, vielleicht ..

Nicht vielleicht, gewiß!

Aber, Aennchen, ich glaube gar, du bist eifersüchtig.

Ich? Dazu bin ich zu stolz. Eifersüchtig höchstens, daß du mich von deinem Schaffen ausschließest. Warum thust du so geheimnißvoll mir gegenüber?

Ich hätte vielleicht gegen dich weniger zurückhaltend sein sollen. Da ich aber schwieg, so mußt du mir doch auch das Vertrauen schenken, daß ich kein Unrecht gegen dich begehe.

Vertrauen hatte ich gewiß zu dir; aber wenn ich von andern hören muß, du modellirst eine gewisse Frau von Feldbach —

Wie kommst du zu diesem Namen?

Siehst du, du fühlst dich getroffen. Andere erzählen es, und ich höre nichts von dir, und ich sitze hier einsam und denke, warum verschweigt er mir, was ihn beschäftigt, warum weiß ich nicht, was in ihm vorgeht. Sollen mir da nicht Gedanken kommen —

Sie blickte beiseite, denn sie fühlte, wie sich Thränen in ihre Augen drängten.

Aber Kind, diese sogenannte Frau vn Feldbach . .. .

Also doch!

Ich sage dir, das ist eine steinalte Dame.

Man hat mir erzählt, es ist eine junge, schöne Frau —

Ja, gewesen! Er lachte wieder.

Meinetwegen kannst du so viel schöne Frauen modelliren wie du willst, das ist dein Beruf. Aber was mich kränkt, weil es mich herabsetzt, das ist diese Heimlichkeit, diese — Flucht vor meiner Antheilnahme. Und nun, daß du dich noch lustig machst, mir Geschichten aufbinden willst. ..

Anna, ich kenne dich nicht wieder! Diese Frau von Feldbach ist ja schon vor viertausend Jahren erschlagen worden, und diese Büste ...

Von Feldbach! Und diesen Namen soll es vor viertausend Jahren gegeben haben! Das hast du dir schlecht überlegt! Doch was rede ich überhaupt!

Empört stand sie auf.

Aber Feldbach ist ja nur der Ort, wo ...

Es ist genug, ich will nichts mehr hören.

Bernhard griff nach seinem Hute. Seine Hand zitterte. Dann wandte er sich noch einmal zu Anna.

Laß mich nicht so gehen, sagte er bittend. Ich werde dir alles aufklären, sobald du mich nur hören willst. Die Sache ist nur komisch. Aber daß du mir mißtrauen kannst, das ist nicht komisch. Du zerstörst das Bild, das ich von dir in meinem Herzen trage. Laß mich nicht so gehen, ich bitte dich! Du weißt nicht, wie viel du vernichtest.

Er wollte ihre Hand fassen, sie zog sie fort.

Anna, bat er noch einmal. Sie schwieg.

Die Frau — er wollte noch eine Erklärung geben. Da blickte er in ihr Gesicht. Es war wieder so verschlossen, starr, keine Regung, die zu ihm sprach: bleib hier, ich will dich hören, keine Antwort auf seine Bitte. O, dieser steinerne Zug, daß er ihn immer sehen mußte in dem holden, ach, sonst so liebevollen Antlitz! Auch er konnte nicht sprechen.

Anna wandte sich zur Thür. Wo bleibst Du denn, Emma? rief sie.

Er ging.

Mit bitteren Gefühlen trat Bernhard in seine Wohnung, nachdem er wohl eine Stunde lang auf einsamen Wegen umhergelaufen war. Unaufhörlich beschäftigten sich seine Gedanken mit seiner Braut. Er dachte daran, ihr zu schreiben. Die Aufklärung war ja leicht zu geben. In der Nähe von Feldbach, am grünen Ufer des Züricher Sees, bei den Resten alter Pfahlbauten, hatte man einen vorzüglich erhaltenen Schädel gefunden. Einst gehörte er einer jungen, kräftigen Frau an, einer Bewohnerin des Pfahldorfes aus jener weit zurückliegenden Zeit, die man die Steinzeit nennt, weil damals in dieser Gegend der Gebrauch der Metalle noch nicht bekannt war. Welchem Volke waren jene Bewohner zuzurechnen, wie mochten sie ausgesehen haben? Die Gelehrten wußten es nicht. Die Schädelformen kannte man wohl, aber sie gaben keine rechte Anschauung von dem physiognomischen Typus. Da machte Professor Klöpping den Vorschlag, die fehlenden Weichtheile des Schädels durch eine künstliche Rekonstruktion zu ersetzen . Man darf annehmen, daß sich die durchschnittliche Stärke der Weichtheile über den Knochen bei einem bestimmten Rassentypus auch im Verlaufe der Jahrtausende nicht ändert, wenn man nur Individuen desselben Alters, Geschlechts und Ernährungszustandes in Betracht zieht. Wie stark diese Weichtheile sind, ließ sich durch zahlreiche Messungen feststellen. Hier war ein in dem weichen Schlammbett des Sees ausgezeichnet erhaltener Schädel einer jungen, wohlgebildeten Frau. Man formte ihn in Gip sab, man trug sorgfältig die Dicke der einzelnen Theile darauf auf. Nun entstand die Aufgabe, diese rohen Umrisse zu einem Gesammtbilde eines weiblichen Kopfes unter genauer Wahrung der einzelnen Angaben zu vereinigen. Das war eine künstlerische Aufgabe, schwierig und von hohem Interesse. Klöpping wandte sich an seinen Freund, den Bildhauer Bernhard. Dieser sagte zu. Der Schädel hatte, wie bei dergleichen Funden üblich, den Namen der „Frau von Feldbach“ erhalten.

Bernhard hatte sich mit Eifer in das Problem hineingedacht. Ein bestimmter Typus war gegeben, gewissermaßen ein Mittelwerth aus einer ganzen Anzahl von Frauenköpfen, denen ein und dieselbe Schädelbildung zugrunde lag. Aber der Künstler kann nur die einzelne Persönlichkeit darstellen. Aus seiner Erfahrung, seiner Phantasie und aus seinem künstlerischen Blick mußte er jenem Schema individuelles Leben einhauchen. Und er kann den Menschen nur in einer bestimmten Situation, in einer Stimmung, mit einem eigenartigen Ausdrucke, darstellen, den dieser nicht immer in gleicher Weise hat, und der doch charakteristisch sein muß für den Darzustellenden. Dann erst war das wissenschaftliche Schema zu einer Anschauung geworden, aus der nun der Forscher wieder den Typus des Volksstammes entnehmen mußte. Und seltsam, diese ganze Gestalt des Kopfes, die breite Stirn, der Schwung der Augenbrauen, die vollen Lippen und das kräftige und doch schön geformte Kinn, alles, was die Rekonstruktion ergab, erinnerte in seinen Formen deutlich an seine Braut. Mit um so größerer Hingabe arbeitete Bernhard an seinem Werke. Und ebenso war es natürlich, daß die Züge des Gesichts immer mehr denen Annas ähnlicher wurden. In der Gestaltung von Ohr, Nase, Auge, im Ansatz des Haares war der Künstler allein auf seine Phantasie angewiesen. Hier konnte er ganz dem Gedanken an die Geliebte nachgeben. Dennoch war er in andern Beziehungen an seine Vorlage gebunden. Und so bekam der Kopf einen Ausdruck, der ihn eigenthümlich berührte, der ihn bald anheimelte, bald befremdete, an dem er doch nichts ändern konnte; so war er ihm unbewußt, durch einen geheimnißvollen Zwang, aus dem bildsamen Stoffe herausgewachsen. Das war seine Anna, und sie war es doch nicht. Es war etwas Trotziges, fast Hartes, bis ans Grausame streifende in diesen Zügen, und doch wieder so viel Liebliches und Entzückendes. Eine Anna aus einer Zeit, da der rauhe Kampf ums Dasein dem Antlitz verschlossenen Trotz aufdrückte, da die Liebe zur Menschheit wilden Stolz und Unbarmherzigkeit nicht milderte und der Mangel an Fähigkeit, sich mitzutheilen, das Gefühl in sich selbst zurückdrängte.

Diesen Zug der Pfahlbaubewohnerin aus der Steinzeit hatte er niemals an seiner Braut bemerkt, deren süßes Lächeln, deren in Liebe leuchtende Augen ihm nichts anderes zeigten, als was auch ihm die Seele erfüllte. Doch in den letzten Wochen, wenn sie so kühl ihn empfing, war es ihm nicht selten, daß ihn die Züge der Frau von Feldbach mit ihrer antiken Starrheit aus Anna anzusehen schienen. Aber das war ja wohl nur die Vermischung seines Werkes mit dem lebenden Menschen vor ihm. Heute jedoch — heute, das war dieser trotzige, feindselige Blick gewesen, der ihn zum Verstummen gebracht hätte. Das war keine Täuschung mehr, sichtbar hatten sich ihre Züge versteinert; so hätte die Frau von Feldbach ausgesehen, wenn jemand der Erzürnten das unverständliche Wort gesagt hätte: „Liebe deine Feinde!“ So fremd war diesem Antlitz das Gefühl, daß Gerechtigkeit verstehen will und Liebe sich ausspricht.

Und darum konnte er ihr nicht schreiben. Jetzt, da er wieder vor der Büste stand, schien es ihm ganz deutlich. Die Aufklärung des Mißverständnisses war leicht. Aber das wars ja nicht, was sie trennte, was ihn so erregte. Daß sie ihm überhaupt so begegnen konnte! Mochte sie eifersüchtig sein, mochte sie glauben Grund zu haben, ihm zu zürnen, so durfte sie es nicht zeigen. Warum hielt sie sich an diesen Besuch, der sie hinderte, sich frei in die Augen und Herzen zu sehen? Fühlte sie nicht, wie dieser Zwang ihn bedrückte? Kann Liebe sich so verschließen?

Er wollte ruhig werden. Arbeiten? Lesen? Es ging nicht. Die Dämmerung brach herein. Gesellschaft aufsuchen? Er hatte keine Lust. Aber eine Zigarre! Das besänftigt die Nerven, das thut gut. Und nun aufs Sofa gestreckt und ganz nüchtern überlegt: wie soll es werden? Abwarten? Nachgeben? Brechen? Ach, er hatte sie doch so lieb! Wenn er daran dachte, wie sie ihre Thränen verbarg, sie, die Starke. War er denn selbst so schuldlos? Hatte er sie nicht gekränkt? Was hatte ihn abgehalten, sie in das Geheimniß zu ziehen, von dem im Kreise der Fachgenossen doch etwas durchgesickert sein mußte? Nur die äußern Umstände? Er wußte es selbst nicht, er konnte es nicht sagen, was ihm diese intime Schöpfung so werth machte als Geheimniß. Ein seltsamer Trieb, sie zu überraschen mit sich selbst; doch wie konnte er verlangen, daß sie diese dunkeln Seelenregungen lese, die ihm selbst unverständlich waren? Und der fremde Zug des Bildes, hatte er ihn nicht in unbewußtem Unrecht auf die Geliebte übertragen? War er nicht dadurch unfreundlicher gegen sie geworden? Und sie — gekränkter Stolz schweigt.

Es war dunkel geworden im Zimmer. Die Zigarre war ausgegangen. In ungewissem, bleichem Lichte schimmerte die Büste der Frau von Feldbach herüber. Nicht starr, tieftraurig erschienen ihm jetzt die Züge. Er schloß die Augen. Was mag sich vor Jahrtausenden als Seele in dieser Hülle verborgen haben? so gingen seine Gedanken. Glücklich warst du wohl nicht. Konntest du glücklich machen? Warum stürztest du auf den Grund des Sees in der Blüthe der Jahre? Warum trägt dein Kopf die Spur des zerschmetternden Steinhammers? Ist deine Seele ruhelos zu wandern verdammt und ist sie etwa in meiner Anna zum Leben erwacht? Wer erschlug dich drunten im Pfahldorf in der Sturmnacht, als der Föhn von den Schneebergen herabstürzte? Schade, daß du nicht reden kannst... Wer stört mich da? Wer tritt unter dem Thürvorhang hervor?

Bernhard wollte aufspringen; seine Glieder versagten den Dienst. In einer unheimlichen Erwartung und doch eigentlich ohne Angstgefühl blickte er auf den seltsamen Gast, den er in der Dämmerung nur undeutlich erkennen konnte. Buschiges Haar, dunkle Augen unter trotziger Stirn, über den Lippen ein Schnurrbart, Gesicht und Brust mit Malerei bedeckt, so trat der Mann weiter ins Zimmer herein; ein Barbarenkrieger schien er, denn Waffen steckten in dem Gürtel, der das linnene Beinkleid hielt, und die Hand trug den Streithammer von Stein.

Seltsame Laute: welch eine Sprache? Und doch wußte Bernhard, was der Fremde sagte, eintönig, halb singenden Klanges.

Da ich noch lebte im Lichte der Tage, droben saß ich auf grünem Hügel, der Hirte der Heerde, und dachte deiner, die mir sich gelobt und Gabe genommen vom reichen Gute, das mir gehörte. Und hoch am Himmel ging die Sonne, und Wolken wogten um weiße Berge. Ich aber sang die alten Lieder und sang die neuen aus meiner Seele, wie mich gelehrt sie künstlich zu setzen der weise Druide, und dein gedacht ich. Und niederstieg ich zu deinem Stammbau. Stumm saß ich zur Seite dir, wenn du spinnend gewirbelt den steinernen Wirtel. Und ungern folgt ich zum Spiele der Wiese und stand von ferne. Spöttische Blicke trafen den Freier. Was treibt er droben beim Trotte der Heerden die Weiden hütend? Ihm kommen wohl Feen aus Höhen des Firns und Geister des Wildbachs, denen er aufspielt zum schwebenden Tanze, daß er trotzig verachtet den Reigen am See? Und wieder kehrt ich, zu dir zu reden, du aber wandtest die lichten Augen, und blonde Locken wehten von ferne, wehe dem Werber!

Schaudernd sah Bernhard, wie jetzt der Krieger sich der Büste zuwandte, wie er funkelnden Blickes ihr nähertrat. Doch das war ja nicht mehr die Büste: leuchtende Augen glänzten unter der Stirn, blondes Haar umwogte den Nacken, und im linnenen Gewand, Hals und Arme mit Ketten aufgereihter bunter Steinchen geschmückt, stand lebend und athmend das Mädchen, und ihre Lippen bewegten sich.

Was wußte die Maid von deinen Gedanken auf ferner Weide? Trug ihr der Wind Lieder herab zum spiegelnden See? Warum zur Rede der Schwatzenden schwiegst du? Warum nicht kamst du nach altem Brauche die harrende Braut im Kampfspiel zu holen? Verachtet und einsam ingrimmigen Grames saß ich im Hause. Wer bannte den Boten, den Bringer der Freude? Wer schickte den Schrecken zum friedlichen Dorf? Willkommen warf mich der schwirrende Hammer ins wirbelnde Wasser vom schwanken Einbaum, da der furchtbare Feind in neidischer Nacht die Stege gestürmt.

Die Stege gestürmt der furchtbare Feind? O grausame Götter! Kunde doch sandt' ich, es kämen die Nachbarn zur Nacht dich zu rauben, die Hochzeit zu rüsten! Doch scharfe Speere und giftige Pfeile pfiffen entgegen — der Fliehenden nach rannt ich mit Rufen. Dich wollt ich erfassen, du rissest dich los .. mich traf dein Vater mit schmetternder Keule ... zur Abwehr hob ich werfend den Hammer ... du stürztest dazwischen, ich sah dich sinken, ich sprang dir nach, und den Retter erschlug man. Ich selbst, Unseliger, fällte die Braut!

Du! — Ein gellender Schrei, langgezogen, markerschütternd klang es aus dem Munde des Mädchens, sie sank zurück, das Haupt erbleichte, die Züge wurden starr ...

Mit einer gewaltigen Anstrengung sprang Bernhard empor. Seine Glieder bebten. Hatte er selbst geschrieen? Da stand die Büste, matt durchs Dunkel schimmernd, ruhig wie immer. Der Krieger war verschwunden.

Bernhard drehte die Lampe an. Lebhaft athmend ging er im Zimmer auf und ab. Vor der Büste blieb er stehen. Er blickte sie lange an.

Nein, nein, du bist es nicht! Du sollst es nicht sein! Wie konntest du wissen, wo meine Seele weilte, und was wußte ich, wie ich die deine quälte?

Und sein Blick glitt hinüber zu dem Bilde des unsterblichen Meisters, aus dem die Augen der Madonna blickten. Wir sind nicht in der Steinzeit, wir leben nicht unter dem Trotz des Hammers, unser Zeichen sei Geduld und Liebe und das lebendige Wort — und wir haben ja sichere Boten.

Und er setzte sich an den Schreibtisch.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 2. Juli 1899.

(Für die „Sonntagpost.")

Ein geistiges Völkerbündniß.

Es ist etwa ein halbes Jahr her, daß in New York eine Zeitschrift gegründet wurde, welche den löblichen Zweck verfolgte, das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und den Ver. Staaten zu befestigen, Mißstände aufzuhellen, kurz, die beiden Länder einander näher zu bringen. Ein Riesen-Unternehmen und ein weitgestecktes Ziel — ich glaubte nicht so recht an die innere Nothwendigkeit und an den Erfolg dieser Propoganda. Denn ein gutes Einvernehmen läßt sich nur durch Verständniß der beiderseitigen Individualitäten erzielen, in diesem Falle der nationalen Eigenthümlikeiten; und dieses Verständniß muß auf beiden Seiten von innen heraus wachsen. Bei weitem sprechender als die in der „American-German Review" monatlich enthaltenen Artikel über die Harmonie zwischen Deutschen und Amerikanern scheinen mir andere Zeichen der Annäherung und des Verständnisses, die ich in Presse und Literatur bemerkte, und die sich erstaunlich schnell vermehren. Wer sie zu lesen versteht, der muß zu der Ueberzeugung kommen, daß sich zwischen den beiden Ländern ein geistiges Band zu knüpfen beginnt, welches eine tiefer gehende, internationale Bedeutung hat.

Daß der deutschen Sprache und Literatur in den amerikanischen Schulen immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist bekannt und ganz natürlich. Auf die Leistungen der Northwestern und der Chicagoer Universität auf diesem Gebiete brauche ich nicht erst hinzuweisen. Sie geben ungefähr einen Begriff von dem, was in allen höheren Lehranstalten des Landes, zum Beispiel auch in der Columbia Universität von New York angestrebt, wenn auch nicht immer erreicht wird. Es ist in unserer Periode der Statistik fast eine conditio sine qua non, Alles auf Zahlen zu reduziren, durch Zahlen zu beweisen. Aber ich behaupte, daß es auch nicht annähernd möglich ist, festzustellen, wie groß die Zahl Deutsch sprechender und Deutsch lesender Amerikaner ist. Mir selber sind völlig unprovozirt Briefe von amerikanischen Schriftstellern zugegangen, die nicht blos eine vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache, sondern auch eine überraschende Vertrautheit mit ihren Schriftthum verriethen. Das deutsche Theater in New York zählt nicht wenige Amerikaner zu seinen Besuchern, wie sich besonders beim Gastspiel der Sorma zeigte, und später der Kopaczy, und der finanzielle Erfolg des Nibelungenzyklus ist doch wohl den amerikanischen Subskribenten zuzuschreiben, denselben, die vor weniger als zehn Jahren gegen die deutsche Oper protestirten!

Aber auch auf dem Büchermarkt zeigt sich ein stetiges Wachsthum deutschen Einflusses. Amerikanische Verleger würden nicht jedes Jahr so und so viele neue deutsche Klassikerausgaben mit Anmerkungen und Erläuterungen herausgeben, wenn die Nachfrage nach solchen Büchern nicht eine so starke wäre. Dem Bedürfniß deutsch studirender Amerikaner kommen auch die Sammlungen deutscher Dichtungen und Sagen entgegen, von denen die im Holt'schen Verlag veröffentlichte Reproduktion der Gudrun-, Nibelungen, Parzival- und Tristan-Sagen, unter dem Titel „Aus deutschen Meisterwerken", wohl die neueste und beachtenswertheste Erscheinung sind. Allein auch das Interesse für die zeitgenössische Belletristik ist ein sehr reges, und beschränkt sich nicht etwa auf Unterhaltungsromane, die in englischer Uebersetzung schon längst eine beliebte „Waare" unternehmungslustiger Verleger bilden, wenn sie auch häufig, wie die amerikanisirten Bühnenstücke, Piratenbeute sind. So brachte die Vierteljahrsschrift „Poet Lore" in Boston im vergangenen Jahre eine Uebersetzung von Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe", und in ihrem neuesten Heft gar Sudermann's „Johannes." Ein New Yorker Verleger aber kündigt eine autorisirte illustrirte Ausgabe von Hauptmann's „Versunkener Glocke" an. Dies sind nur einige der beredtesten Zeichen, wie sich das gebildete Anglo-Amerikanerthum bemüht, sich geistig dem Deutschthum zu nähern.

Allein auch von der anderen Seite findet eine solche Annäherung statt. Die deutschländische Presse gibt Mittheilungen über das Amerikanerthum Raum, welche von den ehemals beliebten Karrikaturen amerikanischen Wesens wohlthuend abstechen. Ich erinnere mich eines Aufsatzes von Professor Hugo Münsterberg vom Harvard College, der zuerst in Maximilian Harden's „Zukunft" erschien und in verschiedenen anderen Zeitschriften zum Abdruck kam: „Die Yankees als Idealisten". Schon der Titel hätte vor einem halben Jahrzehnt Anstoß erregt und zu allerlei billigen Witzen Anlaß gegeben. Jetzt wurde der Artikel reproduzirt, in den meisten Fällen ohne Kommentar, und wo er von Randbemerkungen begleitet war, so waren dieselben durchaus sachgemäß und anständig. Bemerkenswerth ist auch die Aufmerksamkeit, welche die hervoragendsten Zeitschriften Deutschlands dem literarischen Leben Amerikas schenken. Allmonatliche Revuen der amerikanischen Zeitschriftenliteratur, halbjährliche und vierteljährliche Berichte über die Neuerscheinungen des amerikanischen Büchermarktes, beweisen, daß sie dieselben ihrer Beachtung würdig halten. Und auch auf dem deutschen Büchermarkt spielt Amerika keine unbeträchtliche Rolle. Die Reclam'sche Universalbibliothek bringt neben den amerikanischen Klassikern auch zeitgenössische Schriftsteller in Uebersetzung; in der Engelhorn'schen Romanbibliothek sind amerikanische Erzähler stark vertreten; und ein dritter Verlag, Robert Lutz in Stuttgart, bietet unter dem Titel: „Sternenbanner-Serie" eine Sammlung ausschließlich amerikanischer Novellistik. Freilich sind dies Geschäftsunternehmen; aber auch Werke, von denen man annehmen kann, daß mit ihnen kein Geschäft gemacht wird, und daß sie lediglich aus literarischem Interesse verdeutscht werden, werden dem deutschen Leserpublikum geboten. So erschien das Erstlingswerk Stephen Crane's: "Maggie, a Girl from the Street", jene Schwalbe, die den Sommer des amerikanischen Realismus ankündigte, seiner Zeit in einer deutschen Ausgabe, und kürzlich hat ein österreichischer Literat das Uebersetzungsrecht des Romans: "The Open Question", von Elizabeth Robins, erstanden, einer in England lebenden amerikanischen Schauspielerin und Schriftstellerin, die in dem Buche ein schwieriges psychologisches Problem behandeit und eine vortreffliche Charakteristik des höheren amerikanischen Mittelstands der alten Schule bietet.

Nun aber komme ich zu der interessantesten Beobachtung, welche ich in dieser Hinsicht gemacht habe. Der amerikanischeste unter den amerikanischen Dichtern, der litterarische „Self-Made Man" Walt Whitman, hat in Deutschland eine Gemeinde, die nicht nur nicht müde wird, ihn zu übersetzen und über ihn zu schreiben, sondern sogar beginnt, in seiner Weise zu schreiben. Das hätte sich selbst Freiligrath, der den Alten von Long Island vor nun über 31 Jahren in begeisterter Dithyrambe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" dem deutschen Publikum vorstellte, nicht träumen lassen, und er selbst, dieser Diogenes-Epiker, der seine Tage erst vor einigen Jahren in New Jersey beschloß, am allerwenigsten. Denn, wer den neuen Band Gedichte von Johannes Schlaf „Helldunkel" liest, und besonders die längeren „ungereimten" Dichtungen, die dem rhythmischen Wellenschlag des Meeres gleich dahinfluthen — wer wird nicht an Walt Whitmans Rhapsodien erinnert. Hier ein Beispiel, das mehrfach vervielfältigt werden könnte.

„Das Kinderland ! —

Eine Frage lacht in die Menschen: Was könnte wohl das Ziel all eurer Ziele, Bestrebungen und Absichten sein? Und was sind alle diese Ziele, Bestrebungen und Absichten? Worauf könnten wohl alle eure Kulturen noch abzielen?

Eifer, Rennen und Hasten der Zeit, Erfindungen und Fragen?

Prunken von Schlagwörtern, tönendes Gleißen und Prangen von Meinungen?

Forderungen an die Zukunft?

Gepränge von Wichtigthuereien von Künsten und Wissenschaften?

Gesetze und Institutionen? Die unerhörten Errungenschaften der Technik und menschlichen Betriebsamkeit — wessen könnten sie doch wohl ein Zeichen sein?

Hervor mit dem, was ist; blutiger Hader der Meinungen über ein kommendes und zu erwartendes Heil der Zukunft!

Ernst und Wichtigkeit öffentlicher Gebieter?

Ich lache und sage — Alles ist eins! — Und alles ist fertig und da!"

Das ist nicht nur Whitman'scher Geist, sondern es ist Whitman'sche Form — sogar in der Typographie. Wenn wir so weit gekommen sind, daß sich zwischen Deutschland und Amerika solche Beziehungen einstellen, brauchen wir wohl keine Harmonie-Organe.

A. E.

Franzischek.

Novellette von Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

(Moritz v. Reichenbach.)

Es war der Sonntag vor Pfingsten. Der Bauer Solowsky war mit seiner jungen Frau in der Kirche. Seine erwachsene Tochter aus erster Ehe, die Rouja, saß in der Stube des altoberschlesischen, ganz aus braunen, mächtigen Holzbalken zusammengefügten Hauses und fütterte den Franzischek, ihr Halbbrüderchen. Der dreijährige Blondkopf saß auf Roujas Knieen, sperrte den rothen Mund auf wie ein hungriger Vogel, und strampelte dann, wenn er auf beiden Backen kaute, vor Vergnügen mit den drallen Beinchen. Das Haus stand an einem Abhang. Gleich hinter dem schmalen Garten sickerte der Bach, der in diesem an Regen armen Frühjahr fast ausgetrocknet war, über das steinige Geröll hin, das er bei jedem Gewitterregen vom Berge herabbrachte; denn so harmlos das Wasser jetzt aussah, so wild und brausend konnte es werden, sobald der Himmel seine Schleusen öffnete. Jetzt stieg ein junger Bursche trockenen Fußes über das Geröll hin, bis er an dem niedrigen, blau eingefaßten Fenster des Holzhauses stand. Er drückte sein Gesicht dicht an das Glas.

„Die Kröte von Jungen", murmelte er, „wenn die nicht wäre!"

Rouja drehte dem Fenster den Rücken zu.

„Hast Du genug, Franzischek?"

Der Junge nickte und lachte sie vergnügt und befriedigt an.

„So geh und spiele".

Sie stand auf. Da sah sie Woitek hinter dem Fenster stehen. Sie wurde roth bis unter das hellblonde Haar, das sie sonntäglich glatt gescheitelt und in zwei festen Zöpfen im Nacken aufgesteckt trug.

„Jesus, Maria", murmelte sie, während sie der Thür zuschritt, denn das Fenster war noch vom Winter her mit Moos und Nägeln fest verschlossen. Der Oberschlesier von alter Art hält nichts vom Lüften.

„Was willst Du, Woitek?" redete sie den Burschen an, der ihr an der Thür entgegenkam.

„Dich, Du weißt's doch!"

„Der Vater leidet's nicht!"

„Was kümmert's uns? Du willst mich, wie ich Dich will, und der Vater hat mich von Kind an gekannt und hat immer was auf mich gehalten, bis der verdammte Junge, der Franzischek, kam, an dem er einen Narren gefressen hat und dem er Alles allein zustecken will. Damit der Franzischek 'mal mehr kriegt, sollst Du nicht heirathen und sollst womöglich in's Kloster gehn". —

„Ach, Woitek, der Vater hat ja schon mit der Frau Oberin gesprochen, und er und die Frau reden so viel, daß es doch so'n heiliger Beruf ist — aber wenn ich daran denke, daß ich fort von hier sollte, und daß ich Dich nicht wiedersehen sollte und den Franzischek...."

„Na, das hätte noch gefehlt, daß Du mich und den Franzischek zusammen nennst!"

„Aber er ist doch so ein kluges und gutes Kind".

„Und seitdem er da ist, wirst Du wie eine Magd gehalten, in die Kirche kommst Du nicht, zum Tanz kommst Du nicht — immer mußt Du bei dem Bengel sitzen, während der Alte sich mit der jungen Frau amüsirt".

„Ich thu's doch gern, Woitek".

„Geh, geh. Du bist ein dummes Mädel, hast Du denn den Franzischek lieber als mich?"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals. Er riß sie ungestüm an sich.

„Siehst Du wohl, daß Du mich willst!"

Da erhob sich ein mörderisches Geschrei vom Rinnsal des Baches aus, daß Rouja sich erschreckt losmachte und mit dem lauten Rufe: „Franzischek!" durch den Garten eilte. Woitek folgte ihr mit einem bitterbösen Gesicht. Er sah, wie Rouja das Kind aufhob, das weinend zwischen den Bachkieseln lag, mit denen es gespielt hatte, wie sie die Schürze in das seichte Wässerchen tauchte und die blutende Schramme abwusch, die der Kleine sich geholt hatte; und das war ein Herzen und ein Küssen....

„Ich hasse die Kreatur", murmelte der Woitek, „ohne den Jungen wäre die Rouja längst mein Weib. Wenn er sich doch den Hals gebrochen hätte, der Schreihals!"

Von der Kirche her klangen die Glocken und verkündeten das Ende des Gottesdienstes. Rouja kam eilig die ausgetretenen Stufen herauf, die zum Garten führten.

„Geh jetzt, Woitek", bat sie, „der Vater muß gleich zurückkommen, es ist besser, er sieht Dich nicht".

Woitek blickte finster vor sich hin.

„Ich habs satt, das ewige Verstecken, grade als meinte ich es nicht ehrlich".

Sie hatte das Kind zur Erde gestellt und nahm Woiteks Hand. „Sei gut, habe Geduld, und, Woitek, was ich Dir schon immer sagen wollte,, bitte, thue es mir zuliebe; setze mir keinen Maibaum vor die Thür zum Fest, ich weiß ja, wie Du es meinst, aber der Vater ist so heftig, wenn er erst böse wird...."

„Mama!" rief Franzischek und stolperte der Dorfstraße zu, auf der jetzt die heimkehrenden Kirchgänger sichtbar wurden.

„Geh, geh", bat Rouja und drängte Woitek die Stufen hinab; „und setze mir keinen Maibaum".

Und Woitek ging, unzufrieden mit sich und mit Rouja, am meisten aber mit Franzischek. Eins aber stand fest bei ihm: den Maibaum würde er sich nicht nehmen lassen. Alter Sitte gemäß binden die jungen Burschen dieser Gegend eine Fichtenkrone an eine lange, mit Bändern und bunten Papierstreifen geschmückte Stange, die sie vor der Thür ihrer Auserwählten in der Nacht, die dem Pfingstfest vorangeht, aufstellen. . Und die längste Stange, deren er habhaft werden konnte, wollte Woitek zu seiner Huldigung nehmen, daß man seines Herzens Meinung weit und breit erkennen sollte.

Wer aber am Pfingstmorgen nächst Rouja den Maibaum zuerst bemerkte, das war Franzischek. Er krähte und jauchzte, während er sein Stumpfnäschen am Fensterglas platt drückte, bis der Bauer zu ihm trat, um nach der Ursache seiner Freude zu sehen.

„Rouja!" rief der Bauer, und die Zornader schwoll ihm auf der Stirn. Rouja war zum Brunnen gegangen, um Wasser zu holen. Die Bäuerin, die am Heerde das Frühstück bereitete, seufzte laut: „Ja, ja, die jungen Leute!"

Der Bauer ging mit bösem Gesicht hinaus und trat seiner Tochter entgegen.

„Was ist das für ein Narrenbaum? Welcher Hundsfott hat ihn hergeschleppt?"

Rouja zuckte die Achseln und ging an ihm vorüber, ihre Wasserkannen, die sie an einem Holzjoch über den Schultern trug, balancirend.

„Lauf nur!" schrie der Bauer ihr nach, „ich weiß allein, was ich zu denken habe, und nun wirds Zeit, daß ich ein letztes Wort mit dem Woitek rede". Er holte die Axt hinter dem Ziegenstall hervor, ging auf den Maibaum an und zerhieb ihn in kleine Stücke. Die sammelte er in einen Holzkorb, setzte ihn auf eine Schubkarre und fuhr damit zum Hofe hinaus. Er fuhr bis vor das Haus, in dem der Woitek wohnte, und ließ ihn herausrufen. Und kaum erschien er unter der Hausthür, da begann der Bauer seinen Korb zu leeren, indem er die einzelnen Scheite, an denen zum Theil noch Bänder und Papierfetzen hingen, über den Zaun warf, dem Woitek vor die Füße.

„Du kannst Dein Brennholz behalten", sagte er dabei, „ich habe selber welches! Wenn Du mir aber noch einmal solches Zeug bringst, da mach ich Knüppel daraus und zerhaue sie Dir auf dem Rücken! Verstanden?" Damit flog die letzte Holzladung polternd über den Zaun. Aber jetzt stand der Woitek auch schon an des Bauern Seite, und er blickte weder freundlicher noch sanftmüthiger darein, als der Alte.

„Wenns nicht um die Rouja wäre, probirte ich gleich mal Dein Brennholz als Knüppel!" schrie er den Bauern an, „und ich denke, meine Arme nehmen es mit Deinen schon lange auf! Aber weils um die Rouja ist und Du der Vater dazu bist, sage ich es Dir noch einmal im Guten: richte uns die Hochzeit aus, und ich will Dein Brennholz da vergessen!"

„Ich, die Hochzeit?!" schrie der Bauer dagegen; was denkst Du Dir denn? Da sehe mir doch einer diesen Habenichts, dieses Hundeblut an!"

„Ich bin kein Hundeblut, ich bin ein ehrlicher Arbeiter, und ich verdiene in der Fabrik täglich zwei Mark fünfzig Pfennig, und nächstens komme ich auf drei Mark. Da kann unsereiner schon lange heirathen, und ich will die Rouja heirathen, und wenn Du noch zehn solche Zuckerbengel hast, wie den Franzischek, den verwünschten Rangen, dem Du Alles zustecken willst, und der nur schuld ist...."

Bis hierher hatten Woiteks Wirthin und einige Nachbarn, die sich als Zuschauer eingefunden hatten, noch die Einzelreden verstehen können, aber nun begannen die Streitenden zu gleicher Zeit aufeinander loszuzanken, und dem wüsten Lärm wären am Ende doch Thätlichkeiten gefolgt, wenn die Nachbarn sich nicht darein gemischt und sie getrennt hätten. Ein Theil brachte den Solowsky auf den Heimweg, der andere hielt den Woitek vor seiner Thür fest; die Männer lachten und die Frauen bekreuzten sich, denn gerade begannen die Glocken zur Kirche zu läuten und erinnerten daran, daß es sündhaft sei, den Pfingstmorgen mit Zank und Streit zu beginnen. Ueber die Dorfstraße daher aber fegte ein scharfer Windstoß und wirbelte weißen Staub vor sich her, und über dem Bergrücken hinter dem Dorf stieg dunkles Gewölk auf. Vorigen Sonntag war schon eine Prozession zum Wallfahrtsort auf dem Berge heraufgestiegen und hatte um Regen gebeten. Nun standen die Leute vor der Kirchthür, sahen nach den Wolken über dem Berge und nickten einander zu. Diesmal kommt's, der liebe Gott hat ein Einsehen. Und es kam noch während des Gottesdienstes. Der Regen, der so lange auf sich hatte warten lassen, ergoß sich nun in solchen Strömen, daß die Dorfstraße schon nach einer Stunde einem gelben Fluß glich und die Leute Mühe hatten, nach Hause zu kommen.

Woitek war an diesem Morgen nicht ausgegangen. Der Auftritt mit Rouja's Vater hatte ihm die Lust dazu verleidet. Am Nachmittage, als der Regen aufgehört hatte, verließ er endlich das Haus. Allenthalben rieselte das Wasser in Rinnen und Gräben, und vom Berge herab rauschte und brauste es in gelben Wassermassen, wo nur ein Weg zu Thale führte. Der Bach war stark angeschwollen, das Wasser schäumte und brodelte ordentlich um die Steine, die im Rinnsal lagen. Mißmuthig ging Woitek zwischen all dem Rauschen und Rieseln dahin. Er fühlte, sein letztes Wort mit Roujas Vater war noch nicht gesprochen. Aber es war nun Zeit dazu, und einen vernünftigen Grund, ihm die Tochter zu verweigern, hatte der alte Solowsky nicht. Woitek, der auf die gesunde Kraft seiner Arme vertraute, meinte, er könne wohl sein Weib allein ernähren, und erwog, ob es nicht ausschlaggebend bei dem Alten sein sollte, wenn er erklärte, er verlange keine andere Mitgift, als was der Bauer seiner Tochter auch in's Kloster hätte mitgeben müssen, und er wolle im Uebrigen verzichten. Ihm wäre es recht gewesen — wenn er nur die Rouja hatte, und wenn sie eine arme Magd gewesen wäre, er hätte sie genommen. Aber dann fiel ihm wieder der Franzischek ein, wegen des Jungen sollte die Rouja verzichten auf Das, was ihr zukam? Der Zorn stieg wieder heiß in Woitek auf. Nein, und tausendmal nein, dem Jungen wich er nicht. Drüben, auf der anderen Seite des Baches stand das Holzhaus Solowsky's — Woitek hatte unwillkürlich diese Richtung eingeschlagen. Er sah hinüber, da klangen dumpfe Schläge vom Solowsky-Hofe, dazwischen ein Schreien von Weiberstimmen. Dann wieder die Schläge, als ob Holz gehackt würde. Arbeiteten sie drüben, heut am Feiertage, und zankten dabei? Woitek konnte nicht klug daraus werden.

Als der Bauer Solowsky am Morgen mit seiner leeren Schubkarre nach Hause gekommen war, hatten die Glocken zur Kirche geläutet. Solowsky hatte noch nicht gefrühstückt, er war verärgert und war auch noch nicht zur Kirche angezogen. Die Frau und die Rouja standen in Feiertagskleidern vor der Thür und weinten, aus verschiedenen Gründen, aber mit gleicher Ostentation. Franzischek spielte vergnügt in der Ofenecke mit des Vaters Holzschuhen.

„Geht in die Kirche, marsch!" schrie Solowsky die Weiber an, „ich will mein Frühstück und meine Ruhe! Macht, daß ihr fortkommt, und ich will nichts mehr hören!"

Da gingen die Beiden, und der Alte blieb mit dem Kinde zu Hause. Solowsky holte aus dem Strohsack seines Bettes eine Flasche hervor. Das war ein besonders feiner Tropfen, den hatte der Wirth des Kretschams ihm neulich aufgeschwatzt. Nun wollte er prüfen, was daran war. Die Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Das Wässerchen wärmte angenehm im Magen, schmeckte gut und man kam dabei auf andere Gedanken. So saß der Alte bald seinen Aerger vergessend bei der Flasche. Ab und zu sah er nach dem Franzischek, und, weil das Wässerchen ihm gar so gut schmeckte, gab er auch dem Kinde davon zu kosten. Aber Franzischek verzog sein Mäulchen, schüttelte sich und lief zurück zu seinen Holzschuhen. Solowsky lachte: „Warte nur, wirst Du erst größer, wirst Du auch klüger!"

Als die Frauen zurückkehrten, war die Flasche leer und Solowsky ging von der stillen Vergnüglichkeit, in der er sich zuletzt befunden hatte, bei Roujas Anblick plötzlich zu einer anderen Stimmung über. Er zankte und wetterte, und als sie widersprach, sperrte er sie in eine Bodenkammer ein, in der sie gerade ihren Sonntagsstaat, den der Regen durchnäßt hatte, aufhängen wollte. Nachdem er erst Geschmack daran gefunden hatte, den Herrn zu spielen, setzte er die Uebung seiner Frau gegenüber weiter fort, und als diese in ihrem Widerspruch noch energischer wurde, als Rouja, und ihm seine Trunkenheit vorwarf, über die er vergessen habe, das Vieh zu füttern, da stieß er sie in den Stall, schloß die Thür hinter ihr und steckte den Schlüssel in die Tasche. Nun stimmte er ein Lied, das er noch von seiner Soldatenzeit her behalten hatte, im Ton eines Streit- und Siegesgesanges an, suchte Alles, was noch trinkbar im Hause war, zusammen, und trank Schnaps und Bier, bis er zwischen den leeren Flaschen, den Kopf auf den Tisch gelegt, fest einschlief. Franzischek hatte inzwischen Semmel und Pfefferkuchen, die Rouja ihm beim Fortgehen zugesteckt hatte, aufgegessen, und die Holzschuhe hatten für ihn den Reiz der Neuheit verloren. Er sah sich nach einem neuen Spielzeug um. Der Vater hate die Thüre offen gelassen. Franzischek schlüpfte hinaus und es machte ihm großes Vergnügen, braußen in den Wasserpfützen, die der Regen zurückgelassen hatte, herumzupatschen. Gerade als Woitek meinte, es sei seltsam, daß man drüben am Feiertage offenbar Holz hackte, entdeckte Franzischek das neue Spiel in den Wasserpfützen. Und plötzlich sah Woitek, wie die halb offene Bretterthür des Gärtchens aufgestoßen wurde und wie eine kleine Gestalt sich dazwischen schob und begann, die Stufen, die zum Bach führten, hinabzuklettern. Woitek erkannte sofort den Blondkopf Franzischek. „Der Bengel", murmelte er, „und allein, auf den schlüpfrigen Stufen, und darunter der wildaufschäumende Bach". Blitzschnell zog es an seinem Geist vorüber, wie oft er gehört hatte, daß ein Kind bei solchem plötzlichen Hochwasser ertrunken war, und eine wilde Freude gährte in ihm auf. Der Himmel hatte ein Einsehen, er würde den Franzischek, den er so überflüssigerweise in das Blockhaus geschickt hatte, aus Woiteks Wege räumen. Lauernd blickte er hinüber. Kein Mensch ließ sich sehen, und er, der Woitek, würde gewiß nicht rufen und warnen. Franzischek kletterte, rückwärts kriechend, die Stufen herab, abwechselnd mit den bloßen Beinen strampelnd und vergnügt mit den Händchen auf die nassen Stufen patschend. Wie geschickt der Bengel war! Er kam wahrhaftig ohne auszugleiten bis hinunter. Woiteks Augen waren weit geöffnet, in fieberhafter Erregung. „So eine Kröte", murmelte er, „so eine Kröte". Franzischek stand jetzt am Bach und sah sich das schnellfließende Wasser erstaunt an. Er hob einen Stecken auf, der an's Ufer gespült war, und begann damit auf das Wasser zu schlagen.

„So recht", murmelte Woitek. „Schlag nur, bis Du selber 'rein fällst. Ich rühr' gewiß keinen Finger um Dich — wenn nur kein Anderer kommt". Scheu blickte er um sich. Aber weit und breit war keine menschliche Gestalt zu erkennen. Als er die Augen wieder Franzischek zuwandte, stand der Junge im Wasser und griff nach vorübertreibenden Aesten und Holzstücken.

„Recht so, recht so", murmelte Woitek — der Athem stockte ihm vor Spannung, jetzt mußte es ja geschehen — wenn nur Keiner dazu kam! Wieder sah er prüfend um sich — da — ein Schrei — ein Plätschern — es fuhr dem Woitek wie ein kaltes Eisen durch die Glieder. Er schauerte zusammen. „Endlich", stöhnte er, „endlich!"

Vom jenseitigen Ufer war Franzischek verschwunden, aber dort in dem wirbelnden braunen Wasser tauchte sein Blondkopf auf, und der Bach trug ihn mit rasender Schnelligkeit einem großen Steinblock zu, der mitten im Rinnsal lag, und an dem die kleine Gestalt zerschellen mußte. Und in rasender Schnelligkeit, wie die Wasser des Baches, überstürzten sich die widersprechendsten Empfindungen in Woiteks Seele, und plötzlich — stand er mitten drin in dem wirbelnden Wasserstrudel und kämpfte sich durch mit Einsetzung aller Kräfte, und — ehe Franzischek den Felsblock erreichte, hatten Woiteks Arme ihn aufgefangen.

Und weiter kämpfte er sich durch — die Zähne zusammengebissen, das Kind fest im Arme haltend, bis sie Beide außer Gefahr waren am jenseitigen Ufer. „Du infamer Bengel, Du!" brummte Woitek und drückte das Kind fast zärtlich an sich. Das lag mit geschlossenen Augen und blassem Gesichtchen auf seinem Arm und Woitek packte plötzlich die Angst, daß es todt sein könne, und daß er sich dann wie sein Mörder vorkommen würde. Er lief, so schnell seine Füße ihn tragen konnten, dem Blockhause zu. Dort wurde es jetzt lebendig. Vorübergehende Nachbarn hatten das Klopfen und Rufen der gefangenen Frauen gehört und hatten sie befreit. Sofort war Franzischek vermißt worden, und Solowsky hatte sich schnell ernüchtert, als man ihm zurief, das unbewachte Kind sei sicher zum Bach hinabgelaufen und ertrunken.

„Mein Kind, mein Kind, mein Franzischek!" heulte der Bauer und lief durch den Garten. Da stieg der Woitek die Treppe hinauf, triefend und frostschauernd und hielt ihm den geretteten Franzischek entgegen, der gerade die Augen aufschlug.

„Da hast Du ihn, ertrinken konnte ich ihn nicht sehen, aber nun gib mir die Rouja dafür!"

Solowsky nahm seinen Jungen in die Arme und dicke Thränen liefen über seine Backen, er schluchzte wie ein Kind.

„Franzischek, mein Franzischek!"

„Meinen Dank will ich!" rief Woitek.

„Du kannst das Aufgebot bestellen!" sagte Solowsky und trug seinen Jungen in das Haus.

„Hurrah, der Franzischek soll leben!" rief Woitek, und er vergaß seine durchnäßten Kleider so sehr, daß er die Rouja an sich drückte. Sie hat sich auch nicht gewehrt.

Ihr Mann.

(Dem Englischen nacherzählt von Emil Jonas.)

Wir dinirten im Hotel „Savoyen" in London, und ich sah oft umher, sah auf die schönen englischen Damen, die noch schöner als gewöhnlich in ihren eleganten Abendtoiletten waren. Es war eine lebhafte Szene, und ich genoß sie, wie man den Duft einer Blume genießt.

Mir gefiel London, obgleich ich erst drei Stunden hier gewesen war. Aber die Atmosphäre, die Landungsstelle mit all ihren kleinen Schiffen, der langsam dahin fließende Fluß, das große Nelson-Monument auf dem Trafalgar-Square, Alles war mir schon längst bekannt, denn ich hatte eine Masse englischer Literatur verschluckt, und da wir Menschen nun einmal so beschaffen sind, daß wir alle Dinge beschrieben haben müssen, bevor wir sie mit dem richtigen Blick sehen können, so kannte ich eigentlich London viel besser als New York. Ich hatte am meisten über London gelesen.

Der Herr, der mir gegenüber saß, lachte hin und wieder vor innerer Befriedigung, wenigstens sah ich nichts Anderes, über das er sonst hätte lachen können.

Er hatte einen Theil kleiner Geschichten aus Australien erzählt, wo er sich nämlich drei Jahre aufgehalten. Er hatte viele Geschäfte in New York und San Francisco gehabt; er war auch über San Francisco nach England heimgekehrt, wo er geboren. Dies ist Alles, was ich von ihm wußte, außer daß er braun gebrannt, breitschultrig war, ehrliche Augen und ein herzliches Lachen besaß. Man kann unmöglich es unterlassen, einen Mann gern zu haben, der richtig zu lachen vermag. Er konnte viel von Australien, von den schweren Reittouren, von dem rothen Staub in den Goldländern, von den Stürmen und den großen Wüsteneien erzählen. Er war augenscheinlich mit dem Ernst des Lebens sowohl als auch mit dessen Komödie bekannt geworden. Ich wollte gern mehr von ihm wissen, als ich wußte; und er hieß Gordon.

Schließlich erhoben wir uns vom Tisch und gingen dann hinab nach dem Flusse, während wir unsere Nachmittagszigarre rauchten. Es war Abend geworden, ein Abend, der uns gewissermaßen das Bedürfniß einflößt, seinem Nächsten etwas von dem anzuvertrauen, was man im Leben erfahren, oder vielleicht die Geheimnisse des Lebens. Ich hatte nicht viel erlebt, aber wollte gern darüber sprechen, und um das Gespräch in Gang zu bringen, sagte ich: „Es ist sonderbar, daß ein Mann, der so entzückt von England ist wie Sie, sich darein zu finden vermag, so lange von demselben fern zu bleiben."

Ich hatte erwartet, daß er antworten würde, es sei der Mangel und das Verlangen nach Geld und Abenteuern, das ihn in die Welt hinausgetrieben habe; ich selbst hätte etwas in dieser Beziehung erzählen können, aber er wurde plötzlich ernst.

„Die Ursache, die mich veranlaßte, nach Australien zu reisen, war die, welche Neun von Zehn veranlaßt, dorthin zu reisen. — Es war ein Weib, das dahinter stand."

Ich erwartete, daß er nunmehr erzählen würde; aber da er schwieg, fragte ich weiter „Wenn Frauen dahinter stecken, dann ist gewiß jedesmal die Liebe mit im Spiel."

„Das ist ganz richtig, und ich liebte sie viel zu sehr, um dort bleiben zu können, wo ich war."

„War sie verheirathet?" fragte ich theilnahmsvoll.

„Sie war verheirathet, und zwar mit einem elenden Stümper, der verdient hätte, durch ganz England gepeitscht zu werden. Er trank, ging hohe Wetten ein, spielte und machte ihr das Leben unerträglich."

„Das muß sehr traurig für Sie gewesen sein."

„Ach ja! Aber doppelt so leid, wie es mir that, war es übel für sie."

„Glauben Sie, daß sie Sie liebte?"

„Ich weiß gewiß, daß sie es that. Das war es ja gerade, was mir schließlich den Muth gab, hinaus in die Welt zu gehen. Ich habe nicht eine einzige Minute an ihrer Liebe für mich während aller dieser drei Jahre gezweifelt, und dieses Bewußtsein machte es mir möglich, das Leben zu ertragen, wie es sich auch für mich gestaltete. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie an diesem Punkt der Erde lebte, daß sie vertrauensvoll an mich glaubte, daß sie mich liebte, dann hätte ich wohl mehr als einmal den Muth verloren."

„Und nun?" fragte ich.

„Jetzt werde ich sie bald wiedersehen. Sie reist mit dem Zuge aus Paris. Der Zug kommt über die Brücke dort, in einer halben Stunde. Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen."

„Ihr Mann ist wohl indessen gestorben?" sagte ich.

„Nein!" Es war ein festes, ernstes Nein.

„Aber —"

„Es gibt kein Aber, wir werden thun, als ob der versoffene Mensch todt und begraben wäre, und wir werden unser Leben auf's Neue beginnen. Wir werden unsere eigene kleine Jacht haben, und bald alle wunderbaren Gegenden besuchen. Ich will sie mit nach Australien nehmen und ihr einige Orte zeigen, wo ich gelitten habe — und wo der Gedanke an sie mir Muth zum Leben gab."

„Glauben Sie, daß das vollkommen berechtigt ist? Selbst wenn sie viel von Ihnen hält, so —"

„Sie ist bereit, sich mit mir in's Leben hinaus zu wagen, und ich habe bereitwillig das Leben gewagt, obgleich es eine Zeit gab, wo ich mich bedachte. Wenn zwei Menschen einander so sehr lieben, wie sie und ich, dann vermögen sie auch viel zu ertragen."

Nun, ich hatte vorhin sehr viel von dem Manne gehalten, aber jetzt fühlte ich mein Vertrauen zu ihm erschüttert. Ich wollte doch noch einmal versuchen, ihm Vernunft beizubringen.

„Aber ihr Mann? Ist sie nicht seine gesetzmäßige Gattin?"

Er legte seine Hand mit einem herzhaften Schlag auf meine Schulter und brach in ein herzliches Lachen aus:

„Mein lieber Herr! Ich bin ihr Mann! Sie ist meine Frau!"

Elektrisch hergestellter Zucker.

Die Chemiker geben sich bekanntlich schon seit längerer Zeit große Mühe, Zucker künstlich herzustellen. Einem Herrn A. Stoße ist dies nun vor kurzer Zeit gelungen, und zwar unter Zuhilfenahme der Elektrizität. Er brachte Wasserstoff und Kohlenoxyd — es sind dies Körper, die die Stoffe bilden, resp. die Moleküle enthalten, aus denen der Zucker besteht — in solchen Mengen in ein Gefäß, daß die Mengenverhältnisse denjenigen entsprechen, in denen diese Stoffe im Zucker enthalten sind, und setzte das Gemisch längere Zeit hindurch der Einwirkung eines starken elektrischen Stromes aus; dann entstand in dem Gefäß Zucker mit allen chemischen und physikalischen Eigenschaften des Zuckers. Da daneben sich auch einige andere Substanzen bildeten, die sich auch in der Pflanzenzelle bilden, wenn in ihr unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Zucker entsteht, so ist die Annahme gerechtfertigt, daß auch in der Pflanze wesentlich elektrisch wirkende Kräfte des Sonnenlichtes es sind, welche den Zucker entstehen lassen.

Zwei Pflichten.

Roman von **Hans Richter.**

(5. Fortsetzung und Schluß.)

Bedaure, Frau von Rudow, dazu habe ich momentan keine Zeit. Noch steht der Schimmel — steigen Sie auf, ich bitte Sie. Ohne sich umzusehen, schritt er weiter vor. Seine metallharte Stimme schwoll zu einem Drohen voll furchtbarer Entschlossenheit an. Zurück oder — und nun krachte der erste Schuß aus seinem Revolver.

Ein junger Bursche hatte sich über das Thor geschwungen — mit einem Aufschrei brach er zusammen, die Kugel hatte gesessen. Ein thierisches Gebrüll aus hundert Kehlen gab das Echo ab. Froben schob eine neue Patrone in die Trommel.

Die Wucht seines Stoßes hatte Lona fast zu Boden geschleudert. Mühsam raffte sie sich auf und eilte ihm nach.

Du sollst dich retten! schrie er sie an.

Ich bleibe bei dir und sterbe mit dir! Nein, schieße mir eine Kugel in mein armes Herz, das zu schlecht für dich ist. Tödte mich, ehe —

Ihr Murmeln erstickte in einem Schluchzen. Mit über der Brust gefalteten Händen beugte sie sich vor ihm und sah flehend empor in sein zorniges, hartes, kantiges Antlitz.

Das Thor hält noch eine Minute, sagte er nachdenklich, mit dem Revolver spielend, und in seinen Augen leuchtete ein seltsames Schimmern auf.

Der Obertheil des einen Thorflügels brach nun zusammen — da, schmetternde Trompetenklänge, jagende Hufschläge, fern über die Mauer hinwegragende zwei Lanzenfähnlein und nach einer halben Minute eine ganze Linie, lustig im Winde wirbelnd, ein kleiner Wald, der wie durch Zaubermacht blitzschnell heranflatterte, noch ein Trompetensignal, eine mächtige Commandostimme: Zur Attacke — Lanzen gefällt!

Die Ulanen kommen! gellte es zeternd, und heulend stob die Menge auseinander.

An Frobens Brust brach Lona ohnmächtig zusammen.

15.

Dem heißen, wilden Tage folgte eine Nacht der Abspannung, und als dann die Sonne sich wieder erhob, rein und strahlend, als habe sie nicht auf so unendlich viel Schuld und Irrthum herabzuschauen, da hatten die Straßen in und um Bralin wieder ganz ihr altes Aussehen zurückgewonnen. Wie sonst, vielleicht nur noch eilfertiger und düsterer, zogen die bleichwangigen Schaaren zu den Hütten und Gruben. Nur auf einigen Werken waren unwesentliche Forderungen bewilligt worden, im übrigen war der eintägige Ausstand anscheinend ohne größeres Ergebniß verlaufen. Es fehlte noch jener solidarische Zusammenschluß der Massen, der sie befähigt, der Macht des Capitals die nicht minder gewaltige und zähe Kraft einer verständig und energisch geleiteten Vereinigung sämmtlicher Arbeitenden entgegenzustellen.

Nicht diese Unwissenden, oft Irregeführten selbst, wohl aber die Vertreter des Capitals ahnten, daß dennoch dieser Tag eine entscheidende Bedeutung gewinnen werde, indem er jenen die Nothwendigkeit einer Organisation gezeigt hatte. Rudolf war es, der noch an demselben Abend in einer Versammlung von Grubenbesitzern und Directoren dies nachgewiesen und ihnen dringend angerathen hatte, sich selbst an die Spitze der nicht mehr aufzuhaltenden Bewegung zu stellen, um zu verhindern, daß unberufene Führer sich ihrer bemächtigten. Vereine zum Zwecke der wirthschaftlichen Selbsthilfe, der gegenseitigen Unterstützung und Belehrung sollten nicht wie bisher nach Möglichkeit unterdrückt, sondern nach Kräften gefördert, Gesuche und Beschwerden der Arbeiter nicht mehr kurzerhand von den oft persönlich interessirten untern Beamten erledigt, sondern von einer aus beiden Parteien gleichmäßig zusammengesetzten Commission geprüft und darüber von der höchsten Stelle selbst entschieden werden.

Ein ganzes socialpolitisches Programm entwickelte er, und wenn auch manche der Herren entrüstet erklärten, nie in diese Selbstbeschränkung ihrer Rechte zu willigen, so endete er doch mit einem vollen Siege. Die Vertreter der bedeutendsten Werke stimmten seinen ebenso logisch klaren und überzeugenden als warmherzigen Vorschlägen bei und beauftragten ihn, die erforderlichen Vorarbeiten in ihrem Namen zu übernehmen.

Das war ein ehrenvoller, weittragender Erfolg auf beiden Seiten, doch der ihn errungen, freute sich dessen wenig genug. Heute half ihm das Bewußtsein treulich erfüllter Pflicht nicht mehr über die seelische Trostlosigkeit hinweg.

Als er Dobitz verließ, erblickte er im Zurückschauen Froben's Reitpferd. Fast wäre er wieder umgekehrt, nur die Ueberzeugung, daß auch zwei oder drei Männer der nach Hunderten zählenden wüthenden Menge keinen ernstlichen Widerstand zu leisten vermochten, trieb ihn vorwärts. Zum Glück stieß er bald auf die Ulanenschwadron, deren Commandeur sofort einen Halbzug nach dem Gute beorderte.

Wie rechtzeitig dieser eintraf und in welcher eigenthümlichen Situation sich die Gutsherrin und ihr Beschützer befunden, erfuhr Rudolf noch am Abend von dem führenden Lieutenant, ebenso, daß Frau von Rudow in Frobens Begleitung nach Bralin gefahren und dort in Bahnhof-Hotel abgestiegen war.

Lona und Benno Froben! Wie seltsam ihn das durchzuckt hatte, während er in rasender Eile über die Felder hinwegjagte! Zum ersten Male beschlich ihn ein Verdacht, der jäh zur fressenden Eifersucht emporflammte. Aber daran zu denken war keine Zeit. Der Rittmeister hatte ihm gesagt, daß ein beträchtlicher Zug von Dobitz aus sich gegen die Wissowski'schen Werke in Bewegung gesetzt habe, den er nicht aufzuhalten vermocht, da er mit den ihm übrig gebliebenen Mannschaften die Landstraße zu decken habe; indessen müsse der zweite Zug unter Gerhards Führung bereits in der Josephinenhütte eingetroffen sein.

So war es auch — aber Rudolf kam zu spät.

Die von Dobitz abgezogene Schaar hatte bereits versucht, mit Gewalt in die Hütten zu dringen, um die Arbeitenden zu verjagen. Auch hier trafen die Ulanen noch im letzten Augenblick ein, und ihr Erscheinen genügte, die Unruhestifter in regellose Flucht zu jagen. Ein einziger Schuß fiel, der des voraufreitenden Lieutenants Pferd traf — es überschlug sich und begrub seinen Reiter unter sich. Das Thier hatte nur eine leichte Halswunde davongetragen, Gerhard aber den Unterschenkel gebrochen.

Er und der von Froben in die Schulter geschossene Bursche waren die einzigen Opfer des Tages. Ihrer Anweisung gemäß hatten sich die Ulanen begnügt, gegen die etwa noch Widerspenstigen den Lanzenschaft zu gebrauchen. Ein ernstlicher Widerstand hatte nirgends stattgefunden, selbst dann nicht, als die Gendarmen die Haupträdelsführer zu verhaften begannen.

Während nun die Verführten, bitter ernüchtert, wieder ihren Arbeitsstätten zuzogen, schritt Rudolf von Bralin nach der „Fröhlichen Hoffnung" hinauf. Trotz der aufgehenden Sonne fröstelte ihn. Er war mit sich selbst unzufrieden. Daß er doch im Augenblicke der dringendsten Gefahr nicht an seinem Platze gewesen. — Selbst sein Erfolg in der soeben erst beendeten Versammlung konnte ihn das nicht vergessen lassen. Er meinte denn auch, als er Wissowski Bericht erstattete, einen leisen, versteckten Vorwurf aus dessen Ton herauszuhören. Vielleicht täuschte er sich — Wissowski überhäufte ihn ja mit Lob und Dank —, aber der Stachel saß in seinem Herzen und blieb.

Abgespannt an Geist und Körper ging er dann noch zu Gerhard hinüber, der gegen seinen Willen hierher transportirt worden war und ihn mit einem Dutzend erlesenster Schwadronsflüche empfing.

Hast du je ein derartiges hundsgemeines Pech für möglich gehalten! Fällt der verd. . . Gaul von einer Kugel, die ihm kaum das Leder aufreißt, und ich mit ihm, als sei ich ein alter, steifer Bock. Geschieht mir ja ganz recht, warum bin ich so langsam und ungeschickt, aber wochenlang hier krumm liegen zu müssen, hols der Teufel! Um rasend zu werden ists. Wäre es noch der Arm, den man in die Binde hängen kann, aber nun — und ich hatte mich so gefreut.

Hoffentlich bist du bald im Stande, dich nach R. . . oder doch nach einer Privatwohnung bringen zu lassen, bemerkte Rudolf, nachdem er den Bruder getröstet.

Na — die Pflege ist hier eigentlich großartig — aber — du siehst mich nicht gern hier?

Offen gestanden, nein!

Um Gerhards Lippen zuckte ein Lächeln.

Geht andern Hausgenossen auch nicht besser, aber ein paar Tage werdet ihr euch doch gedulden müssen. Dein Schwiegervater gerieth schier aus dem Häuschen, als er vernahm, daß mein Unfall sich ereignet, als es galt, sein Eigenthum zu schützen. Am liebsten hätte er mich ganz und gar in Goldpapier eingewickelt. Auch deine Frau Gemahlin hat mich bereits mit einem Besuche beehrt, sehr liebenswürdig und — wahrhaftig, Rudolf — ich hätts nie geglaubt, sehr vornehm. Bitte, du nimmst mir das doch nicht übel.

Durchaus nicht. Ich freue mich, daß du dich trotz deiner fatalen Lage verhältnißmäßig wohl zu befinden scheinst.

Mir ist zu Muthe, als könnte ich gleich den verwünschten Gaul zusammenreiten, daß ihm das Bocken auf immer vergeht. Nur manchmal zwickts tüchtig — er biß ein wenig die Lippen zusammen und deutete auf das in Gips verpackte Bein. — Sonst, mein Lieber, es ist wirklich fabelhaft, wie man sich in manchen Menschen täuschen kann — bin ich mit Bralin viel zufriedener, als ich je vorher gedacht hätte. Mein Rittmeister hat mir sehr viel Gutes und Schönes von den Wissowskis erzählt. Aber daß er mich nach der Josephinenhütte schickte, anstatt nach Dobitz — natürlich aus Rücksicht auf dich — ärgert mich doch teufelsmäßig. Glücklicher — du konntest in Dobitz den Retter und Helden agiren.

Rudolf wandte sich ab, um die verrätherische Röthe zu verbergen, die ihm jäh ins Antlitz schoß.

Ich hätte dir diese Rolle wirklich gern überlassen, sagte er bitter, sie war nichts weniger als dankbar.

Der Lieutenant drehte selbstgefällig lächelnd seinen blonden Schnurrbart. Ja, mein Lieber, in solchen Situationen spielt ihr Ehemänner immer eine klägliche Rolle. Ist ja auch gar nicht anders möglich. Was soll denn eine reizende junge Wittwe mit dir anfangen, wenn sie den fatalen Ring an deiner Rechten sieht — etwa dir dank- und liebeglühend an den Busen sinken?

Das sind Thorheiten, Gerhard — Rudolfs Stimme klang gereizt.

Nein, mein lieber Sohn, Wahrheiten, die dir aber nicht bitter zu schmecken brauchen. Wer gleich dir gefesselt ist, hat den Verlust seiner Freiheit doch wahrlich nicht zu bereuen. Deine Frau ist einfach reizend — wie ich das nur so übersehen konnte? Na, und deine Häuslichkeit — à la bonne heure — es muß doch etwas verteufelt Angenehmes sein um eine Million.

Allerdings, erwiderte Rudolf mit unverhehltem Hohne. Wenn du mir alles, worum du mich beneidest, abnehmen willst, ich geb dirs mit tausend Freuden umsonst und mache noch ein gutes Geschäft dabei. Aber zerbrich dir nicht den Kopf darüber. Es ist Zeit, daß ich dir Ruhe gönne. In ein paar Stunden komme ich wieder.

Er drückte die Hand des Bruders und schritt eilig hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten. Im Vorsaale blieb er tiefathmend stehen, verlegen und unentschlossen.

Wissowski hatte ihm deutlich genug gesagt, daß auch Rose seinetwegen die ganze Nacht kein Auge geschlossen und jedenfalls begierig sei, seine Erlebnisse aus seinem eigenen Munde zu vernehmen — er hätte laut auflachen können ob dieses Hohnes! — Ihr von seiner kläglichen Rolle in Dobitz berichten!

Das längere Zweifeln und Zögern wurde ihm erspart, denn Rose stieg soeben die Treppe von der Küche herauf, ein wenig zusammenzuckend, als sie ihn erblickte. Doch sofort verschwand das feine Roth wieder, das jäh ihre Wangen gefärbt hätte, und der stockende Fuß hob sich zum Weiterschreiten.

Nur mit einem leichten Neigen des Köpfchens, auf dessen schwerer, blonder Haarfülle ein Häubchen saß, der jugendlich schlanken Gestalt einen neuen Reiz des Hausmütterlichen verleihend, erwiderte sie Rudolfs Gruß. Da er aber stehen blieb, wandte sie sich zurück und sprach in leisem festem Tone: Ich hatte dich erwartet, wir haben miteinander zu sprechen.

Bitte! — Er öffnete die Thür zu dem nächsten leeren Zimmer.

Sie schritt bis zum Fenster vor und stellte sich daneben auf, hoch emporgereckt, das Haupt stolz im Nacken, die Arme über der unruhig wogenden Brust gekreuzt. Es war keine Spur von Pose in ihr, dennoch erschien sie in diesem Augenblick mit der Würde und Strenge des Richteramtes umkleidet. Das schüchterne Mädchen, die verkannte, gedemüthigte Frau waren verschwunden, an ihrer Stelle stand das beleidigte Weib.

Du befandest dich gestern, während der Angriff auf die Josephinenhütte erfolgte, in Dobitz? begann sie mit einer seltsam hart klingenden Stimme.

Allerdings. Es war mir gesagt worden, daß nur dort ernstliche Unruhen zu befürchten und Frau von Rudows Beamte bereits geflohen seien. Auch Froben ist dort gewesen, wie du wohl ebenfalls vernommen hast.

Ja, er hatte sein Wort gegeben, über dich zu wachen, und wußte im voraus, wo er dir sicher begegnen würde.

Mehr noch der Ton als die Worte selbst ließ Rudolf emporzucken.

Wenn du einen Vorwurf gegen mich zu erheben hast, so bitte ich, ihn genauer zu präcisiren. Ich habe gethan, was ich für meine Pflicht hielt. Nicht nur einer Freundin eures eigenen Hauses, sondern überhaupt der unbeschützten, alleinstehenden Frau gegenüber. Für jede andere würde ich in gleicher Weise eingetreten sein. Als ich die Josephinenhütte verließ, bestand für diese noch keine sichtbare Gefahr.

Da höre ich wieder dein beliebtes Schlagwort „Pflicht", klang es von den blaßrothen Frauenlippen spöttisch zurück. Mit dieser Flagge deckst du alles, und ich würde mich wahrlich nicht mehr bemühen, dir zu widersprechen, wäre es nicht mein fester Entschluß, dich fortan jeder Pflicht gegen mich zu entheben. Was ich dir vorausgesagt, werde ich nun erfüllen. Der Vater ist so weit hergestellt, daß nichts mehr für ihn zu befürchten ist. Meiner bedarf er nicht. Du aber, das weiß ich, bist nicht nur ihm, sondern noch mehr den armen, irregeführten und unterdrückten Bergleuten unentbehrlich. Was du an mir gefehlt, kann mich nicht verhindern, deinem öffentlichen Wirken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es soll und wird der ganzen Gegend zum Segen gereichen. Für uns beide aber ist dieses Haus zu klein, du mußt bleiben um einer Pflicht willen, die auch ich freudig anerkenne, darum gehe ich. Es wird dir ein leichtes sein, wegen dieses böswilligen Verlassens die Ehescheidung durchzusetzen. Ich habe mich bereits danach erkundigt und werde deine Absicht nach Möglichkeit unterstützen.

Habe ich dir nicht bereits gesagt, daß ich diese Absicht nicht hege? rief Rudolf erregt, daß meine Ueberzeugung es mir verbietet, das heilige Band der Ehe zu trennen, wie du es vorschlägst. Wenn wir gefehlt, werden wir die Sühne zu tragen haben und —

Und — schnitt ihm die junge Frau scharf das Wort ab, die Heiligkeit der Ehe dadurch ehren, daß wir sie in heimlichem Wünschen und Sehnen brechen?

Rose — du —?

Ich —? Hoheitsvoll richtete sie sich empor. Der breit zum Fenster hereinfluthende Sonnenschein wob einen Strahlenkranz um ihr blondes Haupt. Eine herbe, unnahbare Reinheit thronte auf ihren anmuthigen Zügen. Wäre es der Fall, wahrlich, ich würde es dir gestehen. Mit Wollust, denn ich wüßte, es wäre doch ein Pfeil in dein selbstsüchtiges, hochmüthiges Herz. Aber noch hat mich kein Begehren berührt. Wie sollte es auch! Was ich von edler, starker Männlichkeit geträumt, die nur das Weib zur Liebe entflammt, das ist so jämmerlich in Schmutz und Staub zusammengebrochen, daß ich wirklich nicht nach neuen Enttäuschungen Verlangen trage. Ja, ich glaubte an ein unlösliches, heiliges Band, Herzen und Körper bis in die Ewigkeit hinein verbindend; ich war bereit, alles dem Manne meiner Wahl hinzugeben, mit ihm zu kämpfen, zu dulden, wenn es sein mußte zu sterben, — in ihm, in dir wollte ich aufgehen, meines Selbst mich entäußern, um nur dein zu sein. Du warst meine Hoffnung, mein Glaube, mein Gott, an den ich mich brünstig klammern wollte in seligen und trüben Stunden. . .

Die erhobene Frauenstimme war zu einem heißen, wilden Flüstern herabgesunken, die schlanken, zuckenden Hände preßten sich krampfhaft verschlungen gegen das hochschlagende Herz. . .

Mit einem hastigen Schritt trat Rudolf dicht an sie heran. Es sah aus, als wollte er ihre Hand fassen, doch scheu wich sie zurück, wie zur thätlichen Abwehr zuckte ihre Rechte empor.

Das alles aber hast du gemordet, zertreten und vergiftet, fuhr sie fort. Und könnte ich mein Leben damit retten, ich vermöchte nicht mehr, dir meine Hand zu reichen. Es ist aus. Du sprichst von der Heiligkeit der Ehe, — doch du warst es, der an ihr fevelte, als du ohne Liebe um mich warbest, du brachest sie in Gedanken und Wünschen, die einer andern galten —

Rose —! rief er heftig dazwischen.

Mit flammenden Augen blickte sie ihn fest an.

Gib mir dein Ehrenwort, daß du gestern ohne ein anderes Gefühl, als den Wunsch, einer Unbeschützten beizustehen, nach Dobitz gefahren bist, daß dein Herz nicht in Sorge und Sehnsucht um des Weibes willen bebte?

Er fühlte wie das Blut langsam aus seinen Wangen wich und seine Augen sich gegen seinen Willen zu Boden senkten. Stumm preßte er die Lippen aufeinander.

Rose wandte sich ab.

Du antwortest am deutlichsten, indem du schweigst. Fürchte nicht, daß ich dir Vorwürfe machen werde. Weit deutlicher und schmerzlicher als du empfinde ich, daß das wilde Herz den Befehlen unserer Ueberlegung nicht gehorchen mag.

Ein heißes Bitten quoll in seinem Herzen empor. Er wollte ihre Hände fassen, laut schreien: Bleib, — höre mich an, laß dir und mir Zeit. . . Aber die Hand war ihm wie gelähmt, die Kehle zusammengeschnürt. Schweigend und regungslos sah er zu, wie sie mit der Hand, an der sein Ring im Sonnenlicht blitzte, ihren Hausrock zusammen raffte, um ihn nicht zu streifen, und langsam, hocherhobenen Hauptes an ihm vorüber zur Thür hinausschritt.

16.

Vergebens hatte Rudolf Ruhe und Vergessen im Schlaf gesucht. Aber da man ihn nach der furchtbaren Anstrengung der letzten 24 Stunden schlafend glaubte, wurde er wenigstens nicht gestört, und ohne Unterbrechung konnte er sein fieberheißes Hirn zerarbeiten in selbstquälerischem Grübeln über das: Was nun? — Als er endlich gegen Abend sein Zimmer verließ, sah er den Diener Roses Koffer vom Boden herunterbringen. Das war deutlich und auch für ihn entscheidend. Er ließ anspannen und befahl: Zum Bahnhof-Hotel.

Wie heiter und vertraulich, wie dankbar und glückwünschend ihn die Begegnenden grüßten. — In den Gesichtern las er, daß er ihr Vertrauen erworben und daß sie ihn für den glücklichsten Mann von Bralin hielten, glücklich im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, im Besitz öffentlicher Anerkennung, eines beneidenswerthen Vermögens, eines schönen, blühenden, liebenswerthen Weibes. Die blinden Thoren, wenn sie hätten in sein einsames, zerrissenes Herz sehen können.

Herr Samuel Wolf, der Besitzer des Bahnhof-Hotels, sprang selbst eilfertig die Stufen herab, um mit eigener Hand den Wagenschlag zu öffnen; er schätzte sich glücklich, den Herrn Baron an diesem Ehrentage unter seinem Dache begrüßen zu dürfen.

Frau von Rudow ist bei Ihnen abgestiegen? unterbrach Rudolf den Redseligen. Bitte, lassen Sie doch nachfragen, ob sie mich für einige Minuten empfangen kann.

Noch fünf Minuten lang hatte er Herrn Wolfs Elogen anzuhören, ehe der Kellner zurückkam:

Die gnädige Frau lassen bitten.

Wort für Wort hatte er sich überlegt, was er ihr sagen wollte, und nun er vor ihr stand, war alles das vergessen. Seine brennenden Augen verschlangen die herrliche Frauengestalt in dem lang schleppenden faltenreichen Gewande von dunkelm Sammt, aber wie vor Stunden schienen seine Lippen gewaltsam verschlossen. Lona enthob ihn der Verlegenheit, indem sie, auf einen Sessel deutend und selbst mit ihrer weichen Schmiegsamkeit in einen zweiten gleitend, anhob: Ich freue mich Ihres Besuches, Herr Baron. Sie ersparen mir, Sie um einen solchen zu bitten, aber es fällt mir schwer, Ihnen alles zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Wollen Sie es mir erleichtern, so versprechen Sie mir, daß Sie, wenn Sie mir auch zürnen, doch nicht mit Verachtung, nicht als mein Feind von mir gehen werden.

Schon bei den ersten Worten hatte Rudolf Elstra den Kopf erhoben, und war das wirklich Lona von Rudow, die da sprach? Ein ganz fremder Klang lag in ihrer Stimme, ernst, herb, resignirt. Und nun blickte er ihr forschend ins Gesicht, es erschien ihm schmaler, schärfer, ja, älter, als sonst, doch lag darüber wiederum ein eigenthümlicher Hauch, den er nicht zu deuten wußte, ein fast schwärmerischer, feierlicher.

Ich kann nie Ihr Feind sein und Ihrer nie anders als mit Hochachtung und Verehrung gedenken, gnädige Frau, antwortete er endlich.

Ein bitteres Lächeln zuckte um ihre tiefrothen Lippen.

Vielleicht werden Sie dieses Versprechen schon in einer Viertelstunde zurücknehmen. Nun muß ich ein wenig ausholen, um ganz von Ihnen verstanden zu werden, — wenn anders mein Thun überhaupt einem nach den Gesetzen der Vernunft handelnden Manne verständlich werden kann. Sie wissen bereits, daß ich ein Kind der Armuth bin. Die Waise eines Dorfschullehrers — das sagt genug. Aber ich hatte Glück. Die gräfliche Gutsherrschaft nahm sich meiner an. Ich wurde auf dem Schlosse erzogen, unterrichtet, verhätschelt ganz gleich den Töchtern des Hauses selbst. Leider waren dem Grafen eben nur Töchter bescheert worden, und als er unerwartet früh die gütigen Augen schloß, blieb ihnen wenig mehr, als sie auf dem Leibe trugen. Das Majorat fiel an einen entfernten Verwandten, auf dessen Gnade nun die Wittwe und die Comtessen angewiesen waren. Zum Sparen war der Graf mit dem warmen Herzen und der allzeit offenen Hand nicht gekommen. Seine Hinterbliebenen hatten ein wenn nicht geschriebenes, so doch allodisches Recht an den Erben, das er — nebenbei bemerkt, schäbig genug einlöste. Ich aber konnte und durfte nichts von ihm annehmen, und so ging ich mit siebzehn Jahren in die Welt hinaus, als Gesellschafterin natürlich. Sonst hatte ich ja nichts gelernt, was sich in baare Münze umsetzen ließ. Aus dem ersten Hause, das mir noch die Empfehlung meiner guten Gräfin, meiner zweiten Mutter, geöffnet, vertrieb mich bald der Tod der Hausfrau. Dann half ich mir selbst weiter ohne anderer Rath und Hilfe. Im jugendlichen Trotz und Kraftgefühl wollte ich eben ganz auf meinen eigenen Füßen stehen. Uebrigens war die alte Gräfin noch vor Jahresfrist ihrem Gatten in die Gruft gefolgt und meine Jugendgespielinnen trotz ihres alten erlauchten Namens heimathlos in alle Winde zerstreut. Arme Verwandte — sie litten mehr als ich, obwohl auch ich nicht auf Rosen gebettet war. Sie kennen das Los der Gesellschaftsdamen. — Ich will Ihnen das alte Klagelied nicht vorsingen. Nichts von den Launen und Ungerechtigkeiten der Herrinnen, nichts von den beleidigenden Aufmerksamkeiten der Herren, — noch jetzt in der Erinnerung schütteln mich Wuth und Ekel. Schon in meiner ersten Stellung hatte ich mir einen Nebenverdienst durch Uebersetzungen zu schaffen gesucht. Sehr bald gewann ich darin eine gewisse Routine. Halbe Nächte hindurch arbeitete ich, jeden Pfennig sorglich zusammensparend, denn daß Geld die einzige, immer siegreiche Erdenmacht ist, war mir verzweifelt rasch klar geworden. Darüber gingen aber die Illusionen und Tollheiten eines jugendheißen Herzens mir keineswegs verloren, denn — ich liebte. Bei einem Besuche bei einem Redakteur, welchem ich noch heute für sein ehrliches väterliches Wohlwollen zu danken habe, lernte ich einen jungen Künstler kennen, der für die Zeitschrift ebenfalls gelegentlich Arbeiten lieferte — Benno Froben.

Erschrocken richtete sich Rudolf Elstra empor und wiederholte mechanisch:

Benno Froben? —

Sie haben bisher nichts davon gewußt. —

Nichts, obwohl ich sein vertrautester Freund zu sein glaubte.

Er hielt nur sein mir gegebenes Wort.

Und auch Sie schwiegen?

Die junge Frau antwortete nicht. Mit zu Boden gesenktem Blick fuhr sie fort:

Froben befand sich ungefähr in derselben Lage wie ich: arm und stolz. Sie wissen es ja, trotz seines Talentes und seines Fleißes drang er nicht durch. Er hungerte, weil er es verschmähte zu heucheln und zu kriechen, Protection zu suchen, einflußreiche Weiber zu malen und dem Modegeschmack zu huldigen. Ein echter Künstler wollte er werden, — er war es damals schon. Und wir arme, wilde, heiße Trotzköpfe flammten nun auf in einer tollen Leidenschaft, die wie ein Meer über uns zusammenschlug. Die wenigen Stunden, die mein harter Dienst mir freiließ, verbrachte ich in dem kleinen ärmlichen Atelier im vierten Stockwerk einer Miethcaserne, ganz draußen an der Nordgrenze von Berlin. Kennen Sie Murgers „Zigeunerleben"? Es war ein Stück davon, so voll Jugend und Poesie, voll Armuth und sorgloser Zuversicht auf ein unendliches Glück, das ganz bestimmt eines Tages vom Himmel herunterfallen mußte, voll Liebe und Leidenschaft, Eifersucht und Schmollen und — Wiederversöhnen, wenn die brennende Sehnsucht die Brust zu sprengen drohte. —

Lona! sprach Rudolf leise und bedeutungsvoll.

Sie schien sich in ihre Erinnerungen verloren zu haben. Den braunlockigen Kopf in die Hand gestützt, die Augen halb geschlossen, lehnte sie in ihrem Sessel, — das mahnende Wort ließ sie zusammenzucken. Ein tiefes Roth schoß ihr in die blassen Wangen.

Ich wollte Sie nicht verletzen, murmelte sie halblaut.

Darf ich bitten, fortzufahren?. . .

Er hatte seine, wenigstens äußerlich kühle Selbstbeherrschung wiedergefunden.

Es wird Sie vielleicht wenig interessiren. . .

Wir kamen trotz unserer Leidenschaft nicht immer friedlich miteinander aus, vielleicht auch grade wegen ihr. Froben war eifersüchtig auf die Herren, die im Hause meiner Brotherrin verkehrten, auf jeden überhaupt, der mir einen Blick zuwarf. Ich war es nicht minder auf die Modelle und seine Kunstgenossinnen in der Akademie, auf jedes weibliche Wesen, das in seine Nähe kam. Wie fühlten, daß wir uns aufrieben in diesem ständigen Kampf. Froben wollte ihm ein Ende machen durch unsere Vereinigung. Ich widersprach. Er war damals mit dem Entwurf für das große Bild beschäftigt, das dann in München die erste Medaille eintrug — Sie kennen es ja: die Heidelandschaft mit dem erschlagenen blondlockigen Ritter und den kreisenden Raben, nach der Fontaneschen Ballade:

Ich ging übers Heidenmoor allein. . .
Da hört ich zwei Raben krächzen und schrei'n.

Ich fühlte, daß dieses Bild seinen Sieg bedeuten würde — und doch wollte ers hinwerfen, nur der künstlerischen Tagelöhner-Arbeit als Zeichner leben, seine hohe reine Kunst zur milchenden Kuh erniedrigen, um mich heimzuführen. Ich weigerte mich. Ich wußte es ja, daß er bei solchem Leben in wenigen Jahren elend zu Grunde gehen mußte. Froben aber sah in meinem Widerstande nur die Furcht vor der Armuth. Und — ich muß es gestehen, ich war nicht ganz frei davon. Mein ganzes Leben lang war ich ja vom Ueberfluß umgeben gewesen. Nicht die Noth fürchtete ich, aber das Häßliche und Gemeine der Armuth, die uns zwingt, in geschmacklosen Häusern und dumpfigen Stuben zu vegetiren, auf alles zu verzichten, was den verfeinerten schönheitgewohnten Sinnen schon unentbehrlich deucht. Dennoch — ich hätte es getragen um der Liebe willen! — aber immer wieder tauchte jene schreckliche Befürchtung in mir auf, den Geliebten für immer seiner Kunst zu entziehen und ihn hinabzuzerren in den gemeinen alltäglichen Kampf um das bißchen Brot. Er war verloren, sobald er sich und seinen hohen Zielen untreu wurde, und darum — verließ ich ihn. Er warf mir Lieb- und Treulosigkeit vor, doch noch auf meinem Todtenbett werde ich mit gutem Gewissen sagen können: ich liebte ihn so heiß, daß ich ihm entsagen konnte um seines dauernden Glückes willen, daß ich selbst seinen Zorn und seine Verachtung auf mich nahm, um ihn nicht nach kurzem Rausch elend zu machen. Ein Mann kann der Frauenliebe entrathen, nicht aber seiner Ideale, seines fest bestimmten Lebenzieles. So schieden wir, — nach langen, erbitterten Kämpfen allerdings erst, denn er ist, Sie wissen es, nicht der Mann, der freiwillig sein Recht und seinen Besitz aufgibt. Gefürchtet hab ich mich vor ihm. Immer wieder riß er mich fort mit seiner wilden Kraft und Gluth, bis ich endlich ein Mittel fand, das mich befreite. Eine Freiheit aber, die ich nur erwarb, um sie mit einer andern Kette zu vertauschen. Unter den Gästen unseres Hauses befand sich ein Herr von Rudow, ein älterer kränklicher Mann, der mir stets mit sehr viel echter Güte und Liebenswürdigkeit entgegenkam. Er liebte mich, wie ein Vater sein Kind liebt; ihm vertraute ich mich in einer Stunde verzweifelnder Schwäche an, und er bot mir darauf seinen Namen. Als Frau von Rudow war ich gegen alles geschützt, meine Stellung in jeder Gesellschaft gesichert. . .

Lona hatte immer heftiger gesprochen. Jetzt hielt sie inne und fügte nach einem tiefen Aufathmen langsam hinzu: Das andere wissen Sie selbst. Froben rang sich durch bis zu den Höhen seiner Kunst, und ich — ich wurde eben die Frau von Rudow, über die man im Geheimen manchmal bedenklich die Achseln zuckt. Er glaubt nicht, daß ich ihn um seiner selbst willen verließ, aus reinster, selbstlosester Liebe — er verachtet mich. .

Und dennoch lieben Sie ihn noch, fiel Rudolf mit rauher Stimme ein.

Ein jähes Erbleichen flog über ihr Gesicht, aber sie schlug die Augen voll und offen empor und erwiderte fest: Ja — ich liebe ihn, — und wenn es je geschienen, als habe ich seiner vergessen, so geschah es im Selbstbetrug, in dem brennenden Verlangen, endlich diese Leidenschaft zu unterdrücken, deren ich mich fast schämte und die so gänzlich aussichtslos geworden war. Ich wollte mein Herz zwingen, sich ein neues Ideal zu suchen. Es haben Männer meinen Weg gekreuzt, deren Herz zu gewinnen für jede Frau ein Glück und eine Ehre bedeuten. Ich suchte mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, unter ihnen meine Wahl zu treffen. . .

Trotzdem Sie einen andern liebten, warf der Baron abermals dazwischen.

Weil ich ihn nicht mehr lieben wollte, ja, oft ihn zu hassen glaubte. O, wenn Sie wüßten, wie er mich gemartert und gekränkt, mit Verachtung und Hohn überschüttet, mein Herz, wenn es sich ihm demüthig wieder nahte, mit Füßen getreten, Sie würden mich leichter begreifen, daß ich mich nach einer Maneshand sehnte, die mich ehrte und schirmte. Ich war ja nur noch ein schwankes Rohr im Lebenssturme.

Und Sie haben die Entschuldigung, daß Männer nicht stärker waren, sprach Rudolf mit einem bittern Lächeln. Vergeblich harrte er auf Antwort. Einige Minuten vergingen in drückendem Stillschweigen, dann fuhr er fort: Und warum erzählten Sie mir das alles?

Ich hielt es für meine Pflicht, murmelte sie, und ihre Wangen brannten jetzt in einem Gefühl der Furcht und Scham.

Rudolf wiegte den Kopf.

Das klingt so gut — Pflicht! — man glaubt förmlich zu empfinden, wie fest und sicher man sich auf diesen Stab stützen kann. Aber auch er täuscht und versagt uns, wenn wir seiner vielleicht am nöthigsten bedürfen. Es gibt doch so manches, das sich nicht kurzwurz abfertigen läßt: ich that ja meine Pflicht! — manches, das noch höher steht, als diese Buchstabenpflicht.

Sie schien ihn nicht ganz verstanden zu haben. Mit angstvollen Augen sah sie zu ihm auf und flüsterte: Nun verurtheilen auch Sie mich und werden meiner nur noch mit Widerwillen und Verachtung gedenken. O, glauben Sie mir, daß ich stets überzeugt war, ein Weib müsse sich unendlich beglückt und treulich vor allem Leid geschirmt in Ihrer Liebe fühlen. Ein beneidens- und erstrebenswerthes Los schien es mir —

Leider stehen Sie mit dieser Ansicht wohl ziemlich vereinzelt da. Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen dafür. Ganz aufrichtig und offen. Sie hatten nicht nöthig, sich vor mir zu demüthigen. Auf meiner Seite liegen Irrthum, Wankelmuth und Schuld. Weder zu Groll noch zu einem andern feindseligen Gefühl gaben Sie mir Anlaß. Nur ich selbst war mein einziger Feind.

Doch auch treue Freunde stehen Ihnen noch immer zur Seite: Froben, Wissowski, Ihr Bruder, Ihre Gemahlin.

Rudolf erhob sich.

Ich hoffe, daß Sie recht behalten. Sie werden uns verlassen?

Mit dem nächsten Zuge verlasse ich Bralin — vielleicht für immer.

Mit Froben?

Eine heiße Röthe stieg ihr abermals in die Wangen.

Nein, er weiß nicht einmal, daß und wohin ich gehe. Ich habe ihn doch verloren — nun, ich wollte es ja nicht anders. Er hat seine Kunst und ich — die große weite Welt, in der es doch auch für mich ein Fleckchen der Ruhe geben wird. Leben Sie wohl, Baron. Für Sie erhoffe ich noch ein schönes, echtes Glück, und mir gönnen Sie die Gewißheit, daß Sie meiner nicht im Zorn gedenken.

Mein Wort darauf. . .

Fast leidenschaftlich faßte er die warme bebende Frauenhand und schaute noch einmal tief in die braunen Augen; doch nicht mehr das sinnbethörende heiße Locken strahlte ihm daraus entgegen, sondern nur der stille reine Glanz entschlossener Resignation.

Fast schien es doch, als hebe ein Seufzer seine Brust, indem er sich abwandte. Verglühtes Feuer — wie gefährlich es gewesen sein mag —, die todte Asche wirkt immer wehmüthig und entmuthigend.

Lona gab ihm noch das Geleit bis zur Thür.

Mein Bruder wird Sie schmerzlich vermissen, sagte er, bereits auf dem Flur.

Ein Anflug des alten schalkhaften Lächelns zuckte über ihr schönes Antlitz.

Für ihn fürchte ich nichts. Ihn kann wohl eine Geliebte, nicht aber die Liebe verlassen. Ob die Blonde, ob die Braune, ist ja auch schließlich unter Kameraden ganz egal. . .

Und so schieden sie lächelnden Mundes. —

Zwei Stunden später stand Lona auf dem Bahnhof. In zehn Minuten mußte der Zug kommen. Zum letzten Male blickte sie über das Städtchen, über welchem der schwere Kohlenrauch als eine im Abendglanze purpurn-violett schimmernde tiefe Wolke hing — zum letzten Mal! — ein unheimliches Frösteln schüttelte ihren Körper.

Da sprach neben ihr eine klangvolle Stimme: Um Mitternacht haben wir Regen. Schade, daß er nicht sechsunddreißig Stunden früher kam. In einem soliden Guß macht die schönste Revolution pleite. Herr von Bronsart war doch ein großer Mann: die Feuerspritze thut es! — Es scheint, Sie reisen, gnädigste Frau?

Ganz langsam hatte sie sich umgewandt. Seit sie ihren Entschluß gefaßt, war auch die Gewißheit über sie gekommen, daß sie ihn noch einmal sehen werde. Er trug seinen ihr wohlbekannten alten Reisemantel. Aus dem Billettäschchen sah eine Fahrkarte der ersten Classe hervor, welche sie stets, er sonst nie benutzte. Ihre soeben noch fröstelnden Glieder schienen ihr plötzlich von siedender Gluth durchströmt.

Es kann hier meines Bleibens nicht länger sein, antwortete sie.

Ah — haben Sie sich nun doch fürchten gelernt?

Vor mir selbst, vor den Gespenstern der Erinnerung, vor der Einsamkeit und vor dem Reichthum. Sie wissen, daß Herr von Rudow nähere und namentlich hilfsbedürftige Angehörige nicht besaß. Ich — ich werde also seinen Nachlaß zu gemeinnützigen Anstalten verwenden. Es fehlt hier an Kranken- und Erziehungshäusern. . .

Teufel auch. . . Der Maler lachte scharf auf. . . Sie haben doch immer originelle Ideen, theure Lona. Und Sie selbst Oberin —, Familienmutter oder so was?

Diesmal verläßt Sie Ihr Scharfblick. Ganz im Gegentheil, verehrter Meister, ich gedenke mich wiederum der Schriftstellerei zu widmen, der letzten Zuflucht aller problematischen Naturen, und wenn ich mal über ein Blatt verfügen kann, werde ich Ihre Bilder herauszustreichen nicht vergessen.

Gellendes Pfeifen kündete das Nahen des Zuges an. Mit einem Satze sprang Froben neben Lona: Du gibst dein Vermögen auf?

Ja!

Willst du zum Ersatz mich annehmen?. . Blitzschnell legte er seinen Arm um die im jähen Schreck taumelnde weiche Frauengestalt. . . willst du? — liebst du mich noch? — vertraust du nun meiner Kraft?

Sie vermochte nicht zu antworten. Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme; sie erfaßte seine Hand und preßte sie an ihre Lippen.

Jetzt hielt der Zug. Mit starken, zärtlichen Armen hob Benno Froben die Wiedergewonnene, die sich wild an seine Brust schmiegte, in den Wagen.

Endlich gerettet, sprach er und schlug die Thür zu.

17.

Tag für Tag verstrich, aber keiner brachte die Entscheidung, die Rudolf Elstra bangend erwartete. Er zweifelte nicht daran, daß Rose ihren angekündigten Vorsatz, sich nun für immer von ihm zu trennen, durchführen werde; er las den unerschütterlichen Entschluß in ihren Augen, die einen so sonderbaren, harten, kalten Ausdruck angenommen hatten, daß er sich bis-

weilen fast vor ihr fürchtete. Das Schuldbewußtsein machte ihn schwach und feig. Sie hatte ein Recht, ihn zu verlassen. . . jetzt ging er strenger mit sich ins Gericht als je zuvor.

Jene letzte Unterredung mit Lona von Rudow brannte ihm noch immer wie ein glühender Flecken auf der Seele. Das schwache, leidenschaftliche, irrende Weib war zu entschuldigen, aber er, der durch heilige Fesseln gebundene, gereifte Mann —! Welch ein wahnwitziger Rausch hatte ihn erfaßt, in welchem er Pflicht und Ehre hatte so vergessen können. Eines Weibes Spielzeug war er gewesen, weil sie den nicht haben konnte, den sie wünschte; nichts hätte den stolzen Mann schärfer treffen, tiefer demüthigen können, als diese Erkenntniß.

Aus Berlin war eine lithographirte Karte eingetroffen: „Benno Froben, Lona Froben, Vermählte."

Daß für Rose ein Brief beigelegen, wußte Rudolf gar nicht. Er nahm zwar regelmäßig an den Familienmahlzeiten theil, lebte aber sonst nur seiner Arbeit. Die wenigen Mußestunden widmete er seinen socialpolitischen und gemeinnützigen Bestrebungen, mit denen er immer mehr zu allgemeiner Anerkennung durchdrang. Wissowski unterstützte ihn darin mit seinem ganzen Einfluß. Fast ohne daß sie selbst es bemerkten, kamen sich die beiden Männer näher.

Von jenem Document war keine Rede mehr zwischen ihnen. Oft aber schwebte auf Rudolfs Lippen die unumwundene Frage, ob Wissowski selbst an die Echtheit des Papiers glaube; immer wieder wo er ein Ziel vor Augen sah, wie er es lange erstrebt, eine Arbeit übernommen zum Wohle von Tausenden, fürchtete er den Tag, der ihn aus Bralin vertreiben würde.

Und doch mußte dieser Tag kommen. Jetzt wußte er, daß Rose ihm nicht mehr verzeihen konnte. Nachdem er um einer andern Frau willen den ihm anvertrauten Posten pflichtwidrig verlassen, hielt er es selbst für unmöglich, seine Ehe in der von gegenseitiger Höflichkeit, Duldung und Achtung getragenen, kühl-ruhigen Form weiterzuführen, wie er es vordem beschlossen.

Ein dumpfer Druck lastete auf seinem Herzen, der sich oft bis zu einem heißen, erstickenden Gefühl steigerte, wenn ihn im Vorübergehen ihr Kleid streifte oder bei Tisch ihre Hand die seinige berührte. Es war ja nicht zu vermeiden, — sie hatte sich eben darein ergeben, noch eine Zeitlang vor der Welt den Schein zu wahren, aber daß sie es in so unzerstörbarer Ruhe und Kälte vermochte, das brachte oft genug sein Blut zum Sieden. Ganz wie damals, wo sie, ein harmloses, holdes, fröhliches Mädchen, ihm unerreichbar und doch einzig begehrenswerth erschien.

Heute nannte die Welt sie sein Weib, und sie war weiter von ihm getrennt als je zuvor.

Eines Tages stand er im Begriff, Wissowskis Arbeitszimmer zu verlassen, als er draußen auf dem Flur ihre Stimme hörte.

Also in der nächsten Woche wird der Herr Lieutenant so weit hergestellt sein, daß er nach R. . . übersiedeln kann?

Sagen wir in vierzehn Tagen, gnädige Frau, antwortete der tiefe Baß des Doctor Roth.

Abermals ein Hinausschieben, Doctor! — Schon vor länger als einer Woche gaben Sie nur noch diese Frist.

Ein Arzt kann sich auch irren. . . Die Stimme des Doctors klang ein wenig verlegen. . . Die Heilung stockt ganz unerwarteter Weise. Eine Voreiligkeit will man nicht begehen, besonders da der Patient sich doch in einem verwandten Hause befindet.

Aber, lieber Doctor, ich beabsichtige eine längere, sehr dringende Reise, die ich doch nicht antreten kann, solange wir den Kranken hier haben.

Fräulein Lisa sorgt in ausgezeichnetster Weise für ihn.

Sie würde es kaum noch dürfen, wenn ich nicht hier wäre. Mit ihren siebzehn Jahren wäre sie doch keine geeignete alleinige Pflegerin am Krankenbett eines Lieutenants. Bedenken Sie das Geschwätz der Welt.

Ach so, — na, lassen Sie sie schwatzen, brummte der Doctor. Um solche Etikettefragen kann ich mich nicht kümmern. Die dulde ich auch nicht bei meinen Kranken. . .

Sie schritten weiter.

Rudolf wußte schon genug. Eine Viertelstunde später hatte er seinem Bruder das Gehörte mitgetheilt.

Anfänglich war Gerhard ein sehr unbändiger Patient gewesen, besonders, als die Frobensche Vermählungsanzeige eintraf. In seinem jäh aufbrausenden Zorn verrieth er wider Willen, wie er um Lona geworben und wie sicher er sich schon seines Sieges gefühlt, — eine neue Beschämung für Rudolf, die aber trotz ihres scharfen Stachels doch wohl das Gute hatte, das Bild der launenhaften schönen Frau noch schneller aus seinem Herzen zu verwischen.

Der heißblütige Lieutenant tobte sich in den tollsten Verwünschungen des gesammten weiblichen Geschlechts im Allgemeinen und jener herzlosen Kokette im Besondern aus, da er es in Thaten nicht konnte, und dieses sehr einfache Mittel schien sich als ganz probat zu bewähren. Nach acht Tagen konnte er das Bett mit einer Chaiselongue vertauschen, und von Stund an kam der Name Lona nicht mehr über seine Lippen. Jedenfalls nahm er Rücksicht auf die beiden Damen des Hauses, die es für ihre Pflicht hielten, den im Interesse ihres Vaters Verwundeten nun so viel als möglich zu zerstreuen. Allmählich ging dieses Amt einer Gesellschafterin mehr und mehr auf Lisa über, wiewohl sie stets, solange sie zusammen waren, stritten.

Es schien, als könnten die beiden auch über den geringfügigsten Punkt niemals gleichen Sinnes werden.

Jetzt fuhr Baron Gerhard blutroth empor: Teufel auch, das nennt man moralisch hinauswerfen. Du mußt dich verhört haben, oder ich bin dir überlästig. Von Rose kann ich es nicht glauben. Sie ist viel, viel anders, als ich es mir je früher vorgestellt, so vornehm, so echt weiblich und gütig. Auch dein Schwiegervater, ein Gentleman, trotz seiner scheinbaren Krämerhaftigkeit. Aber du — obwohl ich nicht begreife —

Ich wiederhole nur ganz wahrheitsgetreu, was ich mit eigenen Ohren gehört, versetzte Rudolf entschieden. Daß ich mich selbst verletzt fühle, wirst du mir auf mein Wort glauben, doch ebenso, daß ich nichts thun kann.

Wenn deine Frau verreist, kann ich natürlich nicht bleiben. Das versteht sich von selbst. Aber warum hast du mir nie etwas von dieser Reise gesagt? Wohin kann sie auf längere Zeit gehen, da du hier ja wohl unentbehrlich bist?

Rudolf wandte sich zum Fenster, um die Röthe der Beschämung zu verbergen, die auf seinen Wangen aufglühte.

Allerdings wird Rose allein reisen. Sie ist sehr angegriffen.

Meinetwegen, brummte Gerhard verdrießlich. Jemandem zur Last fallen ist nicht meine Sache.

Ich wollte, ich könnte mit dir gehen, fuhr es Rudolf gegen seinen Willen heraus.

Unsinn; mir scheints, es geht dir zu gut, darum weißt du selbst nicht mehr recht, was du eigentlich thust und willst.

Um weitern Erörterungen zu entgehen, verließ Rudolf wortlos das Krankenzimmer. Gerhard zündete sich eine Cigarre an, paffte gewaltige Rauchwolken in die Luft und fluchte dazwischen halblaut auf eine Weise, die allerdings mehr an den Reitplatz als an ein Krankenzimmer gemahnte.

Brr—, das hört und sieht sich ja graulich an.

Er hatte gar nicht gehört, wie sich die Thür geöffnet, um eine schlanke Mädchengestalt einzulassen; erst der helle Klang ihrer Stimme machte ihn aufmerksam.

Wie reizend sie aussah, während sie mit Händen und Taschentuch die dichte Rauchwolke zu zertheilen suchte.

Ueben Sie sich Complimente für Ihre Ulanen ein? Pfui, wie kann man solche häßlichen Worte gebrauchen?

Die blauen Kinderaugen blickten ihn strafend an.

Wenn man aus der Haut fahren möchte, hält man sich gewöhnlich nicht an Adelfels Lexikon des guten Tones, versetzte Baron Gerhard gereizt. Uebrigens werde ich Sie nicht mehr lange ärgern. Ich reise noch heute ab.

Das rosige Mädchenantlitz wurde plötzlich blaß.

Es ist nicht möglich; Doctor Roth erlaubt es nicht. Welchen Grund könnten Sie auch haben! Sie wollen mich nur ängstigen! — Und wirklich sah ihr unfaßbares Bangen aus den Augen.

Hier kommt es nicht mehr auf den Doctor noch auf mich an, sondern der gute Ton, durch meinen Herrn Bruder verkörpert, befiehlt, und. . .

Allerdings, fiel Lisa mit harter, scharfer Stimme ein, hier ist kein Boden für einen preußischen Officier.

Blutroth im Gesicht richtete sich Gerhard auf und schritt mühsam auf Lisa zu. Erschrocken wich sie zurück, aber endlich erreichte er sie doch, und ihre Hände fassend, sprach er bitter: Können Sie das thörichte, alberne Wort nicht vergessen? Oft schon glaubte ich gewiß sein zu dürfen, Sie hätten es vergeben und vergessen. Nun strafen Sie mich damit wieder, während mein Herz vor der Trennung bangt. Sehen Sie, Lisa, ich Narr bildete mir ein, Sie hätten mir nicht nur verziehen, sondern mich sogar ein bißchen liebgewonnen —

Er hielt inne, wie eine Antwort erwartend, aber die frischen Mädchenlippen blieben fest aufeinander geschlossen. Das wie in Blut getauchte Gesichtchen senkte sich immer tiefer auf die stürmisch wogende junge Brust herab.

Lisa — antworten Sie mir gar nicht?

Hier ist kein Boden. . ., klang es bebend, kaum verständlich.

Aber das ist ja Unsinn! Im Gegentheil, ich bin hier leiblich und körperlich genesen, daß es mir ist, als wäre ich ein ganz anderer Mensch geworden. Nicht mehr so dünkelhaft, so unüberlegt, so wankelmüthig und kleinlich. Nun begreife ich, warum die Braliner Kameraden so gern bei euch verkehrten, und daß sie ein gutes Recht dazu hatten. Durch dich, Lisa, bin ich aus einem Knaben zum Manne gereift. . .

Baron Gerhard schien seines Sieges schon recht sicher zu sein; er legte seinen Arm, ein wenig langsam zwar noch, aber ohne erheblichen Widerstand zu finden, um die schlanke Mädchengestalt und zog sie fest an sich. — Und auch ein Glücklicher kann ich nur durch dich werden. Sag ja — ganz schnell, bitte, bitte!

Nein, nein — Ihre Mutter!

Gerhard lachte hell auf.

Die hast du ja längst erobert, indem du sie so derb abfertigtest. Aus meinen Briefen weiß sie, wie es um mein Herz steht. Natürlich jammert es sie ein bißchen, aber das darfst du einer geborenen Gräfin Sturm nicht gar so übel nehmen. Im Grunde ist sie doch schon völlig damit einverstanden, daß sie kein holderes, lieberes Töchterchen bekommen kann und nie ein anderes bekommen wird als dich. Und was meinem Bruder recht war, kann mir billig sein. Soll ich es schlechter haben als er? Nein, Lisa, das kannst du nicht wollen. Du liebst mich ja doch. . .

Und als er nun sein Antlitz zu dem ihrigen herabneigte, da zuckten ihre Lippen blitzschnell den seinigen entgegen.

Du Böser — Stolzer! — Aber an unserm Hochzeitstage machst du mir ein anderes Gesicht als zu Rosas Trauung! lachte Lisa unter seinen Küssen.

* * *

Rudolf Elstra schritt durch den Park zur Stadt hinab. Sein Antlitz war auffallend blaß, und seine Augen leuchteten wie im Fieber. Soeben hatte Gerhard ihm seine Verlobung mitgetheilt. Das warf alle seine Erwartungen und Beschlüsse wirr über den Haufen. Die Trennung wurde noch schwerer als zuvor, und doch war sie noch ebenso unumgänglich. Durfte er nun noch länger Gerhard die Existenz jenes Documentes verschweigen!

Dicht vor dem Bureaugebäude stieß er auf Lieutenant von Born, der mit gemessener Höflichkeit grüßte und eilig vorüberschreiten wollte, jedoch sehr erstaunt anhielt, als Rudolf an ihn herantrat und ihm in ungewöhnlich warmer Weise für den Schutz der „Fröhlichen Hoffnung" während der Arbeiterrevolte dankte, woran er mit dem Bedauern, daß dies erst so verspätet geschehen könne, eine dringende höfliche Einladung knüpfte. Herr von Born war so überrascht, daß er kaum zu antworten vermochte. Ganz hochroth stieß er einige dankende Worte hervor, während Rudolf seinen Weg fortsetzte.

Er war mit sich selbst einig — Rose sollte nicht ihren Freunden durch seine Schuld entfremdet werden; ihre Ehe bestand ja eigentlich gar nicht, war eine Formalität, die wieder zu lösen nur noch eine Frage von Monaten sein konnte. Wahrlich, von ganzem Herzen gönnte er ihr ein echtes Glück — und dennoch hatte ihn eine tiefe, unsägliche Traurigkeit erfaßt. Ihm war, als habe er nun den letzten Schritt gethan, der ihn auf immer von Jugend, Liebe und Glück trennte.

Sonst hatte er sich stets zur Arbeit zu zwingen vermocht. Heute war die Träumerei stärker als seine Willenskraft, der Traum von jenen Frühlingstagen im Parke der „Fröhlichen Hoffnung", da ihn selbst ein seliges Hoffen erfaßt hatte.

Vorbei — vorbei!

Erschrocken fuhr er empor. Die Thür war aufgegangen, eine schlanke Frauengestalt hereingetreten.

Rose — du? rief er, fast erschrocken aufspringend.

Verzeih — daß ich dich störe —, sie sprach schnell und heiser. In dem scharfen elektrischen Licht erschien ihr Antlitz todtenbleich. Ich kann nicht viele Worte machen. Man hat dich mit Herrn von Born gesehen. Du hast Streit mit ihm gesucht — das Duell darf nicht stattfinden.

Deine Besorgniß ist völlig unnöthig, erwiderte Rudolf, mühsam gefaßt und schob einen Sessel für Rose heran. Ich wechselte mit Herrn von Born nur einige durchaus freundliche Worte und hoffe, daß er recht bald meiner Einladung nachkommt. Ob ich zu einer solchen noch berechtigt war, weiß ich zwar nicht, doch glaubte ich. . .

Du sprichst nicht die Wahrheit, stieß Rosa hervor. Du wirst dich mit ihm schlagen.

Nein!

Täusche mich doch nicht, Rudolf. Ich weiß ja, ich errieth es, sobald man mir von eurer Begegnung erzählte. Steh ab davon, du mußt es — hörst du! Mein Vater hat dir unrecht gethan. Seit einer Stunde weiß ich, warum du um mich warbest und warum du mich von dir stoßen mußtest. Der Arme that es, um, wie er meinte, das Glück meines Lebens zu sichern. Seit einer Stunde auch zweifelt er an der Echtheit jenes Documentes. Beim Suchen unter alten Papieren entdeckte er zufällig Briefe des Großvaters, welche in ihm diesen Zweifel wachrufen mußten. Im ersten Schreck entdeckte er sich mir. Und nun begreife ich, daß du eine Pflicht gegen die Deinigen zu erfüllen glaubtest, und daß du dennoch unglücklich werden mußtest, denn du liebtest eine andere.

Ich liebte nur dich, sprach Rudolf mit dumpfer, schwerer Stimme, aber dein Herz gehörte Born.

Born? rief sie gellend dazwischen und hob abwehrend beide Hände.

Er achtete dessen nicht.

Du bist frei, fuhr er fort. Doch eines möchte ich dir noch sagen: Wenn auch eine andere bisweilen meine Seele zu verwirren gewußt hatte, das Beste meines Herzens gehörte nie ihr, stets nur dir. Dieses Geständniß mag dich für die Ungerechtigkeiten entschädigen, die ich dir zugefügt habe. Von ganzem Herzen wünsche ich dir das Glück, das ich dir selbst nicht bereiten konnte. Verhängnißvoller Wahn! Zwischen zwei Pflichten schwankend verfehlte ich trotz besten Willens den rechten Weg. Ich werde Schuld und Sühne wie ein Mann zu tragen suchen. Dich, Rosa, bitte ich um Verzeihung. Sie wird dir nicht schwer werden, und — Herr von Born ist nicht in Gefahr!

Er hatte mühsam mit wogender Brust gesprochen, als koste jedes Wort ihm eine unsägliche Ueberwindung. Seine Augen hafteten am Boden, seine Hände bebten.

Langsam glitt die schlanke Frauengestalt dicht an ihn heran.

Rudolf, hast du mich je wahrhaft geliebt? Nicht um Born zitterte ich — nur um dich! Dir gehörte mein Herz, seit ich dich gesehen, dir, selbst als du es grausam martertest und mit Füßen tratest. Meine Liebe konnte nie aufhören, nur meine Achtung, und diese gewannst du zurück in den letzten Wochen. Jetzt erst, nachdem ich alles weiß, begreife ich, was du gelitten, wie du in echtestem Mannesmuth Herz und Sinne und Stolz gebändigt um der Pflicht willen, wie du gekämpft gegen die Welt und gegen dich selbst. Bewundern hab ich dich gelernt, da du in deiner stillen, treuen Weise für die Bedrängten eintratest, stark und mild, ein Held, wie kein tapferer je auf dem Schlachtfelde gestanden. Um dich frei zu geben kam ich hierher, aber dein Mund hat eine süße neue Hoffnung in mir geweckt. Gedenkst du noch des holden Frühlings, als still die Liebe in uns emporblühte! Kann er wiederkehren? Sieh, ich biete mich selbst dir an, bar jedes Stolzes, aber mit dem Schwur, daß nie ein anderer Mann in meinem Herzen lebte, noch leben wird, Rudolf. . .

Er hatte den Blick erhoben und sah forschend in ihr flammendes, holdes Antlitz, in die voll reinster Liebe und demüthiger Hingebung strahlenden blauen Augensterne, und ihm war, als falle plötzlich der beklemmende eisige Reif von seinem Herzen, der es so lange gefesselt. Mit einem Jubelruf öffnete er die Arme und schloß die Bebende an seine Brust.

Mein Weib — mein süßes Weib. Für immer dein!

(Ende.)

Modern.



„Frau Meier nicht zu Hause?"
„Nein! Meine Frau ist verreist — sie mußte auf die 3. Wanderkneipe für Radfahrer!"

Zu ernst gemeint.

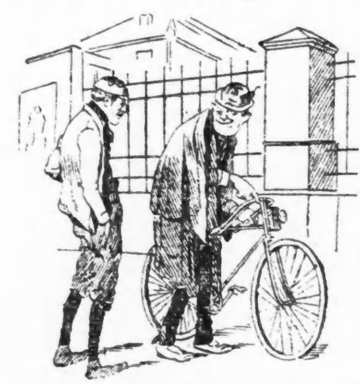
„. . .Mama ist wüthend, weil Sie mich geküßt haben!"
„Es ist mir allerdings leid, daß sie es gesehen, — doch einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren!"
„Wie sagen Sie — in Ehren? Ich hab' geglaubt, Sie wollen mich heirathen?!"

Auch eine Geldheirath.



Straßenräumerkathi: „Hast D' schon g'hört, Lotti, der Latrinenkobi heirathet ja jetzt die Hausirerpepi — sie hat bei der letzten Lotterie 25 Mark gewonnen!"
Lotti (Stiefelwichserswittwe): „Was D' net sagst!... Halt auch wieder so 'ne Geldheirath!"

Unter Collegen.



Erster Dieb: „Denk' Dir, mir wurde mein Rad gestohlen!"
Zweiter Dieb: „Wie sich das trifft! Ich hab' soeben ein's gestohlen! . . . Sieh' 'mal nach, ob es vielleicht das Deinige ist!"

In Compagnie.



A. (in der Kunstausstellung, vor einem Stillleben): „Dieses Bild ist von mir und dem berühmten Maler Zucci!"
B.: „Wieso?"
A.: „Ich hab' nämlich die Würst' gemacht, und er hat sie abgemalt!"

Bauernstolz.

Von J. Haydn.

„Na, na, dös gibt's net, a arm's Hascherl, wie d' Lisei därfst net auf mei'n Hof als Dei Eh'holt'n bring'n, sunst — konnst abzieh'n!"

Diese Worte, die der Gundelbauer mit einem brutalen Aufstoßen seiner Faust auf den Tisch noch bekräftigte, klangen seinem Sohne, dem Quirin in die Ohren, als er am Dreifaltigkeits-Sonntag in der Kirche die Predigt des geistlichen Herrn anhörte, der so eindringlich von Menschenliebe und Demuth sprach. Ja, die grausamen Worte des Vaters verfolgten ihn noch, als er in's Freie trat, — als ihm der tiefblaue Himmel, die ganze Zauberpracht der Gebirgswelt entgegenlachte.

Dort, — unter jenen Lindenbäumen, deren duftende Blüthen von einem leisen Windhauch bewegt, herabwirbelten, hatte er die Lisei gestern Abend gesprochen.

Ihr Kuß brannte noch auf seinen Lippen. — Ihr erster Kuß!

Denn das wußte er, daß die Lisei noch keinen andern Burschen geküßt hatte.

Beim Sonnenuntergang — als sie ihm gestern auf dem Bergabhang begegnete, — als er ihr so deutlich an ihrem strahlenden und glühenden Gesichterl ansah, wie lieb sie ihn habe, — da hatte er sich nicht mehr bemeistern können. — — —

Und wie sie ihm seinen Kuß zurückgab!

Solch ein Gefühl von Glück und Seligkeit war noch nie über ihn gekommen!

O wenn er hätte reden dürfen! — Doch er konnte, — er durfte es ja nicht!

Sein gestrenger jähzorniger Vater wollte ja nur eine reiche Schwiegertochter auf seinem Hofe. — So war es schon seit undenklichen Zeiten bei den protzigen Gundelhofbauern gehalten worden, deren Sippe zu den ersten und reichsten in der ganzen Gegend gehörte.

Und ein gut Theil Bauernstolz war auch schon in den stattlichen Quirin gefahren, der es sehr wohl verstand, die Leute so von oben herab anzusehen, — der von jeher lieber commandirte, als selbst Hand anlegte und für den die Mutter in der Kuchel immer eine Extra-Wurst bereit hielt. — So ein reicher Großbauern-Sohn wie der Quirin sollte sich nun einschränken, damit er mit dem Mädel seines Herzens einen eigenen Herd gründen könne?! —

Das war viel verlangt! Das brachte der stolze, verwöhnte Quirin, dem bis jetzt alle Steine und Steinchen aus dem Wege geräumt worden waren, nicht fertig! — —

Da er das fühlte, und da seine Selbstsucht doch noch viel, viel größer als seine Liebe war, so traute er sich nicht, sich auf eigene Füße zu stellen, selbst jetzt nicht, trotzdem ein arbeitsames und sparsames Mädel mehr Gewähr für eine segensreiche Zukunft bot, als eine im Nichtsthun und Wohlleben aufgewachsene reiche Bauerntochter.

Und wie riegelsam war die Lisei und wie ein Doctor verstand sie das Vieh. Die erste war sie in aller Früh auf den Beinen, die letzte im Bette.

Aber mit all ihrem Fleiße konnte sie doch das nicht wieder gut machen, was ihr leichtsinniger Vater geschadet. Sie half ja ehrlich mit, ihn wieder in die Höhe zu bringen, und ein bischen herausgearbeitet hatten sie sich schon.

Und heute sollte ihr auf einmal das Glück kommen. Gestern Abend unter den blühenden Bäumen hatte sie eine Ahnung davon gehabt. Wenn auch sein bauernstolzer Vater dagegen war, — wenn nur der Quirin fest aushielte, dann wollten sie den Alten schon herumbringen.

Warm und sonnig wie der Sommertag, so war es auch in ihrem Herzen, und sauber — recht sauber hatte sie sich für ihn gemacht.

Er mußte ja denselben Weg wie gestern kommen.

Unter den Lindenbäumen stand sie mit hochklopfendem Herzen, sie wartete auf ihn und als sie ihn sah, that sie einen Juchschrei so voll von Glück, so laut, daß es von den Bergen hallte.

„Grüaß Gott, Quirin!" rief sie ihm zu, nahm ihren mit Edelweiß geschmückten Hut ab, ihn hochschwenkend. Rosig und frisch stand sie vor ihm.

Ihr schmuckes Feiertagskleid umschloß ihre hohe kräftige Gestalt, ein inneres Glück strahlte aus ihren Augen. —

Und der Quirin?!

Er sah das Alles, — ja mächtig zog es ihn zu ihr, — aber er bemeisterte sich heute, der „starke" Quirin. Die Worte seines Vaters schlugen an sein Ohr.

Nicht einmal die Hand traute er sich ihr zu geben, obwohl sie ihm treuherzig die ihre entgegenhielt. —

Er durfte ihr ja nicht zeigen, wie lieb er sie habe, — kalt, — kalt mußte er scheinen.

Er wollte ihr keine Hoffnung mehr machen, — denn abziehen müßte er sonst vom Gundelhof mit den behaglich eingerichteten Kammern, den kühlen Plätzen im Garten und vor dem Hause.

Entbehren müßte er dann seine Leibgerichte, — das gute selbstgebraute Bier.

Wie er das Alles wieder und wieder überdachte, — da wurde es ihm immer weher und weher um's Herz und er schwieg noch immer.

Sie sah ihn groß an.

Heute hatte sie doch etwas ganz Anderes von ihm erwartet!

Oder war auch sein Herz so voll, daß er nicht sprechen konnte? —

Aber, — die Hand hätte er ihr dann doch geben dürfen, nach dem Kusse — der ihr gestern so viel gesagt! —

Wie der Quirin noch immer so stumm und kalt vor ihr stand, da kam ihr plötzlich der Gedanke — und wie ein Dolchstich ging's durch ihr Herz — daß er nur sein Spiel mit ihr gehabt. Ihr Stolz erwachte, — sie wollte schon weitergehen, als er sie festhielt.

„Mei Votar," — stotterte er, — „i bring's nit ferti, Liesel, — i konn do den alt'n Mann nit vor den Kopf stoß'n!"

Sie war fahl geworden, — sie hatte verstanden, was er meinte.

Lautlos wandte sie sich ab und eilig stieg sie den Abhang hinan. Oben blieb sie stehen, ihre Füße trugen sie kaum mehr, — dann wischte sie sich mit der Hand über den Mund, — gerade als wollte sie den Kuß wegwischen.

* * *

Als der Quirin am Abend nochmals wegen der Lisei mit seinem Vater sprechen wollte, da rief der Gundelbauer dunkelroth im Gesicht und mit rollenden Augen:

„Und noch mol sag i Dir, daß i von der Liesei und ihrer Sippschaft nix wiss'n will. Die verschandelten jo mein ganz'n Hof. Du host d' Wahl, — willst d' Liesei zur Eh'holt'n, so muaßt von mei'm Hof abzieh'n, do muaßt Dir Dei Brod selber verdiena. Do hoaßt's fest anpack'n und schmole Biss'n! Wennst's nur aushalt'st, Bua! Bist aber pfiffi wie's all d' Gundelbauern san und wor'n, so holst an Rosenbusch's aus'm Garten und fahrst mit unserm Wagerl nach Tegernsee, — do halt'st in Zucht und Ehr'n um d'Cenzerl vom Bartlhof = Bauern an, — der hot Geld wie Heu und d' Cenzei is sei oanzig's Kind!" —

„Aber dös Deandl hot jo aan Kropf!" meinte der Quirin verzagt.

„Dalketer Bua, 's Geld deckt alles zu!" tröstete ihn der Alte, „beim Kramer giebt's die schönst'n Halstüacherln. Dei Muatter war no schiacher als d' Cenzei, und i hon do gut mit ihr g'haust! Mei Stolz woar halt aa, in a Freundschaft z'heirath'n, wo a Geld is und wo d' Mannsleut wos gelt'n in der G'moa!"

„Aber — i hon d' Liesei so viel gern!" stieß der Quirin heraus.

„Larifari, Bua, übers Gernhob'n bist scho drauß'n mit Deine achtundzwonzig Johr, — jetzt hoasts heirath'n und a Deandl heiroth'n, die aa mir ansteht — sunst! —"

Wenn auch dem Quirin der Unterschied zwischen „Heirathen" und „Gernhaben" etwas schwer einleuchtete, — so hatte ihm doch die Drohung, von dem reichen väterlichen Anwesen abziehen zu müssen, einen heillosen Schrecken eingejagt.

Und als ihm sein Vater die Höfe, Wiesen und Felder und Sennhütten aufzählte, die der Bartelbauer in Tegernsee sein eigen nannte, — da glänzte sein wohlgenährtes Gesicht immer zufriedener.

* * *

Schon am nächsten Sonntag fuhr der Quirin mit einem großen Hochzeits = Busch'n dem Ufer des lieblichen, von Waldgebirgen umgebenen Tegernsee's entlang.

Vor dem stattlichsten Hof im Dorf hielt sein Grauschimmel. —

Stolz, wie es einem Großbauernsohn ansteht, trat er vor die Cenzei, — stolz nahm auch sie ihm den Buschen ab.

Noch an demselben Tag gab sie ihm feierlich den Verlobungskuß.

Ob er dem Quirin so gut geschmeckt hat, wie jener von der Liesei?! — —

„Alles, — konn mer doo nit ums Geld hob'n!" dachte etwas verstimmt der Bräutigam. —

Aber er tröstete sich, — kam doch der Kuß der Cenzei von Lippen, die mit ihrem „Ja" ihm ein sorgenloses Dasein und Wohlleben versprachen, und das war dem verwöhnten Quirin doch am begehrenswerthesten.

Der alte Gundelhofbauer weinte Freudenthränen, als sein Bua als Hochzeiter heimkam, er umarmte ihn, klopfte ihm dann auf die Schulter und rief:

„Du bist holt a echter und a rechter Gundelbauer, — host aa Dei'n Stolz und bist nit aus der Art g'schlag'n!"

* * *

Die Liesel war gerade in ihrer Sennhütte und schöpfte den Rahm ab, als ihr der Gaisbub die Neuigkeit brachte.

Sie wurde todtenbleich.

„D' Cenzei und der Quirin, — do kommen zwoa große Hauf'n Geld z'samm!" meinte der Jäger, der gerade Rast in der Hütte hielt. —

„Aber Du flennst ja, Liesei," flüsterte ihr der Gaisbub zu. —

„'s is mir eppes in's Aug' g'flog'n," lächelte sie unter Thränen, und ging langsam hinüber in die Vorrathskammer, um da ihrem armen Herzen Luft zu machen.

Macht der Gewohnheit.



„Bitte, lassen Sie uns umkehren, Herr Doctor! Ich möchte mit der Dame, die dort kommt, nicht gern zusammentreffen!"
„Ganz wie Sie wünschen, gnädiges Fräulein . . . Vermuthlich Ihre Schneiderin, nicht wahr?!"

— Auf dem gewohnten Pfade sieht man zuletzt gar keine Scheidewege mehr.

— Das kleinere Uebel. Junge Frau: „Ich weiß nicht, lieber Mann, soll ich mich lieber im Klavierspiel üben, oder soll ich kochen?" Ehemann: „Hm, weißt Du was, spiele lieber Klavier!"

Inventar-Transport.

Studiosus Amandeus Tümperl will ausgehen und nimmt, gegen seine Gewohnheit und trotz des schönen Wetters, seinen Regenschirm mit. Auf der Treppe trifft er die Wirthin, die bei seinem Anblick erschrocken und protestirend ausruft: „Aber, Herr Tümperl, Sie haben mir ja noch gar nicht gekündigt!"

Ein guter Kerl.

In einem Dorfe wird ein Wunder der Neuzeit in Gestalt eines Phonographen vorgeführt. Das ganze Wirthshaus ist angefüllt mit Zuhörern, welche die Vorstellung mit weit aufgerissenen Augen verfolgen. Da springt plötzlich gegen Ende der Produktion der Stoffelbauer Sepp auf die improvisirte Bühne und schüttet seine volle Maß in den weit gähnenden Schalltrichter des Wunderthieres.



„Gel', armer Kerl," sagt er, „den ganz'n Abend singa, pfeifa und blas'n, dös derfst schon; aba daß D' an' Durscht aa' hab'n kunnt'st, um dös kümmert sich kein Mensch!"

Ein kleiner Diplomat.



Carlchen (nach dem Abendessen zum Vater, der gern in's Wirthshaus geht): „Du, Papa, hilf mir bei meiner Rechenaufgabe, dann sag' ich Dir 'was!"
Vater: „Hm, und was willst Du mir dann sagen,"
Carlchen: „Dann sag' ich Dir auch, wohin Mama Deine Stiefel versteckt hat!"

Schlechtes Gewissen.



Gast: „Diesen Pudding haben Gnädige wohl selbst zubereitet?"
Hausfrau: „Warum — schmeckt er Ihnen nicht?"

Neuer Zahlungsmodus.



Studiosus (zu einem Gläubiger, der ihm auf die Bude gerückt ist): „Also 4 Mark bekommen Sie noch? Ich kann sie Ihnen leider nicht baar geben; hier hab' ich aber eine Hose, die mindestens noch 7 Mark werth ist — können Sie mir die wechseln?"

Immer zerstreut.



Professor (beim Aufbruch vom Stammtisch einen seiner Gummischuhe vermissend): „Sollte vielleicht gar einer der Herren Collegen in Gedanken drei Gummischuhe angezogen haben?"

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Ein Sänger und ein Held zugleich. — Zwar nicht ein Lied vom Rodensteiner, aber dafür eine wahre Geschichte vom Bodenheimer. — Einer, der auf Cuba mitgeschwitzt hat. — Bemerkenswerthe Sittenwandlung in Evanston. — Die dortigen Droschkenkutscher plötzlich fromm und brav geworden. — Ehrgeiz hat den Wechsel bewirkt. — Ein Ausflug zu Wasser. — Die Theilnehmer kehrten mit schwerem Flügelschlage heim. — Mehr vom „Niedergang der Romantik". — Wie Carter Henricus der Erste nach Chicago kam.

Eine recht sonderbare Angelegenheit führte dieser Tage Herrn Bodenheimer, einen Anwohner des Michigan Boulevard in der Gegend von 30. Str., auf das Polizeiamt an der Ecke von North Avenue und Larrabee Str. Herr Bodenheimer hatte dort nämlich eine goldene Uhr abzuliefern, die er sich in der Nacht zuvor unter Drohungen — von ihrem rechtmäßigen Eigenthümer hatte aushändigen lassen. Und doch ist der Herr Bodenheimer nicht etwa Straßenräuber von Geschäft. Ganz im Gegentheil. Mit irdischen Gütern genugsam begabt, hat er sich der Pflege schöner Künste gewidmet, und da ihm zum Sange am meisten Talent gegeben ist, so singt er eben.

Am Montag Abend hatte Herr Bodenheimer bei einer befreundeten Familie auf der Nordseite durch seinen Gesang zur Unterhaltung einer Gesellschaft beigetragen. Es war darüber ziemlich spät geworden, aber da unser Sänger auch durch und durch ein guter Bürger ist,

— — — so schrecket
ihn nicht die Nacht,
die den Bösen
schrecklich wecket.

Herr Bodenheimer machte sich zu Fuß auf den Weg nach der unteren Stadt, von wo aus er mittels der Hochbahn rasch und bequem nach Hause zu kommen gedachte. So ging er elastischen Schrittes die Clark Str. hinunter, ein munteres Liedchen vor sich hinträllernd, als er plötzlich einen heftigen Stoß erhielt. Jemand, der vom Germania Place hervorkam, war an der Straßenecke gewaltsam gegen ihn angelaufen. Herr Bodenheimer war weinger erschrocken, als erzürnt ob dem Zusammenprall. Er muthmaßte einen Raubanfall und war deshalb auch nicht erstaunt, als ein Griff nach der linken Westentasche ihn belehrte, daß seine Uhr sich nicht an ihrem gewohnten Platze befand. Sie so leichten Kaufes einzubüßen war er indessen nicht gesonnen. Mit festem Griff faßte er den Andern bei der Halsbinde und herrschte ihn mit vollem, rollendem Brustton an: „Heraus mit der Uhr, Schurke!"— und der Andere leistete der Aufforderung mit ängstlicher Hast Folge. Er drückte Herrn Bodenheimer eine Uhr in die Hand, und da weiter nichts von ihm verlangt wurde, so hastete er raschen Schrittes davon.— Herr Bodenheimer dagegen setzte seinen Weg mit Gelassenheit fort. An der nächsten Ecke machte er gemüthlich Halt, um beim Lichte der elektrischenStraßenlampe die vermeintlich zurückeroberte Uhr zu betrachten. Da sah er dann, daß er gar nicht seine eigene, sondern eine wildfremde Uhr in der Hand hielt, auch fiel ihm ein, daß er seinen Zeitmesser ja daheim hatte liegen lassen.

Der Andere aber — John Braun ist sein Name und in der Gegend von Clybourn Avenue und Blackhawk Str. befindet sich seine Behausung — war inzwischen schon gelaufen, um zu klagen. Er hatte den Raubanfall, welchem er zum Opfer gefallen war, ausführlich zu Protokoll gegeben und an die Darstellung der Raubszene eine genaue Beschreibung des Räubers geknüpft, mit den wallenden Künstlerlocken und dem unternehmend auf dem Nasensattel thronenden Kneifer Bodenheimers angefangen bis hinunter zu den glanzledernen Stiefeletten des Sängersmannes. So deutlich war die Beschreibung, daß der betreffende Polizei-Leutnant nach derselben den Räuber greifbar vor sich zu stehen vermeinte. Gegriffen hat er ihn aber doch nicht, und als dann Herr Bodenheimer sich am Dienstag Nachmittag bei ihm meldete, da war nicht er, der Sänger, sondern der Leutnant der Ergriffene.

* * *

Eine noch verfänglichere nächtliche Begegnung, als der Bodenheimer hatte neulich ein Herr David Felsenthal, allerdings auch in einer viel verfänglicheren Gegend als Jener, nämlich an der Ecke von Green und Adams Str. Herr Felsenthal ist Kollektor, Geldeintreiber von Beruf, und hatte einen ausnehmend guten Tag gehabt, als sich an der bezeichneten Ecke eine lange, dürre Gestalt vor ihn hinpflanzte.

„Einen Nickel Wegegeld, wenn ich bitten darf!"

Der Dürre sagte das ganz höflich, aber ein langes, nach dem Muster der cubanischen Machetes gebautes Messer, dessen Spitze er dabei dräuend auf den Wanderer richtete, machte einen um so energischeren Eindruck. Was ein Chicagoer Kollektor ist, läßt sich jedoch nicht so leicht verblüffen.

„Wofür einen Nickel?" wollte Felsenthal wissen. „Womit haben Sie ihn verdient?"

„Ich habe für's Sternenbanner einen Karabiner geschultert und in Cuba eine Khaki-Uniform durchgeschwitzt", gab der Andere zur Antwort.

„Und Sie heißen?"

„John Charlson, wenn Sie das interessirt!"

„Bei welchem Regiment haben Sie gedient?"

Nun aber war die Geduld des vorgeblichen Freiheitskämpfers erschöpft. „Sie sind zu neugierig", sagte er tadelnd; „Sie fragen zu viel." Er stieß mit dem Messer nach Felsenthal und hat diesen nicht unerheblich verwundet. Als der Getroffene zu Boden sank, ergriff der Messerträger die Flucht, ohne sich Zeit zur Untersuchung der Taschen seines Opfers zu lassen.

* * *

Wo es auf Erden Droschkenkutscher gibt, da beanspruchen die Mitglieder dieser würdigen Zunft das Vorrecht, grob sein zu dürfen, und in den Ver. Staaten wird von den Lohnkutschern dieses Vorrecht in noch höherem Maße gebraucht, als irgend sonstwo. Selbst in der Universitätsstadt Evanston, diesem Muster-Gemeinwesen unter den Vororten Chicagos, haben bisher die Droschkenkutscher keinen Versuch gemacht, sich als Vertreter guten Tones und feiner Sitte auszuzeichnen. — Das aber wird nun dort anders werden.

Der Mayor von Evanston that in der jüngsten Sitzung des wohllöblichen Gemeinderathes der Ortschaft nämlich kund und zu wissen, daß sich ein ungenannter Menschenfreund gefunden habe, der ein Kapital gestiftet, aus welchem die Stadt alljährlich demjenigen Droschkenkutscher eine goldene Schaumünze verehren solle, der sich während des Jahres durch die Gentilität seines Benehmens solcher Auszeichnung am würdigsten erweist.

Wie man hört, hat die so eröffnete Aussicht auf einen Ordensschmuck in dem Universitätsstädtchen bereits Wunder gewirkt. Der Fremdling, welcher jetzt mit der Northwestern oder der St. Paul Bahn nach Evanston gelangt, glaubt, wenn er den Bahnsteig betritt, weder seinen Augen noch Ohren trauen zu dürfen. Der Chor — früher mußte es heißen: Das Korps — der Jehus, anstatt wie sonst mit wilden Geberden und wüstem Geschrei auf ihn loszustürzen, ihn tobend zu umringen und wohl gar mit schmutzigen Händen an seinen Rockzipfeln zu zerren, um sich seiner als Fahrgast zu versichern, steht in feierlicher Würde aufgereiht da und läßt ihm die freie Auswahl. Einer oder der Andere macht wohl eine stattliche Verbeugung, um dieAufmerksamkeit auf sich zu lenken, und keiner unterläßt es, wenn das Auge des Fremden auf ihn fällt, die blank gewichste Angströhre vom Schädel zu ziehen. Dazu kommt noch, daß auch die Ausdrucksweise der vormals so zuchtlosen Rosselenker eine geradezu gewählte geworden ist. Es darf aber leider nicht verhehlt werden, daß die Wirkung dieses Wechsels zum Guten vorerst keine sehr günstige ist. Verschiedene Fremde, hinter dem unerhörten Gebahren der Evanstoner Droschkenkutscher Verschwörung zu ernstem Unheil witternd, haben es überhaupt nicht gewagt, den Bahnhof zu verlassen, sondern flüchteten sich in das Wartezimmer und fuhren mit dem nächsten Zuge weiter. Die meisten Anderen ziehen, mit einem scheuen Seitenblick auf die reformirten Rossebändiger eilenden Fußes an ihnen vorüber. — Unter so bewandten Umständen ist anzunehmen, daß die Hoffnung auf die verheißene Medaille nicht genügen wird, um die Droschkenkutscher der Vorstadt ihren alten und bewährten Geschäftsmethoden auf die Dauer abwendig zu machen.

* * *

Seit einer von unseren Urahnen sich zum ersten Male einem mühsam zusammengezimmerten Floß oder einem hohlen Baumstamme anvertraute und so die Schifffahrt erfand, hat die technische Geschicklichkeit des Menschen auf diesem Gebiete, wie auf allen anderen, großartige Fortschritte gezeitigt. In einem Dampfer z. B. fährt es sich heute ganz bequem durch Wassers Fluthen, wenn auch nicht gerade für die Heizer der Maschine. Eine schlank gebaute Segeljacht ist ebenfalls ein nicht zu verachtendes Fahrzeug, doch ist zur Fortbewegung desselben immerhin etwas Wind erforderlich. Um sowohl den geplagten Heizer entbehren zu können, als auch von der Gunst des Lufthauches unabhängig zu sein, dazu bedarf man einer elektrischen Schaluppe; in Ermangelung einer solchen aber thut's ein Kahn, der mittels einer Gasolinmaschine bewegt wird. Solche Kähne gibt's in Chicago, und wer Freude hat am Wassersport und das zu solchen Vergnügungen erforderliche Geld, der kann sie sich miethen.

Das thaten, am Tage der Columbia Jacht-Regatta, sechs Herren, welche der Wettfahrt der Segelboote beizuwohnen wünschten. Vom Steuern verstanden sie alle gerade genug für den Zweck; um bei der Maschine nöthigenfalls nach dem Rechten zu sehen, befand sich ein Mechanikus unter ihnen. Nachdem das Boot verproviantirt war, konnte die Reise losgehen. Daß vorher ein nicht mitreisender Freund den Schiffs-Kompaß, der außer Ordnung gerathen war, an sich genommen hatte, um ihn „wiederherzustellen", ihn aber nicht zurückbrachte, wurde für bedeutungslos erachtet. Der Weg nach Michigan City lag ja klar genug vor Einem, und ehe die Dunkelheit anbrach, würde man wieder daheim sein.

Aber es kam anders! Man mochte etwa zehn Meilen weit von Chicago und fünf vom Ufer entfernt sein, als es ungemein windig zu werden begann. Zugleich stellte die Maschine unten mit einem vernehmlichen Knacks ihre Thätigkeit ein. Der Mechanikus wurde ersucht, seine Kunst an dem eisernen Schaffner zu ersuchen. Er kam dieser Aufforderung nach, zog aber bei der Untersuchung sein Gesicht gar bald in bedenkliche Falten. Der Fall schien ein sehr ernster zu sein. Mit einer alten Schraubzwinge, die neben der Maschine lag, war an dieser wenig auszurichten. Der Mechanikus entschloß sich also dazu, auf allen Vieren in einen niedrigen Verschlag im Maschinenraum zu kriechen, wo sich vermuthlich andere Werkzeuge befinden würden. Aber in dem Verschlage war's finster, wie weiland in Egypten, als das Gas plötzlich abgedreht wurde. Der Mechanikus entzündete also ein Streichholz. Er wußte nicht, daß einer von den Schiffsgefährten kurz zuvor die kleinere Gasolinkanne umgestoßen hatte. Zum Glück gelang es, das sofort ausbrechende Feuer durch drüber geworfene Decken noch rechtzeitig zu ersticken. Aber die Maschine auf mechanischem Wege wieder in Gang zu bringen, wollte nicht gelingen. Was blieb also übrig? Wollte man bei dem an Heftigkeit zunehmenden Wetter nicht für unbestimmte Zeit auf dem Wasser bleiben, so mußte man das Schwungrad der Maschine selber drehen. Und das haben die sechs Lustfahrer denn auch abwechselnd gethan. Eine Lustbarkeit ist das nicht gewesen. Die Firma Cutting, Kaestner & Co., an der Jefferson nahe Van Buren Str., welche zwei Mitglieder an dem Rade gehabt hat, gibt das etwaigen Zweiflern auf Wunsch jeder Zeit schriftlich.

* * *

An vorliegender Stelle ist unlängst der Versuch gemacht worden, nachzuweisen, wie unbegründet die oft geäußerte Befürchtung gefühlvoller Seelen ist, daß die Romantik aus der Welt verschwinden könnte. Von Zeit zu Zeit auf dieses Thema zurückzukommen, kann nichts schaden. — Die überwiegende Mehrheit der Chicagoer denkt ohne Frage noch oft, und nicht ungern, an die pittoreske Figur des älteren Carter H. Harrison. Dieser einem Meuchelmörder zum Opfer gefallene Mann war ein Kentuckier von Geburt, aus angesehener und begüterter Familie. Als der einzige Sohn seines früh verstorbenen Vaters war er jung in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt. Er konnte deshalb nach Beendigung seiner Studien weite Reisen machen, und als er von denselben heimkehrte, hätte ihn nichts gehindert, etwaigen politischen Ehrgeiz auf dem Boden seines Blaugras-Staates zu befriedigen. — Was nun veranlaßte diesen südlichen Großgrundbesitzer Ausgangs der Fünfziger dazu, seinen Herrensitz aufzugeben, mit allen Ueberlieferungen seiner Familie zu brechen und sich in das plebejische Erwerbsleben Chicagos zu stürzen. — Ein Geheimniß ist's nicht. Der gute Carter krankte an einer unglücklichen Liebe. Er wollte die schöne Susan Shelby vergessen, auf deren Hand er schon mit solcher Sicherheit gerechnet hatte, daß er sein Geburtshaus niederreißen und an Stelle desselben einen stattlichen Neubau aufführen ließ, in den er sie heimführen wollte. Aber während Carter eifrig baute, hatte Susanne sich von einem auf Besuch in der Gegend weilenden Virginier, dem Col. J. Warren Grigsby, den Hof machen lassen, und als die Zimmerkrone über dem Giebel des neuen Hauses prangte, zog Susanne mit dem Colonel in die Ferne. Da ward dem Verschmähten die ganze Umgebung zum Greuel. Er verkaufte seine Liegenschaften, seine Sklaven und Pferde und ging — nach Chicago. Er fand an dem hiesigen Leben bald Gefallen, wurde ein erfolgreicher Grundeigenthums-Spekulant und mit der Zeit ein Führer des Volkes, dem an Macht und Einfluß hier weder vorher noch nachher ein Anderer gleichgekommen ist.

Drei Jahre nach seiner Flucht aus Kentucky kehrte Harrison besuchsweise dorthin zurück. Bei dieser Gelegenheit lernte er eine inzwischen herangewachsene Base der schönen Susanne kennen, die womöglich noch schönere Sophie Preston. Seine Rückkehr nach Chicago ist die Hochzeitsreise der Beiden gewesen. —ss.

Offenbachiana.

Einige nette Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Komponisten der „Schönen Helena" erzählt Max Gall in „Bühne und Welt". Offenbachs Durst auf Erfolg und Ruhm war nie zu stillen, und die Eitelkeit, die damit Hand in Hand ging, spielte dem Meister hier und da ergötzliche Streiche. Offenbach fuhr einmal mit Freunden den Rhein abwärts nach Biebrich. Auf seinem Dampfer befand sich, ohne daß Offenbach darum wußte, der Herzog von Nassau. Der Dampfer hatte das Ziel seiner Fahrt erreicht; an den Ufern drängte sich eine dichte Menschenmenge, welche das nahende Schiff mit Vivatrufen und Hüteschwenken begrüßte, die Musik intonirte einen Marsch aus einer Offenbach'schen Operette. Das Schiff landet. Zugleich tritt Offenbach an den Rand des Decks, schwenkt seinen Hut zum Gruß und sagt zu seinen Begleitern: „Das ist doch schön, wie ich hier empfangen werde!" in der festen Ueberzeugung, all die Ovationen gelten ihm. Aber im selben Momente trat der Adjutant des Herzogs hinzu und rief Offenbach zu: „Machen Sie Platz, damit Seine Hoheit aussteigen kann!"

Eines Tages hatte Offenbach seinen Freunden einen Besuch in Etretat versprochen. Man erwartete ihn im Hotel. „Bereiten wir," schlug einer seiner Intimen vor, „dem Maëstro einen glänzenden Empfang!" Sofort wurde die Idee auch ausgeführt. Man plünderte in Eile die Waffensammlung eines Freundes, und etwa zwei Dutzend Leute konnten als Hellebardenträger ausstaffirt werden. Ein junger Offizier bestieg einen Esel und schwang die Fahne des Kasinos. Ein dilettirender Pyrotechniker wurde auf den Balkon des Hotels plazirt, um dort — um drei Uhr Nachmittags!! — ein Feuerwerk abzubrennnen. Im Augenblicke, als sich nun Offenbachs Wagen zeigte, schlug ein Tambour denGeneralmarsch, die Hellebardenträger präsentirten ihre Waffen, und ein alter Herr übergab dem Maëstro auf einer silbernen Platte die Schlüssel des Hotels. Offenbach aber, gewohnt an alle Exzentrizitäten des Erfolges, begriff den Spaß nicht, und mit Thränen der Rührung in den Augen rief er tief bewegt aus: „Das ist zu viel, zu viel!"

— Erkannt. — Tante (auf Besuch, zu ihrem Neffen): Du, dein fortwährendes mir Zutrinken sieht sehr verdächtig aus. Du hast wohl wieder Schulden gemacht? — Rücke mal 'raus mit der Sprache, was du wieder für Dummheiten angegeben hast!

Das schwedische Staatsgeheimniß.

(Eine abenteuerliche Geschichte.)

Die öffentliche Meinung in Schweden und Norwegen ist gegenwärtig durch eine Hof- und Staatsangelegenheit hoch erregt, die man im offenen Parlament zur Sprache bringen will. Bisher haben Regierung und zweite Kammer die Diskussion abgelehnt; aber es steht zu erwarten, daß die interessante Angelegenheit noch viel Staub aufwirbeln wird. Es handelt sich um ein Kapitel aus der Geheimgeschichte Schwedens, welches einen geradezu verhängnißvollen Einfluß auf die äußere Politik und die Landesvertheidigung des Königreiches ausüben und die eigentliche Ursache des zwischen Schweden und Norwegen noch immer bestehenden Verfassungskonfliktes sein soll. Erst kürzlich hatte wiederum eine in Upsala erscheinende Wochenschrift, „Ransakaren", diese geheimnißvolle Geschichte erörtert, ohne daß von amtlicher Seite irgend ein Dementi oder sonst eine Maßregel verfügt worden wäre.

Die Sache ist, wenn sie wahr ist, ernsthaft genug, um auch das öffentliche Interesse außerhalb Schweden-Norwegens in Anspruch zu nehmen, und wir halten uns geradezu für verpflichtet, die Darstellung des „Ransakaren" dem großen, deutschen Publikum mitzutheilen, indem wir allerdings die Verantwortung für die Thatsachen unserem Kollegen von Upsala überlassen.

Hören wir, was „Ransakaren" erzählt:

Gustav IV. Adolf, der letzte König von Schweden aus dem Hause Wasa, der am 10. Mai 1809 entthront wurde, hatte sich am 31. Oktober 1797 mit der Prinzessin Friederike von Baden vermählt. Dieser Ehe entsprangen drei Kinder: Der als österreichischer Feldmarschallleutnant verstorbene Prinz Gustav, Sophie Wilhelmine, Großherzogin von Baden, † 7. Juli 1865 und Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, † 27. Januar 1844. Im Jahre 1812 ließ sich der entthronte Gustav IV. Adolf von seiner Gemahlin Friederike scheiden und — hier beginnt der Roman oder das gefährliche Staatsgeheimniß.

Im Jahre 1818 versöhnte sich der Exkönig Gustav IV. Adolf mit seiner geschiedenen Gattin, ließ sich heimlich neuerlich mit ihr trauen, und dieser erneuten Ehe entsprang eine Tochter Anna Helga, die passive Heldin der späteren Ereignisse. Ein Familienrath hatte dieser zweiten Ehe die Anerkennung verweigert. Indessen mengte sich der Zar Alexander I., der aus der Erbschaft seiner Mutter Legate an die Kinder Gustavs IV. auszuzahlen hatte, in diesen Familienkonflikt. Während die Kinder Gustavs IV. bei Reichsacht und Todesstrafe aus Schweden verbannt waren, erwirkte Alexander I. bei König Karl XIV. (Bernadotte) von Schweden einen Vertrag allermerkwürdigsten Inhaltes. Anna Helga wurde für illegitim erklärt und erhielt den Familiennamen de la Brache, sie sollte in Schweden heimlich erzogen werden, in Ehren gehalten sein, aber unverehelicht und in Unkenntniß ihrer Herkunft bleiben. Für die Kosten ihres Unterhaltes deponirte Zar Alexander den Betrag von drei Millionen Kronen, aus deren Zinsen die Pension für Anna Helga de la Brache bestritten werden sollte, während das Kapital im Falle der Einhaltung des Vertrages dem König Karl XIV. und seinen Nachfolgern verblieb. Falls der Vertrag nicht erfüllt würde, sollten die Insel Gothland, der nördliche Theil von Norbotten und ganz Norwegen an Rußland fallen. Als nun die Prinzessin Sophia Albertina aus dem Hause Holstein-Gottorp starb, glaubte man aus ihrem Testamente zu entnehmen, daß sie gegen das Haus Bernadotte konspirirt und die jugendliche Anna Helga in Kenntniß ihrer Abstammung gesetzt habe. Anna Helga wurde infolge dessen für wahnsinnig erklärt und in das Irrenhaus von Vadatena gebracht. — Im Jahre 1838 erschien ein russisches Geschwader „zu Besuch" im Hafen von Stockholm, und auf demselben befand sich inkognito Zar Nikolaus I. Dieser deponirte neuerlich drei Millionen Kronen für Anna Helga, und der Kronprinz, später König Oskar I., beauftragte den Professor Tornos, Anna Helga zu befreien, welche seither bis zu dem am 8. Juli 1859 erfolgtem Tode ihres Beschützers ruhige Tage in Stockholm und zeitweilig auch in Finland zubrachte. Auch Oskars I. Nachfolger, Karl XV., zahlte ihr die Pension weiter, bis diese im Jahre 1870 nach der Erkrankung des Königs eingestellt wurde. Seither begann, von schwedischen Publizisten und Politikern geführt, ein Kampf gegen Anna Helga, welche als „Betrügerin" erklärt, aber, wie es scheint, unter der Hand von Rußland unterstützt wurde. Der russische Minister Daschkow forderte vom schwedischen Hofe die Rückerstattung der Donationen, Schadenersatz für die Anna Helga zugefügten Unbilden und unterhielt drei Spione zur Bewachung Anna Helgas. In dieser Zeit und schon früher hatte die Erörterung des Anna Helga-Vertrages mit Rußland durch schwedische Politiker begonnen. Zwei noch lebende Parlamentarier Schwedens, Mankalt und Behr, arbeiteten über die Sache ein Promemoria aus, das sie im Jahre 1866 dem damaligen Minister des Auswärtigen, Grafen Wachtmeister, übergaben. Dieser bestätigte den Inhalt des Promemorias als richtig. Aus all dem folgern die Politiker in Schweden, daß die Politik des Reiches in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland gebracht sei, welche der Neutralität und den Interessen Schwedens sicher schädlich, ja, geradezu gefährlich sei. Aber die Sache ging noch weiter. Am 2. Februar 1884 brachte das schwedische Blatt „Föderunslandet" die sensationelle Mittheilung, die schwedische Regierung habe wichtige Positionskarten an Rußland ausgeliefert, und ein Eisenbahnprojekt der Regierung für die Traversirung des Nordens von Schweden wurde offen als Etappenstraße für Rußlands Vormarsch nach Norwegen bezeichnet. Die Debatten gingen so weit, daß man vorschlug, die Intervention fremder Mächte anzurufen, und daß um jene Zeit eine europäische Großmacht ihren alten Gesandten abberief und durch eine jüngere Kraft ersetzte, die „besser im Stande sei, die Einwirkungen auf die schwedische Politik zu beobachten".

Sind diese Thatsachen begründet, dann erscheint das Verlangen der in ihrer Freiheit bedrohten Norweger nach Selbstverwaltung ihrer auswärtigen Politik und abgesonderter Vertretung in Gesandtschaften und Konsulaten auf das Ernsthafteste begründet, dann ist in den Vorgängen in Norwegen Vieles begreiflich, was bis jetzt als unbegreiflich dem Fernstehenden erschien. Auch die Resolution, welche seit 1895 für die zweite schwedische Kammer vorbereitet wird, erscheint, wenn die „Beweise" zutreffen, welche das Blatt „Ransakaren" seiner Darstellung beifügt, von ernstem und allgemeinem Interesse.

Anna Helga de la Brache ist am 11. Januar 1885 im Alter von 66 Jahren in Stockholm gestorben, ohne persönlich sich je vor der Oeffentlichkeit bemerkbar gemacht zu haben. Ueber ihrem Grabe aber werden jetzt in Schweden und Norwegen die Fragen erörtert: „Hat jener gefährliche Anna Helga-Vertrag mit Rußland jemals bestanden?" Und wenn er bestand, „Ist jener Vertrag noch immer in Wirksamkeit?" — Wir sollten meinen, daß auch das deutsche Reich an der Beantwortung dieser Fragen interessirt sei, die gegenwärtig die Völker der vereinigten skandinavischen Königreiche in hohem Grade erregen.

Nach 32 Jahren.

Vor einem Jahre, so berichtet die in Genf erscheinende „Suisse", wurde am Fuße des Montblanc die Leiche des englischen Kapitäns Arkwright, welcher vor 32 Jahren verschwunden war, entdeckt. Am Leichnam fehlte ein Fuß und ein Theil des Schädels. EinTheil der Kleider befand sich in gutem Zustand, und der Körper war sozusagen unversehrt. Kapitän Arkwright war seiner Zeit in einem Schrund mit drei Führern verschwunden. Die Leichen der Führer wurden schon zwei Tage nach dem Unglück gefunden, aber trotz aller Nachforschungen war es unmöglich, den Leichnam desKapitäns zu bergen. Am 25. Mai dieses Jahres unternahm nun der Führer Desailloud mit drei Touristen eine Besteigung desBossonsgletschers. Ungefähr 30 Meter oberhalb der Bossonshütte entdeckte er in einer Gletscherspalte einen beschuhten menschlichen Fuß, welcher genau in der Höhe des Schuhwerks vom Schenkel abgetrennt war. In einiger Entfernung davon fand derFührer ein verrostetes Gletscherbeil mit zerbrochenem Stiel und ein großes Messer mit mehreren Klingen, ferner einen großen Schädelknochen und eine nicht sehr beschädigte goldene Uhr. Die Räder waren verrostet, die Schale aber war sehr gut erhalten. Desailloud brachte den Fund nach Chamounix, wo diese Gegenstände als dem vor 32 Jahren am Montblanc verschwundenen englischen Kapitän Arkwright angehörend erkannt wurden. Man hat berechnet, daß die Entfernung, welche diese Fundstücke von dem Unglücksorte aus zurückgelegt haben, zwölf Kilometer beträgt. Zwölf Kilometer in 32 Jahren, danach läßt sich die Bewegung der Gletscher bemessen. Die gefundenen Leichentheile wurden im Friedhofe von Chamounix an der gleichenStelle, wo der vor einem Jahre gefundene Körper Arkwrights liegt, beigesetzt.

— Ems. — A.: „So, Ihre Frau will durchaus ins Bad?" — Mann: „Ja, die ist jetzt emsig krank!"

Für die Küche.

— **Chokolade-Eis.** Zu einer Tasse süßer Milch thut man 4 Unzen geriebene Chokolade und rührt dies dann zu einem Quart süßen dicken Rahm; kein Extrakt, außer Vanilla, wird hierzu gebraucht. Man versüßt mit einer Tasse Zucker, rührt noch einmal und läßt es gefrieren.

— **Johannisbeertorte.** Ein Sahne- oder Mürbeteig, 1½ Pfund Johannisbeeren, 1 Pfund geriebener Zucker, einige Eßlöffel geriebener Zwieback. Man rolle den Teig aus, streue reichlich gestoßenen Zwieback darüber, und lege das Obst, mit dem bemerkten Zucker bestreut, darauf. Mit dem Formen des Randes und Backen verfahre man wie bei Stachelbeertorte.

— **Pilaf.** 1½ Pfund Rindfleisch (Steak) wird roh verhackt, dann auf dem Ofen in einer Pfanne mit Butter gebraten und dabei durchgerührt, so daß es wie Hash aussieht. Dazu gibt man, nachdem es gut durchgebraten ist, eine halbe Kanne Tomatoes, die vorher gekocht und durch einen Durchschlag gerieben wurde, ebenfalls etwas Salz und Pfeffer, nebst 1 Tasse gekochten Reis. Dies wird auf dem Feuer gut gemischt, dann gibt man es in eine Backpfanne und läßt es 2 Stunden backen. Es sollte sehr heiß gegessen werden, oder man kann es auch kalt werden lassen und in Scheiben aufschneiden. Statt Reis kann man auch Maccaroni nehmen.

— **Süddeutsche Leberklöße.** Ein Pfund Kalbsleber, drei Wecken, eine Handvoll feines Mehl, 6 Eier, in Butter gedämpfte Zwiebeln und Petersilie, Majoran, Muskatnuß, Pfeffer und Salz. Die in feine Scheiben geschnittenen Wecken werden mit einem Schoppen (½ Quart) kochender Milch aufgequellt. Nachdem dieselben die Milch aufgenommen, werden die zerklopften Eier nebst den Gewürzen durchgemengt, dann wird die geklopfte Leber und darauf das Mehl gehörig durchgearbeitet und wie gewöhnliche Klöße gekocht.

Ananas-Getränk. — Ganz reife Früchte werden in sehr kleine Stücke geschnitten, mit all' dem Saft in einen großen Krug gegeben und sehr viel weißer Zucker darüber gestreut. Nachdem noch kochendes Wasser, 1 Pint auf jede Frucht, dazu gegeben, verdeckt man den Krug, läßt den Saft langsam erkalten, und drückt von Zeit zu Zeit die Ananas mit einem Löffel hinunter. Dann stellt man den Krug in Eis und treibt zuletzt den Saft durch ein Tuch in ein anderes Gefäß, füllt ihn dann in Becher oder Gläser und gibt in jedes derselben noch etwas Zucker und Eis. Man wird dieses Getränk ganz ausgezeichnet finden.

— **Gesalzene Häringe zu mariniren.** Die Häringe werden geschuppt, nach dem Herausziehen der Milch, ohne aber den Leib aufzuschneiden, gut abgewaschen und zwei Tage am besten in Milch, andernfalls in kaltes Wasser gelegt, damit das Salz gänzlich herausziehe. Darnach nimmt man auf 12 Häringe 1 Muskatnuß, 1 Unze weiße Senfkörner, 8 Stück Schalotten, 12 weiße Pfefferkörner, stößt dies alles klein und schiebe in jeden Häring einen Theil dieser Mischung. Dann legt man die Häringe schichtweise mit kleinen Zwiebeln, Pfefferkraut, Dragon, Thymian und Lorbeerblättern in einen Topf, zerrührt die Häringsmilch mit gutem Essig und gießt solches darüber.

— **Johannisbeereneinzumachen.** 1 Pfund Johannisbeeren, 1 Pfund Zucker. Die Beeren werden gewaschen, auf ein Sieb gelegt und darauf mit einer Gabel von den Stielen gestreift. Dann läutere man den Zucker nach Nr. 2, lege die Beeren hinein, lasse sie auf schwachem Feuer bei vorsichtigem Umrühren durchweichen, doch nicht im Geringsten zerkochen, lege sie mit einem Schaumlöffel auf einen porzellanenen Einleger oder eine flache Schüssel- füge den abgelaufenen Saft zum kochenden und lasse diesen dicklich einkochen; erkaltet rühre man die Beeren durch, fülle sie in Gläser und richte sich weiter nach Nr. 1. Die vielen Kerne machen dies Eingemachte unangenehm; es sei daher auf Dreifrucht-Marmelade aufmerksam gemacht.

— **Gedämpfter Hammelschlegel (Keule) mit Gurken.** Ein nicht zu frischer Schlegel wird recht mürbe geklopft, mit Pfeffer und Salz eingerieben, in einen Bratentopf gelegt und mit einem Quart Wasser so lange gekocht, bis das Wasser eingekocht und das Fleisch auf beiden Seiten gelb gebraten ist. Inzwischen schält man 3—4 Gurken, nimmt die Kerne heraus und schneidet das Uebrige in kleine Würfel. Sollte das Fleisch zu viel Fett haben, so wird davon abgegossen; nun wird über das Fleisch 1 Eßlöffel Mehl gestreut, die geschnittenen Gurken und eine geschnittene Zwiebevl werden dazu gethan, nebst einem Schöpflöffel Fleischbrühe und 3 Eßlöffel Essig. Dann wird Alles, fest zugedeckt, noch 1 Stunde gekocht. Beim Anrichten der Sauce wird das Fett abgeschöpft.

— **Graham-Suppe.** Die Bestandtheile dieser Suppe sind: Zwiebeln, Karotten, Rüben, Weißkohl, ein Bund Sellerie und 6 Tomatoes. Alle Gemüse, mit Ausnahme der Tomatoes und des Krautes, werden fein ghackt und mit etwas mehr als 3 Quart Wasser zugesetzt. Sie sollen langsam ½ Stunde kochen, dann wird das Kraut dazu gegeben, welches vorher gekocht und gehackt wurde. Nach 15 Minuten gibt man die Tomatoes und 1 Strauß Kräuter bei und läßt dies nun 20 Minuten gut kochen. Dann drückt man das Ganze durch das Durchschlagsieb, setzt es wieder auf das Feuer, rührt 1 Eßlöffel Butter dazu, Pfeffer, Salz und ½ Tasse süßen Rahm (wenn man hat), verdickt mit Stärkemehl, und es ist fertig für den Tisch.

Aus dem Leben eines Wandermusikanten.

Von Franz Fridberg.

„Fräulein — Fräulein— Fräuleinchen — einen Augenblick — eine Sekunde — ich will Sie nur was fragen!" Ich war's, der vom Perron einer kleinen Eisenbahnstation Böhmens aus einem vorübereilenden bildhübschen Mädchen so zurief. Sie blieb stehen und blickte neugierig zu mir herauf. „Fräulein, bitte, wann geht denn der nächste Zug nach Tetschen?"

„Um 10 Uhr."

„O weh — da werde ich also noch acht Stunden in dem öden Nest zubringen müssen!"

„Bitte, mein Herr, unsere Gegend ist kein ödes Nest!"

„Ein Paradies ist's, der schönste Punkt der Erde, seit ich Sie, mein Fräulein, gesehen habe — so rennen Sie doch nicht so!"

Sie lächelte vergnügt. „Ich habe Eile, ich habe furchtbare Eile! Ja, was machen's denn um die Zeit da droben, der Zug ist ja längst weg!"

„Das ist's ja eben! Kommen Sie herauf, Fräulein, ich will Ihnen die G'schicht erzählen!"

„Ich hab' gar keine Zeit."

„Herrgott, auf ein paar Minuten wird's doch nicht ankommen — ich bin ja hier so allein!"

„Gehen's spazieren, schauen's Ihnen unser „ödes Nest" an!"

„Allein? Ja, wenn Sie mitkommen wollten!"

„Mit Vergnügen, aber ich kann leider nicht. Wir haben heute Abend hier ein Familienfest, und ich muß bei den Vorbereitungen mithelfen."

„Das Fest kann ein bischen warten."

„Das Fest kann nicht warten — Adieu!"

„Was — Sie können so herzlos sein, einen armen, müden Wanderer von Ihrer Thür zu weisen?"

„Mir steh'n ja gar net vor meiner Thür!"

„Ich meine die Thür zu Ihrer Herzenskammer."

„Ujeg'rl — da ist's noch weit hin!"

„Und wär's am Ende der Welt — ich eile, ich fliege, um Sie zu erreichen, — warten's Fräulein, ich komm' schon hinunter"!

„Was, Kerl, Du bist's", höre ich eine Stimme hinter mir, „und in eifrigem Gespräch mit meiner Braut?"

Ich kehre mich um und erkenne einen ehemaligen Konservatoriumskollegen aus Wien. Er hatte seinerzeit die Geige aufgegeben, um bei seinem Vater, einem Forstmeister, als Adjunkt einzutreten.

„Ja, wie kommst denn Du daher?"

„Eine verdammte Geschichte! Drei Stunden lang gab es keinen Aufenthalt, wo man etwas Rechtes zu essen oder zu trinken bekam, diese Station hier ist die erste. Wie ich aber schon im Leben immer Pech gehabt habe, muß es mir gerade passiren, daß ich in dem Augenblick, wo wir hier einfahren, einschlafe. Glücklicherweise wache ich aber doch noch zur rechten Zeit auf, springe aus dem Coupé und in die Restauration. Wie ich da eintrete, schreit mir der Wirth entgegen: „Hinaus, hinaus, wenn Sie nicht den Zug versäumen wollen!" Ich stürze wieder hinaus, und da — der gemeine Kerl von Zug geht mir richtig vor der Nase ab. Und nun stehe ich da und weiß nicht, was ich thun soll. Ich muß jetzt nur rasch hinlaufen und telegraphiren, daß mein Konzert auf morgen verschoben wird, wenn's überhaupt möglich ist. Und das hier", die junge Dame war inzwischen zu uns herangekommen, „ist Deine Braut? Sapperlot, Junge, was hast Du für einen Geschmack entwickelt — pyramidal! Ja, ja, mein Pech — wäre ich nur 14 Tage früher gekommen, Du hättest sie nicht gekriegt. Ich hätt' sie Dir weggekapert, so wahr ich hier stehe, ich hätt' sie Dir vor der Nase weggeschnappt. Was, Fräulein, wenn ich so 14 Tage früher gekommen wäre?"

„Wenn's 14 Tage früher gekommen wären", sie sah mich mit einem schelmischen Blick an, „dann —.dann wüßt ich, was ich gethan hätt'", und sie drückte ihrem Bräutigam einen herzhaften Kuß auf. Ich muß ein fürchterlich dummes Gesicht gemacht haben, denn sie wollten sich Beide todtlachen.

„Das ist allerdings fatal", meinte mein Freund, wieder etwas ernster werdend, „aber freuen thue ich mich doch, Dich wieder einmal zu sehen. Ja, ja, unsere Wege sind auseinander gegangen. Du bist auf der hellen Bahn des Künstlerthums weiter geschritten, ich verlor mich in den dunklen Wäldern. Aber ich habe doch wohl daran gethan. Ich versichere Dir, ich greife die Wilddiebe viel sicherer als die Terzen und Oktaven auf der Geige. Na, ein Zufall hat Dich uns gebracht, wir sind ihm jedenfalls dafür dankbar. Und nicht wahr, Du schenkst uns auch für einige Stunden Deine Gesellschaft? Wir feiern heute nämlich unsere offizielle Verlobung. Halt, ich habe eine feine Idee! Wie wär's, Dein Konzert ist heute in's Wasser gefallen —, wenn Du uns dafür hier ein kleines Konzert zum Besten geben würdest? Wir haben an vierzig Gäste, jeder zahlt zwei Gulden, und ich garantire Dir eine Mindesteinnahme von 80 Gulden. Wenig, aber von Herzen. Deine Geige hast Du bei Dir, Noten habe ich im Ueberfluß, ich bin überzeugt, es werden sich darunter welche finden, die Du auf Deiner Walze hast. Das Akkompagnement übernimmt meine Braut, sie begleitet sehr hübsch, und wenn Du wünschest, singt sie sogar etwas. Was meinst Du?"

Ich besann mich einen Augenblick. „Meine Geige habe ich allerdings bei mir, ich lasse sie im Lande der Musikanten nicht eine Minute allein. Gut, lieber Freund, ich will Euch gern etwas vorspielen, aber nicht für Geld. Wenn ich das Vergnügen haben kann, Deine liebe Braut einige Stunden im Staat bewundern zu dürfen, so ist mir das Entschädigung genug."

Vor Allem ging ich hin, abtelegraphiren. Zwei Stunden später erhielt ich die Antwort: „Trifft sich gut, Konzert ohnedies auf morgen verschoben."

Der Vater der Braut war der Stationsvorsteher des Ortes. Außer ihm befand sich noch da seine Frau und seine um einige Jahre ältere, unverheirathete Schwester, die allgemein „Tante Jette" genannt wurde.

Wir amüsirten uns köstlich. Ich fühlte mich unter den Leuten so wohl, daß ich mich überreden ließ, die Nacht da zu bleiben und erst am nächsten Tag mit dem Mittagszuge weiter zu fahren. Auch der Bräutigam blieb mir zu Liebe. Nun zeigte sich aber eine kleine Schwierigkeit. Da auch noch verschiedene Verwandte der Braut auf der Station übernachteten, war kein genügender Raum mehr vorhanden, außer einem ganz kleinen Kämmerchen neben der Schlafstube der Braut, das man mir unmöglich zum Aufenthalt anweisen konnte. Nach längerer Berathung wurde folgendes Arrangement getroffen: Tante Jette schläft in der Kammer, ich in Tante Jettes Stube und der Bräutigam auf dem Heuboden.

Bis 2 Uhr wurde getanzt, dann gingen die Anderen schlafen, und nur der Vater, der Bräutigam und ich blieben noch bei einem Gläschen Wein auf. Nach ungefähr einer Stunde gingen auch wir. Ich trete mit dem Lichte in der Hand, leise, um meine Nachbarn nicht zu stören, in meine Stube und bleibe konsternirt stehen, denn ich höre vom Bett her ein intensives Schnarchen. Schon wollte ich wieder umkehren in der Annahme, daß Tante Jette vielleicht unsere Abmachung vergessen und sich hier schlafen gelegt hat, aber ein Blick überzeugte mich, daß das Bett leer stand. Ich suchte unter dem Bett, unter den anderen Möbelstücken, fand aber nichts. Also kam das Schnarchen offenbar aus der Nebenstube. Ich zog mich aus und schlage die Bettdecke zurück, erkenne aber auch schon Tante Jettes Hund. Wahrscheinlich war das Thier gewöhnt, seiner Herrin allnächtlich das Bett auszuwärmen, und so wartete es auch heute auf sie. Das war mir eine recht unangenehme Ueberraschung; ich schlafe nicht gern in von Hunden gewärmten Betten. Das Schlimmste aber war, daß ich den Hund nicht aus dem Bette kriegen konnte. Ich mochte locken und ihm gut zureden, so viel ich wollte, sowie ich mich ihm näherte, fletschte er die Zähne und machte Miene, sich auf mich zu stürzen. Ich stand rathlos da. Jemand zu Hilfe rufen — wen? Höchstens den Bräutigam, und wo dessen Heuboden sich befand, hatte ich keine Ahnung. Plötzlich fiel mir ein, ich habe doch im Laufe des Abends den Hund allerlei Kunststücke machen sehen, vielleicht ist er auch auf's Apportiren abgerichtet — laß sehen! Ich schlich mich zur Thür, öffnete sie weit, nahm den erstbesten Gegenstand, der mir in die Hände fiel — es war einer meiner Stiefel — schrie „Apportl, apportl!" und warf ihn in den Korridor hninaus. Ich hatte richtig gerathen. Mein Hund mit einem Satz aus dem Bett und auf den Stiefel los! Aber anstatt mir ihn wiederzubringen, lief er weg. „Halloh, Freundchen, so haben wir nicht gewettet!" Ich schrie, fluchte hinterher, aber je mehr ich dies that, desto schneller rannte er. In meiner Wuth nahm ich den zweiten Stiefel und warf ihn ihm nach. „Du Kanaille, hast Du auch den anderen!" Damit ging ich hinein und legte mich zu Bett. Meine Stiefel war ich los. Wer sie mir wiederbringt — weiß ich's? Vorläufig schlafen wir, und das Uebrige wird sich schon finden. Ich beschloß, jedenfalls morgen so lange im Bett zu bleiben, bis mich Jemand aufsuchte.

Richtig, um 8 Uhr erschien der Bräutigam: „Halloh, Faulpelz, willst Du nicht aufstehen? Herrliches Wetter, wir wollen in den Wald!"

„Wie gern, lieber Freund, aber ich habe keine Stiefeln."

„Hat man sie Dir noch nicht gebracht?"

„Das nicht — sie sind mir abhanden gekommen."

„Was, hat man sie Dir gestohlen?"

„Das nicht — sie sind mir abhanden gekommen."

„Du kannst sie doch nicht verloren haben!"

„Das nicht — sie sind mir abhanden gekommen."

„Hol Dich der Teufel mit Deinem „abhanden gekommen"! Was meinst Du denn damit?"

Ich erzählte ihm von meinem nächtlichen Abenteuer.

„Ja", meinte er lachend, „Deine Stiefeln hat der Hund längst zerfetzt, ich kenne ihn von dieser Seite; er hat mir schon oft genug solche Streiche gespielt. Jetzt handelt es sich nur darum, Dir ein Paar Stiefeln zu besorgen. Aber wie? Der nächste vernünftige Schuster ist eine Stunde mit der Bahn von hier entfernt, und wenn ich Dir auch ein Paar von mir bringen wollte, die würden Dir viel zu groß sein. Aber wart' mal — mein Schwiegervater — der hat Deine Statur. Du kannst sie ihm ja von Tetschen aus zurückschicken." Er eilte hinaus und kam bald darauf lachend mit meinen Stiefeln zurück.

Draußen hatte sich Folgendes zugetragen: Der Hund war mit dem Stiefel direkt bis vor die Thür seiner Herrin gelaufen, hatte ihn da abgeladen, sich den zweiten geholt und zu dem ersten gestellt. Darauf kratzte er so lange an der Thür, bis ihn Tante Jette einließ. Des Morgens war die Braut die Erste, die aufstand und hinüberging, um Tante Jette zu wecken. Wer beschreibt ihren Schreck, als sie vor deren Thür ein Paar Herrenstiefeln stehen sieht! In ihrer Verwirrung wußte sie nichts Besseres, als ihre Muter zu holen, diese wieder lief zurück und weckte ihren Mann, und nun standen die Drei da und zerbachen sich den Kopf über den unerhörten Fall. Gleich darauf trat Tante Jette ahnungslos und vergnügt heraus und fiel beinahe in Ohnmacht, als sie die Stiefeln sah. In diesem Moment kam der Bräutigam hinzu. Ohne ein Wort zu sprechen nahm er die Stiefeln und brachte sie mir, dann ging er wieder hinüber, um seine Verwandten aufzuklären. Das heißt, bis auf Tante Jette, die wurde im Dunkeln gelassen. Beim Frühstück, als wir Alle beisammen saßen, ging die Neckerei gegen sie los. Jeder sprach einen anderen Verdacht aus, und ich hüllte mich in ein geheimnißvolles Schweigen.

Wie ich später erfuhr, wurde Tante Jette noch lange Jahre mit den Stiefeln geneckt, worüber sie sich jedesmal schmählich ärgerte, bis sie endlich die Braut oder vielmehr junge Frau eines Tages ihrer erbarmte und ihr den wahren Sachverhalt mittheilte.

Widerstandsfähig.

Dreimal der Schädel aufgemeißelt wurde bei einem jungen Manne, dessen eigenartige Krankengeschichte Prof. v. Bergmann unlängst in einer Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft mittheilte. Vor 4½ Jahren zog sich der Patient eine Schußverletzung zu; zwei Revolverkugeln drangen von rechts in den Schädel ein. Man schaffte ihn sofort in ein Krankenhaus, wo er längere Zeit an einer bösartigen Entzündung in der rechten Schläfengegend behandelt wurde. Etwa drei Wochen später stellten sich plötzlich epileptische Krämpfe und Lähmungserscheinungen ein, heftige Kopfschmerzen gesellten sich dazu, und da sich der Zustand nicht bessern wollte, so meißelte man Anfangs April, als im Verlaufe eines Tages nicht weniger als zwölf Krampfanfälle aufgetreten waren, den Schädel auf und fand eine Hirneiterung als Ursache der Zuckungen. Nach einer monatelang fortgesetzten Behandlung konnte der Patient als geheilt entlassen werden. Zwei Jahre später zwangen ihn die alten Beschwerden, abermals ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen; wieder meißelte man den Schädel auf und traf auf eine zweite Hirneiterung. Diesmal heilte die Wunde weniger gut; es blieben zwei Fisteln zurück, und die Krämpfe dauerten an. Ende des Jahres 1898 kam der Kranke schließlich nach Berlin, und im Januar dieses Jahres ging man zum dritten Male in die Schädelhöhle ein und entfernte einen größeren Knochensplitter. Seit dem Februar sind sämmtliche Beschwerden verschwunden. Man sieht dem 21jährigen Manne gegenwärtig nicht an, welche eingreifende Operation er dreimal überstanden hat. Das rechte Auge allerdings ist, wahrscheinlich infolge einer Quetschung des Sehnerven, fast völlig erblindet. Wie eine Untersuchung mittels Röntgen-Strahlen ergeben hat, befinden sich die beiden Revolverkugeln noch im Kopfe, die eine in der Kieferhöhle, die andere am Grunde der Schädelkapsel, beide ohne die geringsten Erscheinungen hervorzurufen, sodaß ihre Entfernung ganz überflüssig erscheint.

Napoleon in der Schule.

In einem umfangreichen Buche, das vor Kurzem in Ajaccio erschienen ist, hat ein Korsikaner J. B. Maroaggi eine Fülle interessanter Details über Napoleon's Jugendzeit gesammelt. Es ist dem künftigen Kaiser in der Schule sehr schlecht gegangen; von allen Seiten wurde er geneckt, und sein schon früh entwickelter Stolz konnte sich nicht darein finden. In Ajaccio sagt man noch heute „Naboulione". So nannte er sich auch selbst, als er und sein Bruder Joseph in die Schule gingen. „Naboulione de Buonaparte", war seine Antwort, wenn er nach seinem Namen gefragt wurde. „Boulione" wurde von seinen Mitschülern in „Paille-au-nez" (Strohnase) umgeändert, ein Beiname, der dann Hunderte von Malen gebraucht wurde, um den Jungen in Wuth zu bringen. Der kleine Napoleon sprach ein schlechtes Französisch und schrieb Hieroglyphen; diese beiden Fehler riefen den Spott der anderen Knaben hervor. Sie beleidigten Korsika und die Korsikaner, um ihn wüthend zu machen. Das gelang ihnen auch vortrefflich; denn schon bei dem geringsten Worte gegen seine Insel wurde der junge Napoleon wie rasend. Aber auch die gewöhnlichen Neckereien konnte er nicht vertragen. Als er einmal eine Seite schrieb, um seine sonderbare Schrift zu verbessern, zupfte ihn sein Nachbar an der Jacke. Ohne einen Moment zu zögern, schlug die kleine „Strohnase" den Knaben zweimal mit dem Lineal ins Gesicht. „Dafür sollst Du Arrest bekommen," erklärte der Lehrer. „Sie können mich einsperren, gewiß, aber ich werde niemals erlauben, daß man Dummheiten mit mir treibt," antwortete der Junge mürrisch. „Künftig wird Niemand mehr Dummheiten mit Dir machen," sagte der Lehrer. In der Regel ging er allein umher, finster und in Gedanken vertieft. Er arbeitete äußerst fleißig. „Woher wissen Sie so viel?" fragte einmal zu Hause ein Aelterer den künftigen Kaiser, als er noch ein schmächtiger, unbeholfener Junge war. „Weil ich die ganze Zeit über denke," antwortete er ernst.

— **In der Bildergallerie.** — Ich bitte, können Sie mir nicht sagen, was das Bild eigentlich vorstellt? — Das ist ja die Königin Kleopatra; haben Sie von der nichts gehört? — Nein, Herr, ich lese nur unser Tageblatt und das gibt sich grundsätzlich mit allen fremden Königen und Königinnen nicht ab.

— **Verblüffende Antwort.** — Schneidermeister (mahnend): „Nun, Herr Doktor, haben Sie mich denn ganz vergessen?" — Studio: „Im Gegentheil, ich habe noch gar nicht an Sie gedacht!"

Zwei Krähen.

(Von Marguerite Tracy.)

Jede junge Dame in der Sommerkolonie war schon von Dabney photographirt worden; jede, ausgenommen Mabel Sinclair, die selbst immer unter dem schwarzen Tuche ihres Apparats steckte.

„Geben Sie mir doch Ihre Bilder", sagte Dabney eines Tages zu ihr, „es soll mir ein Vergnügen sein, sie Ihnen zu entwickeln."

„I bewahre, ich danke Ihnen. Ich will Sie damit nicht belästigen." Miß Sinclair war eine sehr entschiedene junge Dame.

„Aber das ist mir durchaus keine Belästigung," beharrte Dabney und nahm ihr die Platten aus der Hand. „Wird ja doch nichts Rechtes sein," fügte er für sich hinzu, als er davonging., „diese Weiberaufnahmen sind ja immer verwischt oder zu lange exponirt, oder es fehlt sonst was daran. Sonderbar, daß sie nie jemand ihre Bilder zeigt."

In der Dunkelkammer, die er augenblicklich für sich allein hatte, ging er an die Prüfung.

„Das ist ja gar nicht verwischt," brummte er ganz enttäuscht, als die Negative schön klar hervortraten, „nichts dabei versehen. Warum sie das alles nur so für sich behalten hat," wiederholte er sinnend, „hab' mir doch immer eingebildet, die Bilder wären nichts werth, und dabei scheint sie sich sehr gut drauf zu verstehen." Vorsichtig legte er die Platten nieder und starrte nachdenklich in die rothe Dämmerung, die den Dunkelraum einhüllte.

„Wir werden sie wohl in unseren photographischen Klub aufnehmen müssen," sprach er vor sich hin und hob dabei eine Platte aus dem Wasserbehälter. Erst ließ er das Wasser ablaufen, dann hielt er das Bild aufmerksam gegen das Licht. „Wirklich unglaublich gut", murmelte er, legte es beiseite und nahm ein anderes auf.

„Das übertrifft ja alles an Schärfe und Aehnlichkeit", staunte Dabney. Nach der Reihe nahm er die vier übrigen Aufnahmen vor und betrachtete sie; dabei stieß er ganz leise Verwünschungen aus. Schließlich legte er die sechs Bilder in den Kasten und ließ Wasser darüber laufen.

Als er aus dem Dunkelraum herauskam, hätte er Miß Mabel beinahe umgerannt. „Wie finden Sie die Bilder?" fragte sie ein wenig zaghaft.

Dabney reckte sich und stellte sich gebieterisch vor die Thür. „Famos sind sie einfach", entgegnete er grimmig.

„Das hab' ich mir gedacht", sagte sie und lächelte voll Künstlerstolz. „Ich habe eigentlich immer Glück darin . . . Ist das Bild auch gut, auf dem Sie gerade Miß Westerfield umarmen? An dem liegt mir besonders viel, weil die junge Dame eine bekannte Schönheit ist."

Dabney wurde dunkelroth, biß sich die Lippen, mußte aber doch zustimend nicken.

„Und dann das andere, auf dem Sie so zärtlich Miß Bancrofts Hand festhalten; das ist mir sehr wichtig; denn sie ist Lord Stockdens Kousine. Ich glaubte schon, ich hätte da die Platte zu lange exponirt."

„Ich will Ihnen mal was sagen, Miß Sinclair", entgegnete Dabney grimmig und blickte sie zornfunkelnd an, „Sie haben das ja sehr schlau angefangen, aber hübsch ist's nicht von Ihnen. Nun weiß ich doch endlich, weshalb Sie Ihre Bilder immer so sorgsam versteckt hielten. Sie haben sich da eine — eine Spottgallerie angelegt, und die Photographieen gaben Sie mir bloß, um mich zu verhöhnen. In Ihren Augen bin ich gewiß ein Don Juan und ein gemeiner Kerl."

Miß Sinclair hatte sich halb abgewandt und schüttelte jetzt heftig den Kopf.

„Nicht?" fragte Dabney. „Na, wollen Sie mir dann gefälligst sagen, wozu Sie mir die Bilder überhaupt gegeben haben? Ich hatte mich früher ja schon oft genug erboten gehabt, Ihnen die Platten zu entwickeln, und immer haben Sie es mir abgeschlagen."

„Ich — ich dachte, diese hier sollten Sie für sich behalten."

„Na, ob ich das werde!"

Einen Augenblick noch standen die Beiden schweigend einander gegenüber vor der Thür der Dunkelkammer; dann kam jemand mit einem Arm voll Platten, und sie mußten den Platz freigeben.

„Adieu, Mr. Dabney", sagte die junge Dame, hastig aufblickend und ihre Stimme klang ein ganz klein wenig unsicher, was Dabney aber erst viel später einfiel.

„Adieu, Miß Sinclair", antwortete er kurz; er konnte ja nicht wissen, daß sie im Begriffe war, abzureisen.

Immer wieder betrachtete er voller Wuth die Platten, die sie ihm gegeben und machte die Bilder fertig. Schon seit zwei Tagen hatte er Miß Sinclair nicht mehr den Dunkelraum betreten sehen. Am driten brachte ihm die Post ein kleines Kouvert, das eine Visitenkarte enthielt mit der Aufschrift:

Miß Mabel Sinclair.

„The World." (Bitte wenden.)

Und auf der Rückseite las er die Worte: „Jetzt werden Sie wohl begreifen, wozu ich meine sogenannte „Spottgallerie" gebrauchen wollte. Es wäre sicherlich ein amusanter Artikel geworden — mein bester, vielleicht — aber, ich habe Sie doch zu gern gemocht, wenn ich auch nur Berichterstatterin für die „World" bin."

Dabney las ruhig zu Ende, pfiff leise vor sich hin und trat seinen gewohnten täglichen Spaziergang an. Beim Telegraphenamt machte er Halt und gab folgende Depesche auf:

„Miß Mabel Sinclair. The World, New York. Wollen Sie meine Frau werden?" Einen Augenblick hielt er inne, dan schrieb er lächelnd weiter: „Ich bin n u r Reporter am „Journal."

Um wieviel wachsen unsere Haare täglich?

Ueber diesen Vorgang hatte man bisher nur ungenaue Vorstellungen. Vor Jahrzehnten hatte ein Beobachter die täglich abrasirten Bartstoppeln gemessen und hiernach das tägliche Wachsthum auf eine halbe Linie berechnet. Diese in Johannes Müller's „Archiv" veröffentlichte Mittheilung hatte man dann als allgemein giltig für das menschliche Haar angenommen und das Wachsthum des Kopfhaares sonach auf mehr als 30 Millimeter den Monat taxirt. Dieses Längenmaß übertrifft das wirkliche Wachsthum um mehr als das Doppelte. Nach genauen Untersuchungen, die Pohl (Pincus) jüngst über diesen Gegenstand veröffentlicht hat (in den Akten der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie und in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft), läßt sich ein so allgemein giltiges Maß überhaupt nicht angeben. Die Wachsthumsgeschwindigkeit der Haare gesunder Menschen ist in verschiedenen Lebensaltern verschieden und steht auch bis zu einem gewissen Grade unter dem periodischen Einfluß der Jahreszeit, ein Einfluß, der ja das gesammte Haarwachsthum und den Haarwechsel der Thiere regelt. Ferner haben die Randstreifen des Kopfhaares, Schläfen und Nacken eine geringere Wachsthumsgeschwindigkeit als die übrigen Partien. An diesen Stellen ist auch die typische Länge — das ist diejenige Länge, welche das Haar erreicht, wenn es nicht vor Vollendung seines Lebenslaufs abgeschnitten wird — erheblich geringer. Schließlich zeigte die genaue Beobachtung, daß selbst Haare, welche dicht neben einander stehen, verschieden schnell wachsen. Die Erklärung dieser Erscheinung gab interessante Aufschlüsse: je 2—4 benachbarte Haare stehen in engerem anatomischen Zusammenhang und in einer derartigen Abhängigkeit von einander, daß immer e i n Haar der Gruppe schneller wächst als die übrigen, doch nur eine Zeit lang, daß dann auf ein anderes Haar die größte Wachsthumsgeschwindigkeit übergeht und so fort, bis das erste wieder an die Reihe kommt. Nach diesem Plan ist auch das Ausfallen der Haare und der Ersatz der Haare alternirend angelegt, sodaß niemals sichtbare kahle Fleckchen im Haarkleid entstehen können. Nach Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse ergaben nun die Messungen ein Mittelmaß, welches für das 11. bis 17. Lebensjahr durchschnittlich 12,5 Millimeter pro Monat, für das 20. bis 24. Lebensjahr 15 Mm., für das 60. Lebensjahr 11 Mm. beträgt. Die genaue Prüfung ergab ferner, daß, entgegen der allgemeinen Annahme, daß Kurzschneiden die Geschwindigkeit keineswegs vermehre, daß Kahlschneiden oder Rasiren sie vielmehr für etwa vier Wochen vermindert. Erwähnt sei noch, daß vom Barthaar auf das Haupthaar überhaupt keinerlei Analogie zulässig ist; Bau und Dicke beider Haararten sind wesentlich verschieden. Nach diesen Mittheilungen braucht kaum gesagt zu werden, daß auch Krankheit, örtliche wie allgemeine, die Schnelligkeit des Haarwachsthums beeinflussen wird. Das Haar ist eben mit den individuellen physiologischen Bedingungen des Organismus, auf dem es wächst, viel zu eng verbunden, als daß es angängig wäre, seine Lebenserscheinungen losgelöst von den letzteren zu betrachten.

Etwas vom Radieschen.

Die Jahreszeit für dieses schmackhafte Gemüse ist wieder gekommen, es prangt auf der reich und kostbar bestellten Tafel ebenso wie auf dem Tische des einfachen Mannes. Woher stammt das Radieschen? Die Gelehrten sind über sein Vaterland nicht einig. Die Ansicht der Meisten geht dahin, daß Griechenland seine Heimath ist. Warum soll auch nicht die mit allen Reizen holder Weiblichkeit geschmückte Aspasia die ersten Radieschen gesät haben, welche sich ihr großer und berühmter Freund Perikles zusammen mit Sokrates und Alkibiades gut schmecken ließen? Hat sich doch das Radieschen auch viele, viele Jahrhunderte später die Gunst und das Wohlwollen berühmter Männer erworben. Einer seiner begeistertsten Verehrer war der bekannte französische Schriftsteller Alexander Dumas. Stets mußten auf seiner Tafel Radieschen vorhanden sein. Auch der unlängst verstorbene Senior der französischen Journalisten, Sarcey, war ein großer Liebhaber der Radieschen. Er zog selbst in seinem Garten zu Nautene die liebliche Frühlingsfrucht. Der französische Romancier Mouselet pflegte niemals an der Markthalle vorüber zu gehen, ohne sich drei oder vier Bund Radieschen zu kaufen, welche er meistens schon auf dem Nachhausewege zu verzehren pflegte. Die Radieschen sind das Gemüse von kürzester Dauer. Es wird gesät, wächst, wird reif und ist gewesen.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Das Fest der goldenen Hochzeit feierten die Schurig'schen Eheleute, Oranienstraße 202. — Das 50jährige Meisterjubiläum beging der ehemalige Schlossermeister, jetzige Rentier Wilhelm Fritsch, Engel-Ufer 2. Der Jubilar steht im 88. Lebensjahre, ist gleichwohl aber noch rüstig und gesund. — Sein 50jähriges Bürger-Jubiläum beging der Rentier A. Peschel, Kanonierstraße 11. — In einem Anfall von Irrsinn zündete der 24jährige Sohn des Rabbiners Dr. M. Rochotz in der Kastanien-Allee 24 die elterliche Wohnung an. Glücklicherweise richtete das Feuer keinen größeren Schaden an und wurde durch die schnell herbeigerufene Feuerwehr rechtzeitig gelöscht. — Beim Abbruch des Hauses Wallstraße 92 — 93 wurde der Kutscher Leo Schultz, als er den abgesperrten Hofraum betrat, durch einen herabstürzenden Balken getroffen und so schwer am Kopfe verletzt, daß er bereits auf dem Wege nach der Charite verstarb. — Beim Ueberschreiten des Fahrdammes vor dem Hause Warschauerstraße No. 30 fiel die fünfjährige Tochter des Kutschers Karl Woop hin, gerieth unter die Räder eines Müllwagens und wurde auf der Stelle getödtet. — Der 10 Jahre alte Sohn der Wittwe Mathilde Hoffmann in der Gräfestraße starb an einer Gehirnerschütterung, die durch einen Schlag hervorgerufen war, den der Knabe von einem Freunde während eines Spieles erhalten hatte. — Wegen Majestätsbeleidigung wurde der Klempner Joseph Kulski zu einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten verurtheilt.

Bliesendorf. Ein Blitzstrahl traf das Wohnhaus des Oberförsters Meix dahier, ohne jedoch zu zünden, während in Glindow in der Thietke'schen Windmühle der Müllergeselle Fischer, ein Familienvater mit drei Kindern, vom Blitz erschlagen wurde.

Neu-Ruppin. Die ledige Näherin Liesbeth Wolf, in der Siechenstraße wohnhaft, wurde in ihrem Zimmer mit einem Schnitt durch den Hals todt aufgefunden. Als der That dringend verdächtig, ist der Former Wilhelm Kühl verhaftet worden. Derselbe hat jetzt eingestanden, die Wolff ermordet zu haben. — Kommerzienrath Louis Ebell ist an den Folgen eines Kehlkopfleidens verschieden.

Potsdam. Im Alter von 85 Jahren ist der Königl. Musikdirector Ferdinand Wendel gestorben.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Der Student Karl Rehbronn ist bei einer Bootfahrt ertrunken.

Altfelde. Den Tod in den Flammen hat die Wittwe Braun in Katznase bei Altfelde gefunden. In der von ihr bewohnten Instkate kam Feuer aus, welches bei der leichten Bauart des Gebäudes schnell um sich griff. Bei dem Versuch, ihre Habe zu retten, wurde die Frau von den Flammen erfaßt. Die Bemühungen verschiedener Menschen, die Unglückliche zu retten, mußten aufgegeben werden, da auch deren Kleider Feuer fingen.

Bartenstein. Das Meyer'sche Mühlenetablissement wurde durch Feuer theilweise zerstört.

Jäglack. Der Besitzer Atthun machte seinem Leben dadurch ein Ende, daß er seinen Kopf in eine Schlinge steckte und sich alsdann eine Kugel in den Kopf jagte. Tiefsinn und unglückliche Familienverhältnisse sollen die Ursache des Selbstmordes sein.

Liewenberg. Während eines heftigen Gewitters fuhr hier ein Blitz in das Wohnhaus des Zimmermeisters Harwardt. Das Haus brannte vollständig nieder. Ein anderer Strahl traf den Thurm der katholischen Kirche in Heilsberg und zertrümmerte die Fahnenstange.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Der Kassirer der hiesigen Kämmerei-Hauptkasse, Herr Haack, feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum. Während seiner Dienstzeit als Kassenbeamter sind über 600 Millionen Mark durch seine Hände gegangen.

Dirschau. Todt gequetscht wurde auf dem hiesigen Bahnhof der Arbeiter August Lehr beim Zusammenkuppeln einer Locomotive mit einem Waggon.

Elbing. Der Lackirermeister Wilhelm Tormer wurde von einem Zuge überfahren und getödtet.

Flatow. Ihre goldene Hochzeit begingen die Eheleute Besitzer Gospoda. Eine besondere Freude wurde dem Jubelpaare durch das Erscheinen zweier Söhne zu theil, welche eigens zu dem Feste aus Nord-Amerika gekommen varen.

Provinz Pommern.

Stettin. Dr. Amelung, der Gründer und frühere Direktor der hiesigen Versicherungs-Gesellschaft „Germania", ist im Alter von fast 70 Jahren gestorben. Vor zwei Jahren beging er das 40jährige Jubiläum als Leiter der „Germania", bei welcher Gelegenheit ihm mannigfache Beweise der Achtung und Verehrung dargebracht wurden. — Justizrath Leistikow feierte sein 50jähriges Amtsjubiläum.

Bütow. Von seinem älteren Bruder erschossen wurde der junge Mühlenbesitzersohn W. Hauschulz zu Klein-Rakitter-Mühle im hiesigen Kreise aus Unvorsichtigkeit.

Greifswald. Hier wurde der Arbeiter Draegert wegen Mordversuchs, Sittlichkeitsverbrechen und Bedrohung zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt. — Die Robert Gramlich'schen Eheleute begingen die Feier ihrer goldenen Hochzeit. Der Ehemann steht im 82., die Ehefrau im 75. Lebensjahre.

Köslin. Ueber 44,000 Kreuzottern sind im Laufe des vergangenen Jahres im Regierungsbezirk Köslin gefangen worden, wofür an Prämien mehr denn 11,000 Mark aus der Staatskasse gezahlt worden sind.

Misdroy. Beim Bahnbau wurde der 16 Jahre alte Arbeiter Nietsch überfahren und lebensgefährlich verletzt.

Provinz Schleswig-Holstein.

Schleswig. Der Kassirer der hiesigen königlichen Regierungshauptkasse, Rechnungsrath von Berg, ist in den Ruhestand getreten. Derselbe beging im vorigen Jahre die Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums.

Altona. Beim Baden ist der Malergehilfe Karl Osterbrock ertrunken.

Flensburg. Der Arbeiter Harald Moeller machte einen Mordversuch auf seine Geliebte, indem er derselben auf offener Straße mehrere tiefe Messerstiche beibrachte. Der Thäter ist verhaftet. Das Motiv der That ist vermuthlich Eifersucht.

Hügum. In Abwesenheit der Besitzerin brannte ein in der Haide belegenes Haus nieder. Ein dreijähriges Mädchen, das Kind der Wittwe Larsen, kam in Abwesenheit der Mutter in den Flammen um.

Kiel. Der Kirchenräuber Boebel aus Leobschütz, welcher in der hiesigen Heiligengeistkirche einen Einbruch verübte, wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. — Auf der Kaiserwerft an Bord des Schulschiffes „Stein" verunglückte der Nieter Schultz dadurch, daß die Feldschmiede auf ihn herabfiel und ihm den Kopf zerschmetterte. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

Provinz Schlesien.

Breslau. Beim Verkaufsjagdrennen stürzte Freiherr v. Hodenberg so unglücklich, daß ein Bruch der Wirbelsäule und des Schädels erfolgte. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Beuthen. Das hiesige Schwurgericht verurtheilte den Schmied Randoll, welcher seinerzeit bei seiner Verhaftung den Amtsdiener Kandzia niederschoß, zu fünf Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust.

Eckersdorf. Der Zahlmeisteraspirant Töpfer in der Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika ist in Kilimatinde am Sumpffieber gestorben. Er stammt aus hiesigem Orte.

Hochkirch. Der hier verstorbene frühere Centrumsabgeordnete Pfarrer Dr. Paul Majunke setzte sämmtliche Armen der Parochie Hochkirch als Universalerben ein.

Provinz Posen.

Posen. Die Strafkammer verurtheilte den hiesigen Schuhmacher Michael Danielczak wegen Majestätsbeleidigung zu einem Jahr Gefängniß. — Im Alter von 81 Jahren ist der frühere Landwirth und spätere Marktreporter der „Pos. Ztg.", Carl August Seliger, gestorben.

Exin. Der Bürgermeister Knapkiewicz feierte mit seiner Gattin die silberne Hochzeit.

Meseritz. Das Dorf Jazynici ist fast vollständig niedergebrannt.

Pudewitz. Die Wirthschaft des Besitzers Hedt in Bociniec wurde ein Raub der Flammen. Fast sämmtliche Gebäude, wie Wohnhaus, Ställe und Scheune brannten total nieder.

Schildberg. Das Anwesen des Destillateurs J. Feibelsohn ist niedergebrannt.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Der freireligiöse Prediger Wolpdorf von hier wurde von der Strafkammer in Naumburg wegen Gotteslästerung zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Barby. Amtsrath Adolf von Dietze feierte mit seiner Gemahlin, Therese, geb. Reisner, das Fest der goldenen Hochzeit.

Erfurt. Von einem jähen Tode ereilt wurde die 23jährige unverehelichte Gebhardt. Das junge, lebenslustige Mädchen brach plötzlich am Mittagstisch, vom Herzschlag getroffen, zusammen und war sofort eine Leiche.

Halle a. S. Der frühere zweite Bürgermeister von Delitzsch, Assessor a. D. Simon, wurde wegen von ihm begangener Unterschleife zu fünf Jahren Gefängniß und fünf Jahren Ehrverlust verurtheilt.

Kösen. Der Arbeiter Karl Lendrich aus Lengefeld, der vor Kurzem eine kleine Erbschaft gemacht und daher die Arbeit eingestellt hatte, legte sich Nachts in betrunkenem Zustande auf den Bahnkörper zwischen die Geleise. Lendrich wurde von einem Zuge zur Seite geschleudert, wobei er schwere Verletzungen erlitt. Dieser Tage wurde der Schafmeister Christian Grunert beerdigt. Der Alte hat ununterbrochen 75 Jahre auf dem Rittergute Burghäseler (im Besitze der Familie v. Burkersroda) im Dienste gestanden.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Königl. Oberarzt Dr. Reusing vom Militär-Reitinstitut verunglückte durch Sturz mit dem Pferde bei Engelbostel und starb gleich darauf infolge Bruches der Wirbelsäule. — Die vier Töchter Lina, Ella, Mary und Henny, die letzgenannten sind Zwillinge, des hiesigen Kunst- und Handelsgärtners Fr. Poser feierten gleichzeitig das Fest ihrer Vermählung; ihre Auserwählten sind ein Apotheker, ein Schiffsofficier und zwei Kaufleute.

Blender. Auf der Hofstelle der Hofbesitzerin Wwe. Bormann brach Feuer aus, das in kurzer Zeit Scheune, Wohnhaus und Stallungen einäscherte.

Empelde. Der Maurer Smolawa von hier wurde bei Abbruchsarbeiten von einer stürzenden Mauer getroffen und so schwer verletzt, daß er bald darauf starb.

Freiburg (Elbe). Der Wegemeister Hillermann feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Göttingen. Die goldene Hochzeit feierte das Ehepaar Kaufmann S. Fischer in geistiger und körperlicher Frische.

Provinz Westfalen.

Münster. Der Ankauf von 750 Hektar der Gelmerheide zur Anlage von Rieselfeldern wurde von den Stadtverordneten genehmigt. Die Kosten des Projekts belaufen sich auf 700,000 Mark.

Bocholt. Im Streit erstach der Schuhmacher Paß den Arbeiter Rohring.

Borgholzhausen. Zwischen hiesiger Station und Halle i. W. fand ein Eisenbahnunfall statt, bei welchem der Lokomotivführer Zehrenberg von hier schwer verletzt wurde.

Dortmund. Der Betriebssekretär Walms, der auf der Straße einem Hochzeitszuge zuschaute, wurde von einem Straßenbahnwagen erfaßt und zermalmt. — Der Landrath des hiesigen Landkreises Freiherr v. d. Heyden-Rynsch feierte sein 50jähriges Jubiläum als Staatsbeamter.

Everswinkel. Der 21jährige Landwirth Lörmann, der unter einem hohen Baume während eines Gewitters Schutz suchte, wurde mit zwei Pferden vom Blitz getödtet. Ein in der Nähe stehender Knecht wurde nur betäubt.

Rheinprovinz.

Aachen. Gestorben ist im Alter von 77 Jahren der Architekt Karl Rhoen, der sich auf dem Gebiete der Erforschung der alten Baudenkmäler unserer Stadt und der Umgebung besonders hervorgethan und darüber zahlreiche Schriften veröffentlicht hat.

Düsseldorf. Plötzlich gestorben ist an einem Schlaganfall in Braunfels, wo er zur Kur weilte, der Stadtbaurath Frings.

Ettorf. In dem benachbarten Orte Alzenbach feierte der Hauptlehrer Peter Joseph Stein sein 50jähriges Amtsjubiläum. 48 Jahre seiner Thätigkeit haben allein der Gemeinde Alzenbach gegolten.

Elberfeld. In der Schönfärberei von Franz Krause explodirte ein Faß Benzin durch Feuer. Krause wurde schwer, dessen Ehefrau minder schwer verletzt. — In der Kattundruckerei Schlieper & Baum zerstörte Feuer die Trockenkammer mit großen Posten Waaren; der Schaden wird auf 100,000 Mark geschätzt; die Entstehungsursache ist unbekannt.

Kreuznach. Mit Vierlingen weiblichen Geschlechtes beschenkte die Frau des Werkführers Eismann ihren Gatten. Eines der 4 Kinder kam todt zur Welt, während die drei anderen lebensfähig sind.

Koblenz. Der Kanonier Hansen vom hiesigen Feld-Artillerie-Regiment No. 23 fiel beim Fahren von dem Protzkasten. Das Rad der Kanone ging über den Kopf des Mannes; der Verunglückte starb im Lazareth.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Kreisphysikus Dr. Spiegelthal feierte die Wiederkehr des fünfzigsten Jahrestages seiner Amtsthätigkeit als Kreisphysikus.

Birkungen. Der Ackermann Kullmann wurde infolge Scheuens der Pferde aus seinem Wagen geschleudert. Das Hemmschuheisen drang ihm dabei tief in die Schläfe. Ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, ist der 40jährige Mann am Tage darauf den erlittenen schweren Verletzungen erlegen.

Frankfurt. Die Strafkammer verurtheilte den Zimmermann Georg Schmidt, der während des Braueraustandes einen arbeitswilligen Fahrburschen beschimpft und mit Schlägen bedroht hatte, zu vier Monaten Gefängniß. — In einem Anfall von Geistesgestörtheit sprang die im Hause Alte Mainzergasse 10 wohnende, fünfzigjährige Wittwe Rehdans von der Wilhelmsbrücke in den Main. Der Arbeiter Dietrich sprang der Lebensmüden nach und rettete sie.

Mitteldeutsche Staaten.

Altenburg. Bei einem in Gesellschaft eines anderen Herrn unternommenen Spazierritt stürzte am Münsaer Berge Rechtsanwalt Dr. Brehme, ein Mann von 41 Jahren, als die Pferde plötzlich Galopp ansprangen, so unglücklich vom Pferde, daß er das Genick brach und alsbald verstarb.

Arnstadt. Der Schauspieler Wocke-Beuermann überfiel in einem Hotel den Redakteur Rehbein vom „Arnst. Tageblatt." und brachte ihm mit einem Instrument mehrere Wunden am Kopfe bei. Ursache war eine abfällige Kritik.

Braunschweig. Im 73. Lebensjahre ist der Commerzienrath R. Rittmeyer, Chef der Wein-Großhandlung R. Rittmeyer & Co., gestorben.— Von der Strafkammer wurde der pens. Forstaufseher Karl Lüders von hier und der Tagelöhner Friedrich Bollmann aus Reppner wegen Sittlichkeitsverbrechens zu je $1\frac{1}{2}$ Jahren Zuchthaus bezw. Gefängniß verurtheilt.

Detmold. Rechtsanwalt Afemissen, der Führer der lippeschen Freisinnigen, wurde wegen Beamtenbeleidigung von der hiesigen Strafkammer zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt.

Kl.-Vahlberg. Durch einstürzendes Erdreich wurden die in der Sandgrube des Landwirths Langelüddecke beschäftigten Arbeiter A. Wegener und Herm. Ehlers verschüttet. Der Ackermann Fritz Nalop, welcher zufällig mit Gespann in der Nähe war, konnte Ehlers noch lebend, wenn auch schwer verletzt, hervorgraben; während Nalop dann mit seinem Gespann dem Dorfe zueilte, um Hilfe zu holen, gingen die Pferde durch und überfuhren drei Kinder, welche jedoch glücklicher Weise nicht schwer verletzt wurden. Wegener konnte leider nur als Leiche geborgen werden.

Wolfenbüttel. Registrator Wilhelm Brecht vom Amtsgericht ist an Blutvergiftung gestorben. Vor einigen Tagen, als er vom Kegeln kam, bellte ihn ein Hund an. Er schlug mit dem Schirm nach ihm, rutschte aus, spaltete und brach den Daumen der rechten Hand. Er renkte diesen selbst ein, doch ist er hierbei nicht mit der nöthigen Vorsicht verfahren; es kam ein Erdtheilchen in die Wunde, wodurch Blutvergiftung entstand. Es trat Wundstarre und bald darauf der Tod ein.

Sachsen.

Dresden. Sein 50jähriges Bürger-Jubiläum konnte der Privatmann Engel begehen. — Im Alter von 84 Jahren starb der Geh. Rath Heinrich Hermann Klemm. — Das Schwurgericht verurtheilte wegen Kindestödtung die 22 Jahre alte Marie Wolf aus Bad Landeck zu 4 Jahren und die 22jährige Klara Bertha Emma Gerlach aus Kotzenau zu $3\frac{1}{2}$ Jahren Gefängniß. — Wegen Unterschlagung im Amte verwirkte der frühere Stadtsteuer-Einnehmer Ferdinand Moritz Lohr aus Erfenschlag 1 Jahr 3 Monate Gefängniß.

Annaberg. Der Beutlermeister Carl August Haugk feierte sein 50jähriges Bürgerjubiläum. Er wurde von dem Rathe der Stadt beglückwünscht und durch ein Diplom ausgezeichnet.

Bautzen. Die Hausbesitzerin Marie verw. Schier geb. Schulze wurde aus Anlaß ihres 50jährigen Bürgerjubiläums durch Stadtrat Heerklotz und Stadtverordnetenvorsteher Schulrath Dr. Müller Namens der städtischen Collegien in ihrer Wohnung unter Aushändigung eines Ehrengeschenkes beglückwünscht. — Goldene Hochzeit feierte der Steuerheber a. D. C. Kunack mit seiner Gattin.

Chemnitz. Das hiesige Landgericht verurtheilte den ehemaligen Direktor der Eppendorfer Industrie-Gesellschaft, König, wegen Betrugs und Urkundenfälschung zu 4 Jahren 3 Monaten Gefängniß und 1000 Mk. Geldstrafe event. noch 3 Monate Gefängniß.

Crimmitschau. Jüngst verunglückte in einem Steinbruche der Handarbeiter Franz Louis Klopfer durch Herabstürzen von einer Abraumstelle. Die Verletzungen haben nunmehr den Tod des bedauernswerthen Mannes herbeigeführt.

Leipzig. Der 17jährige Modelltischlerlehrling Felix Reinhold Lindner aus L. Lindenau wurde beim Baden in der Nähe des Sportplatzes von der Strömung fortgerissen und ertrank. — Die goldene Hochzeit feierte der Schriftgießer-Invalid Johann Carl Lippold mit seiner Ehefrau Rosine Christiane in L.-Entritzsch.

Mittweida. Bürgermeister Apelt hat sein Amt niedergelegt.—Die goldene Hochzeit feierte der Webermeister Karl August Seidel mit seiner Gattin. — Wegen eines an einem Dienstmädchen verübten Sittlichkeitsverbrechens und Mordversuchs wurde der Drahtzieher Ulbricht verhaftet.

Mühlberg a. d. Elbe. Der 57 Jahre alte Lehrer Dietrich wurde auf dem Nachhausewege von der Schule auf der Straße plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen; er verschied kurz darauf am Herzschlag.

Nossen. Ein Unglücksfall, bei dem gegen 15 Personen mehr oder weniger schwere Verletzungen erlitten, ereignete sich unweit des Waldrestaurants „Romanus". Daselbst wird eine tiefe Kluft durch einen Steg überbrückt, der in dem Augenblicke zusammenbrach, als eine Schaar Damen und Herren (Mitglieder eines Gesangvereins in Plauen) über ihn hinwegschritt. Die Personen stürzten in die Tiefe. Mehrere der Verunglückten fanden im hiesigen Krankenhause Aufnahme.

Oppelsdorf. In einem Wassertümpel wurde der 49 Jahre alte Hausbesitzer Ernst Krusche aus dem benachbarten Wald todt aufgefunden. Krusche hat sich aus dem Gasthof in Wald entfernt, ist jedenfalls in der Dunkelheit vom Wege abgekommen und in den Wassertümpel gestürzt

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Der Provinzialdirektor von Starkenburg und Kreisrath von Darmstadt Geheimrath von Marquardt beging sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Gestorben ist hier der Lehrer Carl Schaffnet, der sich als Darmstädter Dialektdichter einen geachteten Namen erworben hat.

Bürgel. Vom Schwurgericht der Provinz Starkenburg wurde der 26jährige Bäckergeselle Bühler aus Langenhard, der den Gemeindewald von Bürgel fahrlässig in Brand gesetzt und einen Schaden von ca. 10,000 Mark angerichtet hatte, zu einer Gefängnißstrafe von zehn Monaten verurtheilt.

Lauterbach. Aus dem Leben schied in Darmstadt der 85 Jahre alte Geheime Regierungsrath von Kopp. Der Verstorbene war von 1858 bis 1883 Kreisrath des Kreises Lauterbach. Bei seiner im Jahre 1883 erfolgten Pensionirung und seinem Wegzug von hier ernannte die Kreisstadt Lauterbach v. Kopp zu ihrem Ehrenbürger.

Mainz. Einer der ältesten Lehrerveteranen Deutschlands ist der hiesige Oberlehrer Kübel, der schon 62 Jahre im Amte ist. Der immer noch Rüstige hat seine Versetzung in den Ruhestand nachgesucht.

Bayern.

München. Der Wurstfabrikant Winter nahm in einer hiesigen Badeanstalt ein Kastendampfbad, wobei der Badediener den Dampfhahn nicht rechtzeitig schloß und dann den Badegast vergaß. Winter wurde lebendig gekocht und starb unter qualvollen Leiden. — Bei dem Umbau des Gasthauses „Zum Lachenden" stürzte der Maurer Lorenz Bichl vom 4. Stock in den Keller und erlitt einen Schenkel- und Armbruch, sowie eine schwere Gehirnverletzung. — Das 16jährige Dienstmädchen Marie Bierlmeier von hier, die bei dem Färber Ferd. Helbig, Reichenbachstraße 14, bedienstet war, stürzte in den hinter dem Hause vorbeifließenden Pesenbach und ertrank.

Altheim. Der verheirathete Häusler Mensauer verletzte seine Frau bei einem Streite durch einen Schuß lebensgefährlich; darauf erschoß er sich selbst.

Faulenbach. Nach kurzer Krankheit ist der Major a. D. F. S. Niedermayer im 61. Lebensjahre gestorben.

Freyung. Dem Buchdruckereibesitzer, Distriktskassier Andreas Schauberger platzte beim Besteigen eines Fuhrwerkes am linken Fuße eine Ader, infolge dessen er an Verblutung starb. Schauberger war der Verleger der „Freyunger Waldpost" und 53 Jahre alt.

Gronsdorf. Zu heftigen Auseinandersetzungen kam es hier zwischen dem Bauern Mathias Gruber und dessen Sohn Josef Gruber, der Brauбursche in München ist. Gruber sen. brachte schließlich seinem Sohne eine schwere Stichwunde unter der linken Achselhöhle bei.

Kempten. Der verheirathete Taglöhner Magnus Lieb, Vater von drei Kindern, wurde von dem 20jährigen Wagnergesellen Otto Kellerberger von Rohrdorf, mit dem er in einer Wirthschaft einen Wortwechsel gehabt hatte, in die Brust gestochen, wobei die Lunge verletzt wurde. Lieb dürfte kaum mit dem Leben davon kommen.

Tittmoning. Ein beim Bauern zum Ponauer der Gemeinde Kirchweidach bediensteter Knecht hat aus Eifersucht die 28jährige Dienstmagd Maria Schnitzinger in Tyrlaching ermordet, indem er ihr den Hals durchschnitt und das Gesicht gräßlich verstümmelte. Der Mörder wurde in die hiesige Frohnveste eingeliefert.

Würzburg. Der Oekonom Link von Nordheim (Rhön), gegen den vor dem Schwurgericht wegen Raubversuch verhandelt wurde, hat sich während der Mittagspause in seiner Zelle erhängt. — Am Bau der Adalbertkirche in der Sanderau stürzte der 22jährige Taglöhner Böhnlein aus Hof vom Thurmgerüst ab und war sofort todt.

Württemberg.

Stuttgart. Durch Erhängen hat der Uhrmachergehilfe Chr. Zähringer seinem Leben ein Ende gemacht. — Der frühere langjährige Verwalter des Katharina Hospitals Aug. Fischötter ist nach längerem Leiden im Alter von 66 Jahren verschieden.

Bonlanden. Bei Streithändeln zwischen Arbeitern wurde der ledige Adolf Haug von dem 60jährigen Leonhard Weber aus Holzheim so unglücklich in den Unterleib gestochen, daß er anderen Tages starb. Der Thäter stellte sich selbst dem Gericht.

Eßlingen. Der 27jährige Schreiner Scholb begab sich Abends von Wangen aus der Wirthschaft zur Friedrichsau in den gegenüberliegenden Dick'schen Fabrikneubau. Dort fiel er in den ca. 5 Meter tiefen Keller und war sofort todt.

Kalw. In dem benachbarten Orte Althengstett ist der Typhus auf's Neue ausgebrochen, er hat in den letzten Tagen mehrere Opfer gefordert. Es hat sich zum zweiten Male eine Commission, bestehend aus Aerzten und Beamten, in den Ort begeben, um die Ursache der Krankheit zu erforschen und Vorbeugungsmaßregeln zu treffen. Die Gemeinde wird nun eine große Entwässerung des Orts vornehmen, wodurch man dem Uebel abzuhelfen hofft.

Kannstatt. Vom Dache eines Neubaues abgestürzt ist der Flaschner Konrad Schmautz; derselbe wurde schwer verletzt in's Krankenhaus gebracht.

Künzelsau. Die katholische Kirchengemeinde erwarb am Abhang des Galgenbergs an der Staatsstraße nach Waldenburg einen Bauplatz, auf dem in nächster Zeit die katholische Kirche und der Gottesacker errichtet werden soll. Der zuerst in Aussicht genommene Bauplatz wurde aufgegeben, weil in seine Nähe das Krankenhaus kommen soll. — In der Prozeßsache des Privatsparvereins Künzelsau gegen die Mitglieder der Unterpfandsbehörde Ohmenheim, OA. Neresheim, hat das Oberlandesgericht in Stuttgart in der Berufungsinstanz die betheiligten Gemeinderäthe zur Zahlung des Betrages von 35,000 M., sowie zur Tragung sämmtlicher Kosten verurtheilt.

Münsingen. Dieser Tage zog ein heftiger Wirbelsturm über unsere Gegend. Im Gelände des Truppenübungsplatzes wurden streckenweise Bäume abgeknickt und entwurzelt; die in unmittelbarer Nähe des Barackenlagers liegende neuerbaute Wirthschaft „zum Lichtenstein" wurde vom Unwetter hälftig abgedeckt und das Kamin eingerissen. Auch in der Mehrstetter Gegend und auf der Zwiefalter Alb wüthete der Sturm und richtete an Bäumen großen Schaden an.

Tuttlingen. Nach kurzer Krankheit starb im Alter von 53 Jahren der Zeichenlehrer Professor Cornel. Ende des vergangenen Jahres feierte der Verblichene sein 25jähriges Dienstjubiläum.

Ulm. In der Schleiferei zur Schwestermühle zersprang ein großer Schleifstein und zerschmetterte dem Lehrling Joh. Berger vollständig den Kopf. — Nach einem Exerzieren des Feldartillerie-Regiments No. 13 in der Friedrichsau wurde das Pferd des Lieutenants Ludwig scheu und raste mit dem Reiter die ganze Olgastraße bis zum Bahnhof hinab. Dort stieß es mit einem Karren zusammen und kam zu Fall. Der Reiter wurde abgeschleudert und erlitt innere Verletzungen.

Baden.

Karlsruhe. Nach 50jähriger Dienstzeit ist der Vorstand des hiesigen Domänenamtes, Domänenrath Josef Kreutz, in den Ruhestand getreten.

Emmendingen. Bei der Fahrt zur Jagd entlud sich das Gewehr des Hauptmanns Giese. Die Schrotladung ging in's Knie, das vollständig zerschmettert wurde.

Freiburg. In der Nähe des Schlachthauses sprang das 21jährige Dienstmädchen Barbara Breithaupt von Oberrieflingen unter einen daherbrausenden Bahnzug und wurde auf der Stelle getödtet.

Grünwettersbach. Nicht unerheblicher Schaden wurde durch Feuer in der hiesigen Cigarrenfabrik von Rieger & Co. in Karlsruhe angerichtet.

Heidelberg. Der 24jährige Kaufmann Siegfried Zarkowski, der das hier kürzlich eröffnete Kaufhaus Gebrüder Zarkowski vertritt, ist wegen Feilhaltens von Postkarten mit obscönen Bildern und Versen zu 30 Mark Strafe verurtheilt worden.

Konstanz. Bei Erstellung von Telegraphenstangen an der Bahn bei Fützen stürzte dieser Tage eine neue Telegraphenstange mit dem Bahnarbeiter S. Fischer aus Thiengen um. Fischer erlitt einen Armbruch und so schwere innere Verletzungen, daß er starb. Der Verunglückte war die einzige Stütze seiner Mutter.

Mannheim. Eine Gefängnißstrafe von fünf Tagen diktirte die Strafkammer dem Formerlehrling W. L. Wiesenecker aus Heidelberg zu. Derselbe kaufte sich von dem Gelde, das er seinen Eltern veruntreut hatte, ein kleines Flobertgewehr und machte damit in der Friedrich Karl Straße Schießübungen und schoß dabei dem Volksschüler J. Müller eine Kugel durch die linke Ohrmuschel.

Neckargemünd. Die 31 Jahre alte Frau des Gastwirths und Bäckermeisters Imhof von Heiligkreuzsteinach ließ sich in einem Anfall von Irrsinn vom Zuge überfahren. Ihr Körper wurde in zwei Theile geschnitten.

Pforzheim. Einer der angesehensten und verdienstvollsten hiesigen Bürger, der ehemalige nationalliberale Landtagsabgeordnete Bijouterie-Fabrikant E. Bichler, feierte in voller geistiger Frische seinen 80. Geburtstag, aus welchem Anlaß dem Jubilar zahlreiche und herzliche Ovationen zu Theil wurden.

Renchen. Auf dem hiesigen Bahnhofe wurde der Bahnbeamte Wilhelm Göppert aus Hofweier von einem Schnellzuge überfahren und schwer verletzt.

Schönau. Im Oekonomie-Gebäude des Fabrikarbeiters L. Baumeister kam Feuer zum Ausbruch, das von der Feuerwehr bald gedämpft werden konnte. Der Schaden ist unbedeutend.

Rheinpfalz.

Neustadt a. H. Aufsehen erregt das stille Verschwinden des Reallehrers Marx von der hiesigen Realschule. Gegen ihn ist Untersuchung eingeleitet, weil er sich eines schweren Sittlichkeitsverbrechens an verschiedenen Zöglingen schuldig gemacht haben soll.

Weißenheim a. B. Ackerer Jakob Scherr wurde von seinem Pferde, das er in den Stall stellen wollte, derart auf Mund und Stirn geschlagen, daß er bewußtlos vom Platze getragen werden mußte.

Zweibrücken. Im Kalkwerke Lautzkirchen stürzte der Arbeiter Konrad 17 Meter tief ab. Er erlitt dabei einen tödtlichen Schädelbruch. Seine Mutter, eine Wittwe, verlor schon zwei andere Söhne durch Unglücksfälle.

Ludwigshafen. Selbstmord verübte der 39jährige Tagner Michael Rickert, indem er sich auf dem Speicher der elterlichen Wohnung im Stadttheil Friesenheim erhängte. — Dem bei der Firma Wolf Netter beschäftigten Arbeiter Joh. Ries fiel beim Ausladen von eisernen Trägern ein solcher auf das Bein, so daß dasselbe unterhalb dem Knie brach. Ries wurde in das städtische Krankenhaus verbracht. — Wegen Sittlichkeitsvergehens erfolgte die Verhaftung des Zimmermanns Schardt.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Der hier verstorbene Rentier Hatt vermachte verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt Stiftungen in der Gesammthöhe von 115,000 Mark.

Moosch. In der in Abbau genommenen Silbergrube „Aurora" ist man auf eine sehr mächtige Silberader gestoßen.

Peltre. Zwei Brüder, Söhne der Wirthin Poir, geriethen in Streit, in dessen Verlauf der ältere einen Revolver zog und seinen Bruder niederschoß. Dieser ist schwer verwundet. Die Brüder waren seit langem verfeindet. Der Thäter ist entflohen.

Mecklenburg.

Grabow. Vor dem Rehberger Thore vergnügte sich in einem Garten der 10jährige Knabe Müller damit, daß er mit einem Tesching nach Vögeln schoß. En Schuß ging jedoch fehl und traf die in einem Nachbargarten beschäftigte Frau des Maurergesellen Scharnberg in den Kopf. Die Verwundung ist nicht lebensgefährlich.

Gülzow. Nachdem erst vor wenigen Tagen das Wohnhaus des Zimmergesellen Schuhmacher niederbrannte, ist jetzt unser Ort wiederum durch Feuer heimgesucht worden. Dasselbe nahm diesmal eine größere Ausdehnung an. Eingeäschert wurden die Wohnhäuser und theilweise auch die Stallungen der Büdner Sudrow, Zander, Grotkopf und Harloff. Die Entstehungsursache des Brandes ist unbekannt.

Ludwigslust. Als der Arbeitsmann Danitz für den Spediteur Engel Rollgut vom Bahnhof abfuhr, fiel er vom Rollwagen in dem Augenblick, als ein schwerer Milchwagen vorüberfuhr. Danitz wurde von diesem überfahren und trug lebensgefährliche Verletzungen davon.

Oldenburg.

Oldenburg. Bei einem Officiersrennen stürzte das Pferd des Lieutenants v. Kramska; es war sofort todt. Der Reiter blieb ohne bedeutende Verletzungen. — Hofrendant Beyersdorff feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Beone. Als die beiden Brüder Wente auf dem Felde arbeiteten, wurde der eine vom Blitz getroffen und sofort getödtet; der andere wurde nur schwer betäubt und wird wahrscheinlich keinen weiteren Schaden davon haben.

Freie Städte.

Hamburg. Herr Robert S. Carr, Seniorchef der gleichlautenden weltbekannten Firma, ist gestorben. — Der Director der Hamburger Volksbank, Woernle, ist nach längerem Leiden verstorben. — Ueber Bord seines Kahnes fiel der 18jährige Sohn des Schiffseigners Schade aus Lauenburg in der Nähe der Veddel und ertrank, ehe ihm Hülfe gebracht werden konnte. — Flüchtig geworden ist der Kanzler des hiesigen peruanischen Consulats, Julio Enrique Moevius y Chocano, nach Unterschlagung von etwa 30,000 Mark Kassengeldern. Gegen den Flüchtigen ist von der Staatsanwaltschaft ein Steckbrief erlassen worden. — Aufsehen erregt die Verhaftung des Kaufmanns E. Kiderlen, Oberlieutenant der Landwehr, der große Betrügereien verübt hat.

Bremen. Die Bürgerschaft bewilligte $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark zur Vergrößerung des Freibezirks. — Bei einer Bootsfahrt in der Bürener Weser ertranken infolge Kenterns ihres Bootes zwei junge Schweizer, Emil Schubiger und Hans Sieber aus Solothurn, die in einer Fabrik in Bremen als Techniker angestellt waren. Der Besitzer des Bootes, ein Sohn des hiesigen Großkaufmanns Tidemann, wurde gerettet.

Schweiz.

Baden. In der Limmat ertrank der ehem. Badanstalt Geschirrhändler Erismann.

Hägendorf. Der 46 Jahre alte Josef Vögeli, Ursen sel., hat sich vermittelst eines Schusses seines Vetterli-Ordonnanzgewehres durch Mund und Kopf getödtet.

Hergiswyl. Verunglückt ist der $16\frac{1}{2}$ Jahre alte Franz Josef Hug, Sohn, im Schwarzehrli. Mit Arbeit bei der Scheune beschäftigt, ging er in dieselbe hinein und auf die Heubühne, glitt aus und fiel auf einen Klotz, der in der Tenne sich befand, hinunter. Der Tod trat sofort ein.

Kestenholz. Letzter Tage entlud sich über Kestenholz ein fürchterliches Gewitter. Ein Blitzschlag entzündete den Gasthof zum Kastanienbaum. Das Feuer verbreitete sich rasch von der Dachfirst aus. Dank der frühen Abendstunde, da die meisten Nachbarn noch wach waren, war das Feuer bald gelöscht.

Reisiswyl. Hier starb, als er eben, anscheinend völlig gesund und munter scherzend beim Einspannen eines Pferdes behilflich war, an einem Schlaganfall Commandant Samuel Leibundgut im Alter von 68 Jahren.

Rorschach. Im Bodensee ist ein Arbeiter Namens Spirri ertrunken.

Rüderswyl. Im Schnetzenschachen in der Emme ertrank der in der Vennersmühle wohnhafte, ledige Schwellenarbeiter Joh. Leuenberger, Ulrichs, von Trachselwald.

Schildwald. Im Strohhause des S. Burkhardt brach Feuer aus und äscherte dasselbe bis auf den Grund ein. Der einzige Bewohner, R. Weber, konnte kaum das Leben retten. Ein zehnjähriger Knabe hat eingestanden, das Haus in Brand gesteckt zu haben.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der bekannte Finanzier Ignaz Richter v. Ephrussi ist, 65 Jahre alt, gestorben. — Der seit 53 Jahren in der Leopoldstadt ansässige Kaufmann Jacob Steger, Bürger von Wien, feierte mit seiner Gattin Anna das Fest der goldenen Hochzeit. — Ein bekannter Wiener Geschäftsmann, der Kaufmann Max Kohn von der Firma Max Kohn & Comp., hat sich in einer Badeanstalt erdrosselt; ein Nervenleiden hat den reichen Mann in den Tod getrieben. — Die Handarbeiterin Katharina Benda hat sich in ihrer Wohnung, X., Reisingergasse No. 18, aus Noth erhängt. — Der Rauchfangkehrer Joseph Rom und der Möbelpacker Johann Piller kamen durch einen Sturz in eine Eisgrube um's Leben. — Bei einer Fechtübung in einer hiesigen Fechtschule wurde der Schauspieler Josef Klein vom Schriftsteller Hermann Bahr durch einen Rapierstich empfindlich verwundet. — In einem Hotel im dritten Bezirk hat sich der Kammerdiener Franz Adamcic erschossen, nachdem er vorher seine Geliebte, die Kellnerin Luise Terschnitz, tödtlich verletzt hatte.

Bozen. Der Referendar am Kriminalgericht und preußischer Secondelieutenant in Reserve Bogislav v. Oheimb aus Berlin wurde wegen Hochstapeleien in Südtiroler Kurorten und Betrügereien dem hiesigen Kreisgericht eingeliefert.

Budapest. Agent Edmund Weiß hat sich durch einen Revolverschuß getödtet. Weiß hatte bei der Papierfabrik Riedler 7000 fl. defraudirt. — In größter Armuth ist hier der bekannte Publizist Graf Nikolaus Bethlen gestorben. — General Moricz Perczel, der Onkel des Abgeordnetenhauspräsidenten Desider Perczel, ist verschieden.

Budweis. Lehrer Mirwald aus Kschanda wurde, weil er bei den Waffenübungen beim Namensaufruf anstatt mit Hier! mit Zde sich meldete, vom Militärgericht zu drei Monaten Kerker verurtheilt.

Luxemburg.

Ettelbrück. Unweit von hier wurde in der Sauer die Leiche des 52 Jahre alten Fuhrmanns Peter Mergen ertrunken gefunden; der Mann hat wahrscheinlich in Folge eines Unfalles sein Leben verloren.

Bofferdingen. Das Haus des Bierführers Bernhard Roden, sowie die anstoßende Stallung und Scheune des Ackerers Jos. Wolmering wurden durch Feuer zerstört. Der Schaden des Wolmering beläuft sich auf ca. 7000 Fr. Derselbe war versichert. Roden erleidet einen Verlust von ca. 2000 Fr., der nicht durch Versicherung gedeckt ist.

Die Mode.

Unter den für die heiße Sommerzeit besonders bevorzugten Seidenstoffen sind es zunächst die Foulards und Satin-Libertys, die in neuen Grundfarben und Druckmustern die reichste Abwechslung zeigen. Für ältere Damen und einfachere Toiletten passen am besten Schwarz, Marineblau, Violett, Grau, Braun und Grün in den verschiedensten Farbentönen mit ziemlich kleiner, meist weißer Musterung.

Jüngere Damen, die selbstverständlich alle diese Farben ebenfalls tragen können, finden noch Türkisblau, Roth, Hellblau, Lichtgrün, Rosa oder Gelb und dazu eine Fülle reizvoller, buntfarbiger Muster auf weißem und crêmefarbenem Grund im Pompadourstil mit eingestreuten Blumen, Ranken, Schleifen, Streifen und anderen Phantasiemustern, durchschnittlich jedoch zierliche Motive. Bedruckte Surahs eignen sich ihrer ruhigeren Farbenverbindung und ihrer einfachen Vornehmheit wegen wieder mehr für etwas ältere Damen.



Dasselbe gilt von dem stets elegant wirkenden Taffet in den verschiedenen Musterungen und Farben. Wunderhübsch sind z. B. Taffete mit strohhalmbreiten Streifen in Kupfer, Türkisblau, Hellgrün oder Lila mit schattirten oder weißen Streifen auf glattem oder gemustertem Grund und solche mit Streifen verschiedener Breite und Farbe auf dunkelfarbigem Grund.

Außer den Streifen, die in dem modernen Bestreben, die Figur schlanker erscheinen zu lassen, fast immer längs laufen, sind es kleine Block- und Phantasiecarreaux, die den Grund beleben. Auch hier begegnen wir einer endlosen Skala von Farbenverbindungen, so daß jede Dame, von der Matrone bis zum siebzehnjährigen Mädchen, das ihrer Eigenart Entsprechende findet.

Für die Jugend eignet sich am besten Taffet in Rosa, Blau, Roth u. s. w. mit verschwimmenden Carreaux, für ältere und alte Damen Malve, Lila, Grün, Schwarz-Weiß, Braun u. a. m. Taffet chiné erscheint für ältere Damen besonders hübsch in metallisch schimmerndem Braun, Violett, Grün und Kupfer. Weißer und hellgrundiger Taffet ist oft mit einer matten Musterung in zwei und mehr Farben versehen, die von lebhaft und kräftig wirkenden Streifen und Carreaux durchzogen wird.



Daß auch schwarzer Taffet mit broschirtem Grund und kleinen, aufleuchtenden Farbeneffecten vertreten ist, erscheint bei der Begünstigung von Schwarz selbstverständlich. Wunderhübsch ist z. B. ein solcher Taffet mit gemustertem Grund und ganz kleinen Brochés in Rubinroth, Türkisblau, Smaragdgrün u. dergl. Diese Brochés sind sehr klein und bilden zierliche Blättchen, Blüthen, Steinchen, Punkte u. s. w.

Punktmusterungen sind überhaupt sehr beliebt, und wenn junge Damen weißen oder hellfarbigen Taffet mit bunten oder weißen Punkten tragen, so können ältere Damen schwarzgrundigen Taffet mit violetten, altblauen mit weißen Punkten u. s. w. wählen.

Die erste Abbildung veranschaulicht eine Toilette aus Foulard. Aeußerst geschmackvoll ist diese mit à jour eingefügten Spitzeneinsätzen verzierte Toilette aus weißem, mit blaßblauem und gelbem Blumenmuster durchstreutem Foulard, deren Rock von drei schmalen, mit Spitze besetzten Frisuren begrenzt ist. Der Serpentinevolant des oben faltenlosen Rockes ist mit diesem im Zusammenhang mit Einsätzen garnirt, die graziöse Rokokoschleifen bilden. Unter die Einsätze ist blaßblaue Seidengaze geheftet. Die in gleicher Weise verzierte Taille wird durch einen türkisblauen, mit Straßschnalle geschlossenen Gürtel begrenzt. Der passenartige Einsatz, sowie die sich diesem anschließende Aermelgarnitur ist aus gezogener, weißer Seidengaze gearbeitet, ebenso der Stehkragen, dessen Kräuschen dreimal durch schmales, fliederfarbenes Sammetband unterbrochen werden. Jedes Bändchen hat vorn eine kleine, eckige Straßschnalle. Die Spitzenschleifen befinden sich auch an den Aermeln, die am Handgelenk von kleinen, türkisblau abgefütterten und mit Gazekräuschen besetzten Manschetten begrenzt sind.

An der lose auf gelblicher Seide gearbeiteten, sehr wirkungsvollen Toilette aus rother Etamine, Figur 2, ist der Rock aus einem oben faltenlosen, kurzen Rocktheil und einem hohen Ser-



pentinevolant zusammengesetzt. Der obere Theil ist dreimal mit Guipüreeinsatz geziert, unter dem der Stoff fortgeschnitten ist, so daß das Unterkleid hindurchleuchtet. Die vorn und hinten rund ausgeschnittene Taille hat eine Passe nebst hohem Stehkragen aus gelblicher Seide und Guipüre und ist am Ansatz der Passe ringsum mehrmals über Schnur eingekräust. Den unteren Abschluß bildet ein faltiger, rother Seidengürtel, der seitlich zur flotten Schleife gebunden ist. Die langen, quer gefalteten Aermel haben an den Schultern über Schnur eingekräuste, angesetzte Theile. Auf den Schultern ruhen pattenartige Garniturtheile aus Seide mit Bisenumrandung und Zierknöpfen. Sehr hübsch ist auch der Hut aus Phantasiegeflecht, über dessen Kopf sich eine Gazedraperie legt, die hinten mit faltigen Enden herabhängt. Seitwärts an der aufgeschlagenen Krempe befindet sich ein voller Tuff schöner Rosen mit grünem Laub.

Außerordentlich anmuthig ist die lose auf einem Unterkleid von mattgrünem Taffet gearbeitete Toilette aus gelblichem, gemustertem Seidentüll, Figur 3. Die reiche, aus schmalen, gelblichen



Spitzenbändchen bestehende Rokokostickerei umrandet in leichten Bogen den anteren Rand des Rockes und bildet auf diesem außerdem verschieden große Figuren. Die nur unten leicht gefaltete, einfache Blusentaille ist hinten, sowie auf dem seitlich überzuhakenden Vordertheil und auf den Aermeln ebenfalls in reizvoller Weise mit Bändchenstickerei verziert. Der mit leicht umgebogenen Spitzen geschnittene Stehkragen, sowie die Schärpe bestehen aus grünem Taffet. Die Stickerei ist in der leicht ausführbaren Arbeit von aufgenähten Spitzenbändchen sehr wirkungsvoll und wird durch die verschiedenartigen Füllstiche noch besonders belebt.

Eine aparte Neuheit, die Verwendung durchsteppter Tuchstreifen als Garnitur, bringt die Toilette aus blau und weiß carrirtem Taffet, Figur 4, zur Anschauung. Der hinten unsichtbar durch eine Reihe pneumatischer Knöpfe geschlossene, obere, etwas kürzere Rock ist oben vollkommen anliegend, ohne jede Falte gearbeitet und unten nur 3 Yards weit. Er fällt lose über einen weißen, unten mit carrirter Seide besetzten Taffetrock, der ebenso wie der obere Rock mit durchflochtenen, blauen Tuchstreifen besetzt ist. Diese sind etwa 1¾ Zoll breit zu schneiden, zusammenzulegen und mehrmals zu durchsteppen. Statt dieser zwar sehr neuen, jedoch ziemlich mühevoll herzustellenden Garnitur kann auch um die Hälfte schmalere Litze verwendet werden, die sehr ähnlich wirkt. Auch die Jackentheile ist auf weißem Taffet hin-



ten anschließend, vorn lose gearbeitet und auf den Rückentheilen, sowie über die Schultern fortlaufend auch vorn mit durchflochtenen Tuchstreifen besetzt. Unter den Armen ziehen sich die Streifen lose nach vorn und enden hier unter großen, flachen, aus Tuchstreifen gebildeten Schleifenornamenten. Revers und Umlegekragen aus blauem Tuch haben dichte Stepperei. Den unteren Rand des Jäckchens, das in der verschiedensten Art offen, sowie halb und ganz geschlossen getragen werden kann, begrenzt ein durchsteppter Tuchstreifen. Die nach altdeutscher Art unten spitz auslaufenden Aermel sind hier ebenfalls mit Tuchstreifen, oben mit einem Schleifenornament aus Streifen besetzt. Unter dem Jäckchen wird beliebig eine Bluse oder ein Blusenhemd getragen; an unserem Original wird die Toilette durch einen Spitzenshawl vervollständigt. Der Hut aus weißem Phantasiegeflecht ist mit blauen Federn und einer Straßagraffe geschmückt.

Englischer, großcarrirter Wollenstoff in grünem Farbenton ist für die geschmackvolle Toilette verwendet, deren Garnitur in weißem Tuch und Streifen aus grünem Atlas besteht (Figur 5). Die etwa einen Zoll breiten Atlasstreifen schmücken den Rock vorn längs der beiden Nähte, bilden unten eine tiefe Zacke und setzen sich am unteren Rande fort. An der hinten mit kleinem Frackschooß gearbeiteten Taille bilden die Streifen auf den Verbindungsnähten der getheilten Vordertheile scheinbar die Fortsetzung der Rockgarnitur und begrenzen den unteren Rand. Die übereinander tretenden Vordertheile sind linksseitig mit Crystallknöpfen und Schnurschlingen geschlossen. Atlasstreifen zieren auch oben und unten die engen Aermel und den geschweiften Reverskragen aus weißem Tuch. Den kleinen Ausschnitt der Taille füllt ein Chemisett nebst Stehkragen aus weißer Seidengaze, mit einer zierlichen Schmucknadel. Höchst chic und apart ist auch der zur Toilette gewählte Hut aus écru-farbenem Strohgeflecht, den Hortensienknospen mit Laub, sowie vorn eine volle, grüne, von einer Straßschnalle gehaltene, flache Sammetrosette schmücken.

R. P. Bland.

Im Alter von beinahe 64 Jahren ist auf seiner Farm bei Lebanon, Mo., der Congreßmann Richard Parks Bland aus dem Leben geschieden. Der Verstorbene, welcher am 19. August 1835 in Hartford, Ky., geboren war, ließ sich im Jahre 1869 in Lebanon als Advocat nieder, nachdem er abwechselnd in Missouri, California, Utah und Nevada gelebt hatte. In den Congreß wurde er elfmal gewählt und in demselben hat er als Führer der Silberpartei eine Rolle gespielt. Es gelang ihm, verschiedene Freiprägungs-



R. P. Bland.

Bills im Repräsentantenhause zur Annahme zu bringen, die aber dann allerdings im Senat auf dem Wege des Compromisses bedeutend modificirt wurden. Auf ihn in letzter Linie sind die verschiedenen Silberankaufs-Bills, wie die Bland-Allison-Acte und die Sherman-Acte, zurückzuführen. Im demokratischen Nationalconvent von Chicago im Jahre 1896 stand er eine Zeit lang als wahrscheinlicher Präsidentschaftscandidat im Vordergrunde des Interesses, bis ihm Bryan den Vorrang ablief.

Zu viel verlangt.



Der Steffelbauer kommt zum Notar, der ihm ein Schriftstück zum Unterzeichnen vorlegt. Als der Steffelbauer bemerkt, daß er nicht schreiben könne, fordert ihn der Notar auf, das übliche † zu machen, was er willig thut!... „Jetzt machen Sie noch ein †!“ bemerkt der Notar... „So!... Und jetzt noch ein's!“

Steffelbauer: „Ja monat's Ees denn, i' mal' Ent an' ganz'n Gottesacka hin?!“

Egoistischer Wunsch.



Großtante (jammernd): „... Was thu' ich noch auf dieser Welt; keinem Menschen kann man mehr 'was nützen, wenn man so alt ist!“

Neffe (Antiquitätenhändler): „Allerdings!.. Schade, daß Du nicht e' Schrank bist!“

— Der Pantoffelheld. Frau Reiferl: Sind Sie denn auch glücklich mit Ihrem Mann? Frau Kneiferl: Selbstverständlich. Der soll's 'mal probiren, daß er nicht glücklich mit mir ist!

Die Affäre Dreyfus.

Ein Sensationsdrama aus dem Leben, wie es die Welt wohl noch nie zuvor erlebt hat, die Affäre Dreyfus, welche die französische Republik wiederholt in schwere Krisen zu verwickeln drohte und die in der ganzen civilisirten Welt ungeheures Aufsehen erregte, naht sich dem Ende. Vor dem Kriegsgericht in Rennes wird sich der Schlußact abspielen und dieser wird voraussichtlich mit der Freisprechung des als Verräther zu lebenslänglicher Deportation verurtheilten und infam cassirten Capt. Dreyfus enden. Im Hinblick auf das große Interesse, welches überall der Affäre Dreyfus entgegen gebracht wird, erscheint es wohl am Platze, in großen Zügen ein Bild der Entwickelung von ihren Anfängen bis zum heutigen Tage zu bringen.

Im Jahre 1893 war bemerkt worden, daß aus den Archiven des Generalstabes mehr oder minder wichtige Actenstücke verschwanden, ohne daß zunächst irgend eine Spur auf den Urheber der Verräthereien führte. Erst im September 1894 wurde dem Oberstlieutenant Henry von einem Agenten das seitdem vielgenannte Bordereau eingeliefert, welches eine Aufstellung



Capt. Dreyfus.
(Vor der Degradation.)

von verschiedenen Mittheilungen enthielt, u. A. Angaben über eine hydraulische Geschützbremse, Bedeckungstruppen, Abänderung der Artillerie-Formation, Handbuch der Schießtheorie für die Feldartillerie u. dgl. m. Am Schlusse schrieb der Verfasser, daß er zu den Manövern abgehe. Das Bordereau, welches in einem Papierkorb der deutschen Botschaft aufgelesen sein sollte, war nach Form und Inhalt das Begleitschreiben einer Sendung der aufgeführten militärischen „Geheimnisse“ an einen ausländischen Agenten, der, nach Behauptung der späteren Ankläger des Capt. Dreyfus, nur der deutsche Militärattaché sein konnte.

Capt. Dreyfus war im Jahre 1894 zum Generalstab commandirt worden. Bis zu dieser Commandirung mit den vorzüglichsten Zeugnissen ausgestattet, hatte Dreyfus unter seinen Kameraden und Vorgesetzten vom Generalstabe von Beginn an mit einem fast unverhohlenen Uebelwollen zu kämpfen, welches anfänglich vermuthlich lediglich auf die antisemitische Stimmung des französischen Officiercorps seiner weit überwiegenden Mehrheit nach zurückzuführen war. Auf ihn lenkte sich der Verdacht der Thäterschaft mit Bezug auf das „Bordereau“ und die Entwendung der Actenstücke, deren Verschwinden beobachtet worden war. Am 15. October 1894 wurde Dreyfus verhaftet. Als Untersuchungsrichter wurde der inzwischen aus der Armee gestoßene du Paty de Clam bestellt. Dieser suchte durch brutale Behandlung Drey-



Major Graf Walsin-Esterhazy.

fus unsicher zu machen und ihm ein Geständniß abzupressen. Dreyfus blieb bei seiner Betheuerung, daß er unschuldig sei. Am 19. December 1894 trat das Kriegsgericht von sieben Officieren zusammen. Die Anklageschrift, deren Verfasser Graf d'Ormescheville war, stützte die Anschuldigung auf ein angeblich lockeres Leben des Angeklagten, häufige Reisen nach dem Elsaß sowie auf den Umstand, daß Dreyfus der deutschen und italienischen Sprache mächtig sei. Die Behauptung einer lockeren Lebensführung ist durch das Leumundszeugniß des Polizeipräfecten Lépine widerlegt worden, ebenso ist erwiesen worden, daß Dreyfus nur einmal im Elsaß gewesen ist und zwar nach dem Tode seines Vaters. Geldbedürftigkeit war bei ihm ebenfalls ausgeschlossen, weil er von Hause aus reich ist. Das einzige thatsächliche Belastungsmaterial bestand in dem oben erwähnten „Bordereau“. Auf die Frage, ob das Schriftstück von Dreyfus herrühre, äußerten sich zwei Schriftsachverständige bejahend, zwei verneinend, während der fünfte überhaupt keine bestimmte Meinung auszusprechen vermochte. Heute ist es feststehend, daß die Richter zu einem freisprechenden Erkenntniß entschlossen waren. Da ließ der damalige Kriegsminister Mercier in offenem Widerspruch zum Gesetze den Richtern die jetzt bekannten geheimen Actenstücke vorlegen, von denen weder der Angeklagte noch dessen Vertheidiger Kenntniß erhielt. Unter dem Eindrucke dieser Schriftstücke erkannten die Richter auf „Schuldig“. Dreyfus wurde zur Degradation und lebenslänglichen Deportation verurtheilt, die von ihm eingelegte Revision wurde verworfen. Am



Oberst Henry.

4. Januar 1895 wurde er degradirt. Während er fortgesetzt schrie: „Ich bin unschuldig! Es lebe Frankreich!“ wurde ihm die Uniform vom Leibe gerissen. Kurze Zeit darauf wurde er nach der Teufelsinsel befördert.

Etwas über ein Jahr hatte der Verurtheilte in der Verbannung gelebt, ohne daß viel über ihn bekannt wurde. Inzwischen war Oberstlieutenant Picquart zum Leiter des Nachrichtenbureaus ernannt worden. Diesem fiel es auf, daß nach wie vor Actenstücke aus dem Generalstabe verschwanden. Sein Verdacht lenkte sich auf Esterhazy, der ein ausschweifendes Leben führte und sich stets in Geldverlegenheit befand. Durchschlagend war für Picquart der Eingang des „Petit bleu“, eines Rohrpostbriefes, der vom Obersten v. Schwartzkoppen herrühren sollte und an Esterhazy adressirt war. Picquart benachrichtige seine Vorgesetzten Gonse und Boisdeffre und wurde von diesen zunächst ermuntert, seine Nachforschungen fortzusetzen. Zu bemerken ist, daß Picquart in jenem Stadium der Angelegenheit noch nicht an die Unschuld des Dreyfus dachte, vielmehr diesen und Esterhazy für Verräther hielt. Zu der Ueberzeugung von der Unschuld Dreyfus' gelangte er erst, als eine Vergleichung der Schrift Esterhazy's mit dem Bordereau ihn durch die Aehnlichkeit beider überraschte. Als er auch hiervon seinen Vorgesetzten Mittheilung machte, wurde er von ihnen vor der weiteren Verfolgung der Angelegenheit gewarnt und, da er sich nicht beruhigen wollte, aus dem Generalstab entfernt, nach den Alpen und später nach Tunis versetzt. Gleichzeitig erging an den dortigen commandirenden General der Befehl, Picquart mit schwacher Mannschaft gegen die Tuarek zu senden, in deren Gebiet vor einigen Jahren die Expedition Morés niedergemetzelt worden war. Die Absicht dieses Befehls ist klar genug.

Mit Picquart war ein unbequemer Zeuge aus dem Wege geräumt. Allmälig aber sickerte doch Manches über die Vorgänge, die zu seiner Entfernung aus dem Generalstabe geführt hatten, durch und es begann sich die Ansicht zu verbreiten, daß Dreyfus unschuldig leide. Um dem entgegen zu treten, veranlaßten Mitglieder des Generalstabes am 14. September 1896 im „Eclair“ die Veröffentlichung eines der geheimen Actenstücke, in welchem die Wendung „Diese Canaille von D.“ vorkam, wobei das „D.“ einfach in „Dreyfus“ ausgeschrieben wurde. Am 10. November desselben Jahres gab der „Matin“ das Bordereau im Facsimile wieder. Die Wirkung dieser Veröffentlichung war der beabsichtigten gerade entgegengesetzt, da sie nun den Freunden des Dreyfus zum ersten Mal directes Angriffsmaterial darbot. Der Schriftsteller Bernard Lazare suchte nun die Unschuld Dreyfus' zu beweisen, vorläufig jedoch ohne Erfolg. Die letzte und wichtigste Phase der Dreyfuswirren wurde im Herbst 1897 eingeleitet, als sich der Senator Scheurer-Kestner der Sache annahm. Des Verurtheilten Bruder, Mathieu Dreyfus, zeigte am 15. November dem Gerichte an, daß das Bordereau in Wahrheit von Esterhazy herrühre. Esterhazy wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem aber am 11. Januar 1898 freigesprochen. Nun begann der Feldzug Esterhazy's und seiner Freunde, namentlich des Paty de Clam gegen Picquart. Wir können im Rahmen dieser Darstellung auf die Einzelheiten dieser Machenschaften nicht eingehen. Sie müssen jedoch erwähnt werden, weil sie den unmittelbaren Anlaß bildeten zur Veröffentlichung der Anklageschrift „J'accuse!“ durch Zola,



Paty du Clam.

die den Stein in's Rollen brachte. Zola wurde zwar zu einem Jahre Gefängniß und 3000 Francs Geldstrafe verurtheilt, die erregte Erörterung, die aber gerade deswegen fortgesetzt wurde, hatte jedoch zur Folge, daß der im Cabinet Brisson vom 29. Juni v. Js. zum Kriegsminister ernannte Deputirte Cavaignac sich berufen fühlte, als Retter des Vaterlandes aufzutreten und alle Angriffe wider die Gerechtigkeit des Urtheils gegen Dreyfus mit einem Schlage niederzuschmettern. Am 7. Juli brachte er die Hauptbeweisstücke für die Schuld Dreyfus' zum öffentlichen Vortrag. Darunter waren die Schriftstücke mit der Wendung „Diese Canaille von D.“, sowie ein angebliches Schreiben eines Militärattachés, welches in unmöglicher französischer Sprache abgefaßt, den Namen „Dreyfus“ vollständig ausgeschrieben enthielt. Die Kammer stand so sehr unter dem überzeugenden Eindruck dieser Darlegungen, daß sie den öffentlichen Anschlag der Rede Cavaignac's beschloß. Die Dreyfusfeinde hatten noch einen Sieg erfochten, aber es sollte ihr letzter sein. Sieben Wochen später war Oberst Henry als Fälscher jenes als „durchschlagend“ hingestellten Schriftstücks (Schreiben eines Militärattachés) entlarvt, wurde verhaftet und entleibte sich im Gefängniß. Nun wurde der Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierung doch so stark, daß sie — das Cabinet Brisson war in Folge des Theatercoups des Kriegsministers Chanoine gestürzt und an seine Stelle das Cabinet Dupuy getreten — beschloß, die Dreyfus-Angelegenheit dem Cassationshof zu unterbreiten. Sechs Monate etwa hat der oberste Gerichtshof für die Voruntersuchung gebraucht, die allerdings, wie uns die in den letzten Monaten mitgetheilten Veröffentlichungen des „Figaro“ beweisen, die überraschendsten Dinge zu Tage gefördert hat.



Oberst.-Lieut. Picquart.

Des Raumes wegen müssen wir uns darauf beschränken, nur noch mit wenigen Worten auf die Verurtheilung des Hauptmanns Dreyfus zurückzukommen. Wie wir gesehen haben, kam als officielles Belastungsmaterial, von den moralischen Momenten über die Lebensführung des Angeklagten usw. abgesehen, lediglich das Bordereau in Betracht. Nun ist heute feststehend, daß Dreyfus nicht Verfasser dieses Bordereaus sein kann. Der Schlußsatz des Bordereaus besagt, daß der Verfasser desselben zu den Manövern abgehe. Es muß demnach in der Zeit vor den Manövern geschrieben sein, welche im September stattfinden. Dreyfus konnte einen solchen Satz nicht schreiben, weil nach einem Erlaß des Generalstabschefs Boisdeffre vom 17. Mai 1894 die zum Generalstabe commandirten Officiere an den Manövern nicht theilzunehmen hatten. Es ist ferner behauptet worden, daß nur ein Generalstabsofficier die Mittheilungen hätte machen können, die im Bordereau aufgeführt werden. Besonderes Gewicht wurde dabei auf die hydraulische Geschützbremse, sowie die Schießvorschrift für die Feldartillerie



General De Boisdeffre.

gelegt. Nun hat ein Artilleriegeneral im „Figaro“ nachgewiesen, daß diese „Geheimnisse“ im August 1894 längst Gemeingut aller Artillerieofficiere gewesen sind. Was die geheimen Actenstücke anlangt, durch die das Kriegsgericht zur Verurtheilung des Dreyfus bewogen worden ist, so steht schon heute fest, daß das Schriftstück mit den Anfangsworten „Diese Canaille von D.“ sich nicht auf Dreyfus, sondern auf einen gewissen Dubois bezog. Die gegen Dreyfus ausgespielte chiffrirte Depesche des italienischen Militärattachés Panizzardi ist zu Ungunsten Dreyfus' gefälscht worden, während sie in Wahrheit ihn entlastete. Die übrigen Schriftstücke, die neben diesen beiden dem Kriegsgericht unterbreitet wurden, hatten überhaupt keinerlei Beweiskraft.

Es ist bekannt, daß noch nach dem Proceß gegen Dreyfus verschiedene „Beweisstücke“ fabricirt worden sind. Dahin gehört vor Allem die Fälschung Henry's und das angebliche Geständniß des Verurtheilten. Die mit allen authentischen Aeußerungen Dreyfus' in Widerspruch stehende Behauptung, daß er seine Schuld gestanden habe, ist auf einen zwei Jahre nach der Verurtheilung niedergeschriebenen Bericht des Hauptmanns Lebrun-Renauld zurückzuführen. Wie wenig hierauf zu geben ist, geht daraus hervor, daß dieser Officier, der die Degradirung Dreyfus' leitete, in seinem ersten Bericht über diesen Vorgang mit keinem Worte eines Geständnisses Erwähnung thut. In dem Maße, wie Dreyfus durch das in die Oeffentlichkeit gedrungene Material entlastet worden ist, lenkte sich der Verdacht der Thäterschaft auf Esterhazy, der sich jedoch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen gewußt hat.

Daß im Hinblick auf die zur Entlastung des verurtheilten Dreyfus der Cassationshof eine Wiederaufnahme des Verfahrens anordnete, konnte wohl nicht überraschen. Dreyfus selbst wurde nach Frankreich zurückgebracht und vor dem Kriegsgericht wird ihm volle Gelegenheit geboten werden, den Nachweis seiner Unschuld zu führen.

— Herausgeplatzt. „Meine Frau ist im Bade gestorben.“ Pantoffelheld: „Wie heißt der wunderthätige Kurort?“

Burg Ranis.

Abseits von der Heerstraße allgemeiner Reiseziele liegt im westlichen Theile von Thüringen, anderthalb Stunden von der Stadt Pößneck entfernt, Burg Ranis, eine der schönsten Burgen in deutschen Landen und doch nur wenig bekannt. Die Bauart des Ganzen ist frühgothisch, doch muthen die verwitterten und verwachsenen Thorbogen romanisch an. Das graufarbige Gestein unterscheidet sich in der Farbe kaum noch von dem Dolomitfelsen, auf dem der Bau ruht. Wie lange die alten Mauern schon stehen, darüber berichten uns die alten Urkunden wenig, doch führen sie die Entstehung der Burg auf das Zeitalter Karl's des Großen zurück. Dieser gründete einige Burgen an der Saale, zum Beispiel die Sorbenburg in Saalfeld. Sie hatten zunächst den Zweck, gegen das Vordringen der Sorben eine Feste zu sein. Zur Zeit der Ottonen war Ranis wahrscheinlich eine Pfalz deutscher Kaiser, die es oftmals von Saalfeld aus besuchten, um in den wildreichen Gründen der Umgebung der Jagd obzuliegen. 1139 wurde es nebst Saalfeld und einem Gebiet im Orlagau von Kaiser Philipp von Schwaben dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen geschenkt, zum Danke dafür, daß er



Westseite der Burg.

zu den Hohenstaufen übertrat. Als der Landgraf aber den Hohenstaufen die Treue brach, überzog ihn Philipp mit Krieg, und Ranis gelangte wieder in seinen Besitz. Beim Tode Philipps fiel es Kaiser Otto IV., der 1209 Ranis mit Saalfeld an die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg für 1000 Thaler verpfändete. Kaiser Friedrich II. belehnte sie später mit der Burg, die nun über zwei Jahrhunderte im Besitze der Grafen von Schwarzburg blieb. Um 1430 kam Ranis durch Kauf an das Haus der Wettiner. Im Jahre 1445, bei der Altenburger Theilung, fiel Thüringen an Herzog Wilhelm, der seinen Sitz auf Ranis nahm. 1446 feierte Wilhelm in Jena seine Hochzeit mit Anna, der ältesten Tochter Kaiser Albrechts II., doch wurde die Ehe sehr unglücklich. Dicht bei Ranis hatten auf einem hohen Felsen die Brandensteiner ein Schloß gebaut und ihm ihren Namen gegeben. Herzog Wilhelm entbrannte in heißer Leidenschaft für die schöne Katharina von Brandenstein, verstieß seine Gemahlin, die Kaiserstochter, und heirathete nach ihrem Tode die „schöne



Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit.

Käthe.“ Burg Ranis schenkte er seinem Schwager Heinrich von Brandenstein. In Glanz und Fülle lebten nun hier die Brandensteiner, doch ihre Verschwendung zwang sie 1571, Ranis sammt Brandenstein an den Ritter Melchior von Breitenbauch zu verkaufen. Mit ihm nahm das alte Adelsgeschlecht, bisher in Thüringen, im Vogtlande und in der Gegend von Meißen seßhaft, Besitz von der Burg, und bis auf den heutigen Tag ist sie dessen Eigenthum geblieben.

Eine unterirdische Verbindung mit Schloß Brandenstein soll die sagenumwobene Ilsenhöhle gewesen sein, und wenn auch diese Angabe durch kein historisches Zeugniß bekräftigt ist, so ist es doch Thatsache, daß man in dieser Höhle ein gutes Stück vordringen kann, tief unter den Schloßkörper; bald verengt, bald erweitert sich der theilweise arg verfallene Gang, und endlich versperren zerborstene Felsstücke den Weg derartig, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wird.

Den übersichtlichsten Anblick gewährt die Burg von der Westseite, obwohl angeklebte Mauerstücke und eingebaute neuere Fenster die Einheit des Stils theilweise zerstört haben. Südlich liegt ein alter Friedhof vor den Augen des Beschauers; stolz ragt die alte Burg von hier aus in die Höhe. Der große Park mit seinen verfallenen Mauern und Ruinen, mit seinen wilden Buchen- und Nadelbäumen, den alten Terrassen und Steinsitzbänken verleiht der Burg den Schimmer poetischer Romantik.

— Folgerichtig. Studiosus: „Hast Du Deinem Alten ordentlich eingeheizt?“ — Bummel: „Und ob! 500 Mark hat er geschwitzt!“

— Merkwürdig. „Merkwürdig, daß es den Frauen immer so schwer fällt, ihre Tasche zu finden.“ „„Jawohl — um so merkwürdiger, als sie die ihres Gatten immer so leicht finden.““

— Sängers Häuslichkeit. Der Tenorist: Siehst Du, Schatz, wenn ich unserem Baby etwas vorsinge, schweigt es. Die Mutter: Ach ja, aus dem Buben wird vielleicht einmal ein Musikkritiker werden.

Maulbeeren.

Eine Schießplatzgeschichte. (Von Christian Benkard.)

Maulbeeren, Schießplatzgeschichte — wer weiß, ob's wahr ist? Die so denken — es gibt solche mißtrauische Leute — mögen sich beruhigen, denn die Geschichte ist keineswegs erfunden, nur schon ein Vierteljahrhundert alt.

Das will nichts heißen? Oho! Bei der „christlichen Seefahrt“ will das sehr viel heißen, denn vor 25 Jahren gab's weder blanke Knöpfe an den Ueberziehern der deutschen Marinemannschaften, noch Torpedoboote, die mit einer Geschwindigkeit von 30—35 Knoten durch Wasser flitzen. Statt wie heutzutage mit ihren steifen Linien und dem graugrämlichen Anstrich den ihnen von Jan Maat beigelegten Spitznamen „Zementfabriken“ zu verdienen, trugen die Hochseeschiffe damals noch fast ausnahmslos den Schmuck stolzragender Masten, der Mensch an Bord war noch mehr Seemann als Soldat, und wollte am Lande der Parademarsch nicht klappen, dann fand es der Admiral ganz selbstverständlich, daß es die Blaujacken mit ihren Seebeinen nicht fertig brachten, auf dem Exerzierplatz herumzustelzen, wie der Storch im Salat.

Unsere äußerlich noch sehr schmucke Holzkorvette galt freilich damals schon als veraltet, sie füllte aber ihren Platz zwischen den vor Smyrna liegenden Kriegsschiffen aller Nationen ganz gut aus, zumal ja aus den gelegentlichen Gefechtsübungen niemals Ernst wurde. Wir hatten sogar vor den anderen etwas voraus: einen prächtigen Schießplatz am Lande. Ein in Smyrna ansässiger deutscher Kaufmann hatte unserem Kommando zum Scheibenschießen seine jenseits der Bucht gelegenen Weinfelder zur Verfügung gestellt; ist ihm dafür später etwas ins Knopfloch geflogen, so sei's ihm vergönnt, denn durch reichere Ernten wurde er für seinen Patriotismus ganz gewiß nicht belohnt.

Nahte nämlich die Reifezeit der auf besagten Feldern gedeihenden Weintrauben, Feigen, Maulbeeren und Tomaten, so zeigte die Schiffsmannschaft für das Scheibenschießen ein ganz besonderes Interesse; Leute, die sonst das Auswaschen eines pulverschleimbesudelten Gewehres durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählten, drängten sich förmlich heran zu den Schießübungen, ja der die betreffende Abtheilung befehligende Offizier mußte sich, bevor die Pinnaß vom Schiffe absetzte, immer erst überzeugen, ob er keine blinden Passagiere, keine „Freiwilligen“ im Boote hatte. Der Kommandant war ordentlich stolz auf den Diensteifer seiner Mannschaft, er bedauerte nur, daß diesem die Schießresultate so wenig entsprachen. Denn geschossen wurde da drüben geradezu miserabel; wußte der Kukuk, woran das lag!

Einmal fuhr ich mit, da hatte, so schien es, vollends der Teufel seine Hände im Spiel. Unterleutnant zur See Brackwasser befehligte die Expedition. Kommen ihm, der wohl längst zum Stabsoffizier aufgerückt ist, diese Zeilen zu Gesicht, so freut er sich hoffentlich, damals war's ihm aber weiß Gott nicht zum Lachen.

Also wir saßen feldmarschmäßig ausgerüstet in der Pinnaß, hißten unser Segel und fuhren los. Zunächst steuerten wir zwischen einigen fremden Kriegsschiffen hindurch und freuten uns der neidischen Blicke, die uns trafen. Ja, alle diese Nichtdeutschen mußten bei ihren Schießübungen schwimmende Scheiben ausbringen und nach jedem Schuß zum Anzeigen heranrudern, für uns aber bedeutete die Schießerei fast eine Landpartie, wobei man sich nach langer Bootfahrt im Grünen ordentlich die Beine vertreten konnte, wie der Seemann sagt, und —

“Schallermann, Sie scheinen schon im Voraus in verbotenen Genüssen zu schwelgen. Ich bitte mir aus, daß die halbreifen Weintrauben auf dem Schießplatze hübsch unberührt bleiben; verstanden!“ ruft Leutnant Brackwasser einem seinen Nachbar etwas laut unterhaltenden Matrosen zu. Der knurrt als Antwort einige unverständliche Worte und wendet sich mit dem Gesichtsausdruck der gekränkten Unschuld dem nahen Lande zu. Bald darauf wird das Segel heruntergeholt und die Bootsbesatzung krempelt die Bramtuchhosen auf bis über die Knie, da das ziemlich tiefgehende Fahrzeug immer schon 10—15 Schritte von dem flachen Ufer auf den Sand geräth, welche Entfernung durchwatet werden muß.

Da ist's ja schon so weit, der Bugmann versucht die Pinnaß mit dem Bootshaken noch einen Schritt höher hinauf zu schieben, dann geht's, die Waffen zum Schutz vor Salzwasserspritzern hocherhoben „rin in die Kartoffeln!“ Nur Leutnant Brackwasser und der Schießunteroffizier reiten, d. h. sie lassen sich „buckeln“. Ersterem ist nicht ganz wohl dabei, denn er hängt auf dem breiten Rücken Schallermanns, den er vorhin angehaucht hat. Markirt das Seepferd jetzt einen Wadenkrampf und setzt seinen Reiter zum Vergnügen der Zuschauer in den Uferschlamm, so kann ihm kein Mensch etwas anhaben.

Ein schmaler Sandstreifen mit weidenartigen Oleandergebüsch und dahinter ausgedehnte Ländereien, halb Garten, halb Feld mit Wein-, Obst- und Tomatenpflanzungen; ganz im Hintergrunde ein paar ländliche Holzhäuser. Befände sich ein Wirthshaus darunter, dann wäre das Ideal eines Schießplatzes fertig, doch der Mensch soll bescheiden sein und nicht gleich ein Paradies verlangen.

Hundert Meter vom Scheibenstand entfernt wird Halt gemacht und zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen aus Bootsriemen und dem Pinnaßsegel ein primitives Zelt errichtet. Die Kugeln fliegen, sofern sie nicht vor der Scheibe in den Boden gehen, auf das hier wenig belebte Meer hinaus oder sie treffen den Kugelfang, ein halbzerfallenes Gemäuer am Strande, vielleicht ein ehemaliges Vorwerk der die Stadt Smyrna überragenden Konstantinsfeste. Jedenfalls gewährt es den Zeigern ausreichenden Schutz, kurzum es ist hier eine ganz andere Schießerei als an den kahlen Ufern des schlammschwarzen Jahdebusens.

Zehn Mann müssen zum Schießen antreten, die übrigen machen sich daran, die Umgegend zu „rekognosziren“. Was die gute Mutter Natur ihnen darbietet, wird dankbar angenommen, seien es Tomaten, Maulbeeren oder Schildkröten. Die hier zahlreich vorkommende ‚sogenannte Weinbergschildkröte wird indessen nicht gegessen, sondern mit an Bord genommen und ihr Schild in den Freistunden mit Firniß abgerieben. In der Zwischenzeit kriechen die Thierchen, denen ja ein Fußtritt nicht schadet, frei umher; findet ein Matrose das seinige wieder, so spuckt er in die Hand und streicht ihm den gepanzerten Rücken, bis das auf diese Weise mit Geduld und Spucke behandelte Amphibium mit blankpolirtem Schilde prunkt. Zuletzt wird in die hornartige Masse noch kunstvoll ein Sprüchlein eingeschnitzt und das Mitbringsel ist fertig. Sicherlich kann sich keine Braut ein sinnigeres Angebinde denken, als eine dessertellergroße Schildkröte, deren Schildaufschrift die Treue des Geliebten bezeugt:

> Wenn er den Buckel mir gerieben,
> Sang er: „Wär' ich beim Schatz geblieben!“

Weitere Anziehungspunkte bilden die im Gelände vertheilten, von einem kleinen Rinnsal gespeisten Schöpflöcher. Nur wer selbst Tantalusqualen erlitt auf dem großen blauen Wasser, das man weder trinken noch zum Kochen und Waschen gebrauchen kann, wer in trübem sich vom Munde abgesparrten Thee oder meuchlings dem Schiffskoch entwendeten Kaffeewasser sich das beizende Seesalz von Körper und Gewand gewaschen, und von brennendem Durst getrieben, die ersten Schneeflocken mit offenem Munde aufgefangen — nur der kann dem Seemann den Hochgenuß nachempfinden, einmal nach Herzenslust in Frischwasser („Süßwasser“ sagen nur die Landratten) zu planschen. Die Beine ins Wasser hängen und dabei ein im Brodbeutel mitgebrachtes Paradehemd waschen, ja sogar in Frischwasser ausspülen; unerhörte Schlemmerei! Wenn's gut geht, wird auch noch Stück für Stück das Zeug vom Leibe gezogen und gewaschen, und während es auf den Jasminbüschchen trocknet, unterwirft sich der Eigenthümer einer Traubenkur. Und da wundert sich der Kommandant noch, daß seine Leute sich nicht herausschießen, sondern immer wieder von neuem auf den Schießplatz geführt werden müssen!

Leutnant Brackwasser wundert sich noch viel mehr; die ganze Gesellschaft hat, scheint es, den „Tatterich“. „Wer die Scheibe nicht trifft, fliegt ins Loch!“ droht er furchtbarlich; „bautz!“ geht der nächste Schuß ins Blaue. Und dieses dickschädelige Walroß von einem Schallermann! Nicht einmal die vorschriftsmäßige Meldung kann er machen, obwohl der Schießunteroffizier sie ihm zehnmal vorbetet: „Matrose Schallermann, Gewehrnummer 1143, schießt auf hundert Meter stehend aufgelegt, Standvisir gestrichen Korn, fünf Treffer, zwei im Strich.“

„Na, können Sie's jetzt?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Also los!“

Der Ostfriese nimmt sein Gewehr auf und meldet: „Matrose — Matrose Scallermann — —“

„Weiter, weiter!“

„Matrose Scallermann, Gewehrnummer hundert, stand frisirt 1143 Meter —“

„Ich will Sie frisiren!“ fährt der Leutnant auf Schallermann, der sich ehrlich Mühe gegeben, stößt im Zurückweichen an einen der als Zeltstützen verwendeten Bootsriemen und — kladderadatsch! stürzt der ganze Bau zusammen, unter seinen Trümmern drei Menschen begrabend. Diese versuchen zappelnd unter dem Segel herauszukommen, Schallermann erhält im Gedränge einen Fußtritt ins Gesicht und kneift in seinem Schmerz in den ihm nächsten, nicht ihm gehörenden menschlichen Körpertheil, so fest er zu kneifen vermag. Dann endlich wird von oben das Segel weggerissen und der Knäuel entwirrt sich.

Das Zelt wird wieder aufgebaut und die Schießübung nimmt ihren Fortgang, als sich bald darauf ein zweiter Zwischenfall ereignet. Die rekognoszirenden Matrosen haben einen Maulbeerbaum geentert, der angeblich zu einem fremden Grundstück gehört. Der befezte Eigenthümer erscheint auf dem Plane, babylonische Sprachenverwirrung, Drohungen hinüber und herüber. Schon schwingt ein soeben mit der großen Wäsche fertig gewordener Adam, der sich nicht aus dem Paradiese vertreiben lassen will, einen ausgerissenen Rebenpfahl dräuend über seinem Haupte, da eilt Leutnant Brackwasser hinzu, die Streitenden zu trennen und den Weg friedlicher Verhandlung zu beschreiten. Dem Türken gegenüber ist dies nicht leicht, verlangt er doch hartnäckig eine halbe Gold Lira Schadenersatz. Am Achtundzwanzigsten zehn Francs blechen — Kunststück! Aber auf eine Klage will es der Expeditionsführer nicht ankommen lassen, darum gibt er „bis nichts mehr ihm zu geben blieb.“

Nun hat aber auch die Gemüthlichkeit ein Ende, den Matrosen fliegen Kosenamen wie „Freibeuter!“ und „Piratenbande!“ nur so um die Ohren; ein pflanzer, der sich noch einstellt, erntet Grobheiten statt Geld. Leutnant Brackwasser nennt ihn einen unverschämten Patron über den andern und verlacht die Drohung des Fremden, beim Schiffskommando und nöthigenfalls beim Gericht Klage führen zu wollen.

Inzwischen ist die Sonne des Südens immer höher gestiegen und sie heizt unerbittlich den bösen Matrosen ein, die jetzt zur Strafe unter dem Gewehr stehen müssen, bis der letzte Schuß gefallen ist. Aber auch die Rückfahrt erfrischt sie nicht, denn die Pinnaß ist vollgepökelt wie ein Häringsfaß und die ohnehin leichte Brise flaut immer mehr ab. Am meisten jedoch leidet Leutnant Brackwasser, der nicht wie seine Untergebenen einen breitrandigen Strohhut, sondern die Dienstmütze trägt ‚unter der Hitze. Wenn nur die Fahrt nicht fast eine Stunde lang oder wenigstens das Trinkwasser in den Bootsfässern genießbarer wäre!

Um seine Qualen zu vergessen, wendet er seine Aufmerksamkeit einem Zivilboote zu, das den gleichen Kurs steuernd, die Pinnaß rasch überholt. Da reden die Leute immer von den Fortschritten der Schiffsbaukunst und diese seit Homers Zeiten im Bau unveränderten hochgeschnäbelten Fahrzeuge lassen mit ihren dreieckigen Latinersegeln bei flauer Brise das modernste Kriegsschiffsboot weit hinter sich.

Da bemerkt Leutnant Brackwasser, daß einer seiner Matrosen aus einer weithalsigen Flasche Maulbeeren in die Hand seines Nachbarn schüttet, der die saftigen Früchte gierig verzehrt. Ihm läuft beim Anblick des Labsals das Wasser im Munde zusammen, und da er mit der Entschädigung, die er an den Gartenbesitzer geleistet, die Maulbeeren gewissermaßen rechtlich erworben hat, läßt er sich ebenfalls einige auf die ausgestreckte Hand schütten. Die allersaftigste rollt aber gleich wieder herunter und auf das Knie des Konsumenten, dessen schneeweißeUnaussprechliche nun roth gefleckt erscheinen. Aergerliche Geschichte! Doch es läßt sich jetzt nichts daran ändern, und das Waschmädel wird schon Rath wissen.

Er läßt sich also die freilich schwerbezahlten Früchte schmecken und umsteuert, um am Fallreep anzulegen, erquickt das Heck seines Schiffes, als dort gerade jenes Zivilboot absetzt, das ihm vorhin vorbeisegelte. Was das zu bedeuten hat, lassen ihn die Worte des Wachthabenden ahnen, der ihn oben empfängt und ihm zuraunt: „Gleich bei Papa melden! Muselgreis an Bord gewesen; Obstdiebstahl; gibt 'ne höllische Gewitterböe.“

Mit väterlichem Wohlwollen wird der sich und seine Abtheilung an Bord Meldende vom Kommandanten allerdings nicht empfangen. „Papa“ mißt die schlanke Gestalt mit einem finsteren Blick und fragt mit grimmiger Ironie: „Hatten wohl strammen Dienst heute?“

„Zu Befehl, Herr Kapitän.“

Dem Gefragten war's bei der Antwort einigermaßen unheimlich zu Muthe, daß er aber so heftigen „Wind von vorn“ bekommen würde, hatte er doch nicht erwartet, denn der Kommandant donnert ihn förmlich an:

„Wie, Sie bejahen auch noch? — Jetzt endlich begreife ich die elenden Schießresultate und die gelockerte Disziplin der vom Schießen kommenden Mannschaften! Geschossen wird ja wohl überhaupt kaum da drüben, aber umsomehr geraubt, und der Abtheilungsführer ist mitten mang. Das ist ja schon mehr Plünderung, die in den Kriegsartikeln mit den strengsten Ehrenstrafen bedroht wird! .... Wollen Sie etwa leugnen?“ schneidet der Erzürnte dem bei der ungeheuerlichen Anschuldigung zurückfahrenden Leutnant das Wort ab. „Sehen Sie mal gefälligst in einen Spiegel, ob Ihr Maul nicht — Pardon! Ihr Mund nicht Maulbeerspuren aufweist! Und Ihre Beinkleider erst! Sie haben wohl förmlich in der Maulbeersauce gekniet, lieber Herr? Ein vom blutigen Mahle kommender Kannibalenhäuptling kann ja nicht ärger aussehen!“

„Jetzt ist's aus!“ sagt sich Brackwasser, indem sein Blick den blutrothen Fleck an seinem Knie streift. Welche Erklärung kann er vorbringen, die der gestrenge Vorgesetzte in seiner jetzigen Erbitterung nicht verlachte? Schweigen ist daher das Klügste, so peinvoll es ihm auch ist, ruhig anzuhören, daß der von ihm abgewiesene Kläger hier mit gesteigerten Schadenersatzansprüchen durchdrang.

„Dem Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind wir unserer Flagge schuldig. Die Lira, mit der ihn der Zahlmeister abfand, kommt selbstredend auf Ihr Konto; im Uebrigen: 14 Tage Bordarrest. Danke!“

Brackwasser ging in seine Kammer, um sich umzukleiden und über den Uebereifer des Kommandanten, die Flagge vor Schande zu bewahren, nachzudenken. Als er später mit tadellos weißen „Porzellanhosen“ zu Tisch kam, rief ihm Leutnant Zechmerker, der Messe-Vorstand, entgegen: „Haben ja 'nen stattlichen Posten Maulbeeren erstanden, wie ich höre.“ Und zu den übrigen Kameraden gewendet: „Finde es riesig nett von Brackwasser, daß er uns zum Nachtisch mit Obst versorgen will, denn das ist doch wohl seine Absicht. Schade nur, daß die Dinger so abfärben — Donnerwetter was?“

Von zarter Hand.

(Berliner Tageblatt.)

Von jeher ist ein humoristisch wirkendes Paar in den Witzblättern zu Hause: die Köchin, die am Sonntag Nachmittag in vollemStaat „ausgeht“, und ihr Begleiter, der forsche Soldat, dessen Stärke jedoch am Geldbeutel aufhört, und der daher für den „Ausgehtag“ Kostgänger der Köchin ist. Die Umkehrung des Ueblichen wirkte stets in diesen Scherzen und Bildern humoristisch, denn das Uebliche ist doch, oder war es wenigstens bisher, daß der Mann sich auch darin als Herr der Schöpfung zeigt, daß er sein Liebchen ausführt, daß er für Atzung sorgt und überhaupt die Kosten des Verfahrens trägt. Aber dieses bisher Uebliche scheint mit der Zeit die Ausnahme zu werden, denn die hochgelobte „Frauenbewegung“ erkennt kein Vorrecht des Mannes an, also auch nicht das Recht, die Damen freizuhalten, und es war daher ein verdienstliches Werk, die Konsequenzen aus den Theorien der Frauenrechtlerinnen zu ziehen.

Unsere Leser kennen die reizende Geschichte von den Dienstmädchen in Bunzlau. Die dortigen Küchenfeen gründeten einen Verein und gaben vor etwa 14 Tagen einen Ball. Da verfielen sie aber in eine atavistische Schwäche, sie erklärten, ein Ball ohne Herren sei wie ein Bunzlauer Topf ohne Deckel. Und man lud Herren ein, man lud sie ein mit dem ganzen Stolz und dem souveränen Selbstbewußtsein der modernen Frau. Die Herren wurden nämlich traktirt. Jeder erhielt zwei Glas Bier, Semmel und Würstchen— oder „Würschtel“, wie man in Bunzlau sagt — und dadurch war die Position scharf präzisirt; die Männer ‚auf die man nicht so ganz verzichten wollte, waren die Eingeladenen, die Traktirten, die von den Frauen Gefütterten, kurzum die Geduldeten, und das Ideal der modernen Frau war von den Bunzlauer Dienstmädeln in die schönste Wirklichkeit übertragen.

Eine andere schöne Blüthe am Baum der Frauenbewegung war in der vorigen Woche der Ausflug des Berliner Wittwenvereins nach Spandau und sein behördlicherseits genehmigter Umzug durch die alte Stadt. Die vergnügten Wittwen wollten aber auch nicht allein sein und luden daher gesetzte Herren älteren Kalibers aus Spandau und Umgebung, die selbstverständlich unabhängig und „ohne Anhang“ sein mußten, zu ihrem Feste ein. Die Söhne des Landes wurden mit Speise und Trank gelabt, und einige Verlobungen sollen das Resultat der Bräutigamsschau im Großen gewesen sein. Da in den Kreisen der Frauen-Emanzipation immer mehr die Ansicht durchdringt, nicht derMann habe die Frau zu wählen, sondern die Frau habe den Heirathsantrag zu machen, werden die Berliner Wittwen sicherlich vorbildlich wirken. Nicht nur Wittwen, sondern alle heirathsfähigen oder heirathslustigen Damen eines Distrikts laden die ledigen oder verwittweten Angehörigen des von nun an „schwächeren Geschlechts“ zu einem Feste. Die Damen bezahlen selbstverständlich, und beim Mahle bieten sie dem Manne ihrer Wahl Herz und Hand an. Wenn in irgend einem Distrikt Männermangel herrscht, werden „Wanderfahrten“ unternommen. Man erläßt die Ankündigung in den gesegneten Gebieten, daß sich die heirathsfähigen Männer um die und die Zeit dort und dort einfinden sollen. Die Jungfrauen undWittwen aus X. würden zur Stelle sein. Es werden 42 Männer gebraucht. Warme Würstchen, Semmel und zwei Glas Bier pro Mann werden auch den Zurückgewiesenen garantirt.

Im neuen Jahrhundert steht der Männerwelt sicherlich noch manche artige Ueberraschung „von zarter Hand“ bevor ....

Der kranke Schah.

Aus Ssewastopol wird gemeldet, daß, nach den Mittheilungen eines aus Teheran dort eingetroffenen russischen Offiziers, der Schah von Persien körperlich und geistig niedergebrochen und unfähig sei, die Staatsgeschäfte weiterzuführen. Er leide an Abnahme der Gedächtnißkraft und an Hallunzinationen. So soll er vor Kurzem, sich für gänzlich verarmt haltend, befohlen haben, die Vergoldung des Thronsaales und einen Theil seiner Gärten zu verkaufen, was natürlich nicht befolgt wurde. Er wird nie außerhalb seines Palastes gesehen und unterhält sich fast ununterbrochen mit den darin befindlichen Telephonanlagen.